Deutsches Lesebuch

für

Mittel- und Oberklassen

der

Volksschulen.

Herausgegeben von mehreren öffentlichen Lehrern.

Ausgabe für katholische Schulen.

Sechste Auflage.

Mittels h. Ministerial=Entschließung vom 22. März 1880 in das Verzeichnis der gebilligten Lehrmittel aufgenommen.

Nürnberg.
Verlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung.
1893.

Inhaltsverzeichnis.

Die poetischen Lesestücke sind mit Sternchen (*) nach der Nummer, die für die Mittelklasse bestimmten mit Kreuzen (†) vor der Nummer bezeichnet.

I. Der Mensch.

II. Länder- und Völkerkunde.

III. Die Natur.

IV. Anhang.

1. Mit Gott!

Mit Gott! — das ist ein schönes Wort —
Da wandert man so fröhlich fort
Und fragt nach Brücke nicht noch Steg; —
Mit Gott! — Man findet seinen Weg.

Dies Wort ist wie ein Wanderstab;
Man geht den Berg hinauf, hinab,
Das Feld hindurch, den Wald entlang,
Und graut die Nacht, man wird nicht bang.

Im Graun der Nacht, im Windgebraus —
Man weiß sich doch im Vaterhaus,
Sorgt nicht am Kreuzweg allzuviel,
Man geht mit Gott und kommt ans Ziel.

Mit Gott! — das ist so wunderleicht,
Und doch, so weit der Himmel reicht,
So weit hinwandeln Tag und Nacht,
Dies Wort hat wundergroße Macht.

Fürwahr, das ist ein sel'ger Mann,
Der's recht von Herzen sagen kann.
Er wird so stark, daß selbst der Tod
Demütig naht und nimmer droht.

Wohlan, so sprich zur Abendruh,
Zum Morgenlichte sag es du:
„Mit Gott! Mit Gott!“ — so fang es an,
Dein Tagewerk, so schließ es dann!

Klette.

†2. Der Sonnenaufgang.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus!
Es gibt hier was zu sehen,
Und ruft den Vater auch heraus; —
Die Sonne will aufgehen.

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter.

Von ungefähr kann das nicht sein,
Das könnt ihr euch wohl denken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was ihr gebühret;
Drum muß wer sein, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen;
Er schüttet seine Wohlthat hin
Und läßet sich nicht sehen;

Und hilft und segnet für und für,
Gibt jedem seine Freude,
Gibt uns den Garten vor der Thür
Und unsrer Kuh die Weide.

Und hält euch Morgenbrot bereit
Und läßt euch Blumen pflücken
Und stehet, wann und wo ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken;

Sieht alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freuet, was euch kränkt,
Und liebt euch allerwege.

Claudius.

†3. Das Vaterhaus.

Wo's Dörflein dort zu Ende geht, wo's Mühlenrad am Bach sich dreht, da steht im duft'gen Blütenstraufs ein Hüttlein klein, mein Vaterhaus.

Da schlagen mir zwei Herzen drin, voll Liebe und voll treuem Sinn; mein Vater und die Mutter mein, das sind die Herzen fromm und rein.

Darin noch meine Wiege steht, darin lernt' ich mein erst' Gebet; darin fand Spiel und Lust stets Raum, darin träumt' ich den ersten Traum.

Drum tausch' ich für das schönste Schlofs, wär's felsenfest und riesengrofs, mein liebes Hüttlein doch nicht aus; denn 's gibt ja nur ein Vaterhaus. Wiedemann.

4. Des Frühlings Konzert.

Kaum daß der Winter uns verlassen und daß der Frühling eingekehrt, so tönt auch schon auf allen Gassen ein wunderherrliches Konzert.

Denn schmetternd ruft die kleine Lerche die Schläfer alle aus der Ruh; es klappern ernst die Herren Störche langschnabelig den Takt dazu.

Der Schwätzer schimpft in seinem Rohre, die Spatzen zwitschern überall, die Tauben girren auf dem Thore; wie flötet süß die Nachtigall!

Und wie die kleinen Bienen summen um jede Blüt ohn Unterlaß! Und wie die muntern Käfer brummen, als sängen sie den tiefen Baß!

Der Kuckuck stimmt die Instrumente, die Frösche quaken in dem Sumpf; dort schnattert eine kleine Ente am Teiche auf dem Weidenstumpf.

Der Fink in seiner roten Weste, der Stieglitz in dem bunten Kleid, sie lärmen beide auf das beste, als wären sie gar nicht gescheid!

Das klingt von unten und von oben gar fröhlich in die Welt hinein! Das ist ein Singen, Jauchzen, Toben, ein Krächzen, Schnarchen, Lärmen, Schrei'n!

Doch wie sie auch verschieden scheinen, die Klänge alle, spät und früh, sie müssen dennoch sich vereinen zu einer einz'gen Melodie.

Die klingt heraus aus dem Getümmel, sie klingt in Thälern und auf Höhn: „Ach, gut ist unser Gott im Himmel, und seine Welt ist wunderschön!" W. Köhler.

†5. Das Leben der Singvögel.

Die Singvögel führen allem Anscheine nach ein sehr vergnügtes Leben. Ehe sie noch aus dem Ei schlüpfen, ist ihnen schon die Wiege bereitet, in der sie groß gezogen werden sollen. Denn wenn sie aus dem Ei kommen, sind sie entweder ganz nackt oder nur mit einem zarten Flaum bedeckt und können sich gar nicht helfen. Doch werden sie dann von den Alten mit großer Sorgfalt gefüttert. Sie brauchen nichts zu thun, als, wenn der Vater oder die Mutter kommt, ihre gelben Schnäbel aufzusperren und zu zwitschern. Dazu deckt sie die sorgsame Mutter des Nachts mit ihren Flügeln zu, daß sie nicht naß werden und nicht frieren dürfen. Sind sie flügge geworden, d. h. sind ihnen die Federn so weit gewachsen, daß sie fliegen können, so verlassen sie das Nest und setzen sich auf einen Strauch oder Baum, freuen sich im Sonnenschein und warten, bis ihnen der Vater oder die Mutter ein Würmlein, eine Mücke oder ein Käferlein bringt und in den Schnabel steckt. Denn sich ihre Nahrung selber zu suchen, dazu sind sie noch zu einfältig. Haben sie endlich auch das gelernt, und es kommt der Winter herbei, so ziehen sie in zahlreicher Gesellschaft oder auch einzeln fort, um wärmere Gegenden aufzusuchen und da zu warten, bis der Winter vorbei ist. Wenn dann die Knospen der Bäume schwellen, wenn die Büsche und Hecken grün werden, ziehen sie wieder in ihre Heimat. Sie verkündigen uns dann durch ihre Wiederkunft den Frühling. Da trifft sie indessen freilich manchmal ein Unglück. Sie lassen sich nämlich bisweilen von warmer Witterung verleiten, zu bald auf die Reise zu gehen. Kommen dann im März oder April noch kalte Tage mit Schnee und Frost, so müssen gar manche von den armen Wanderern erfrieren oder verhungern. Bleibt aber das Wetter warm, so schlagen sie in einem grünen Busche oder auf einem blühenden Baume ihre Wohnung auf und singen und spielen miteinander nach Herzenslust. Auch fangen sie an, Grashalme, Stroh, Moos, Federn u. dgl. herbeizutragen, um ihren künftigen Jungen im Verborgenen ein warmes, weiches Bett zu bereiten. Darauf legt das Weibchen Eier und brütet sie aus, während ihm das Männchen etwas vorsingt. Sind die Jungen ausgekrochen, so hören die Alten ganz auf zu singen, weil sie nun alle Zeit auf die Versorgung ihrer kleinen Nesthocker verwenden müssen. Wenn sie nun alle diese Arbeit getreulich gethan haben, so steht ihnen noch eine schlimme Zeit bevor, nämlich die Zeit, in der sie ihre alten Federn verlieren und neue bekommen. Während dieser

Zeit sind sie kränklich, hören auf zu singen und verkriechen sich in die dichtesten Gebüsche, bis ihnen ein neuer Federrock wieder gewachsen ist.

Jubitz.

6. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muſs sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiſs nicht, was noch werden mag;
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiſs die Qual!
Es muſs sich alles, alles wenden.

Uhland.

7. Der Kanarienvogel.

Vögelchen, wenn du wüßtest, woher einst deine Vorfahren gekommen sind, und wo deine Verwandten noch leben, du würdest dich wundern. Hättest du Erdbeschreibung gelernt, so wüßtest du wohl, wo dein Vaterland liegt. Aber du brauchst dich deswegen nicht zu schämen; deine Verwandten wissen auch nicht, in welchem Lande du lebst, und daß du jetzt in einem schönen Käfige bist. Die würden sich wundern, wenn sie von ihrer schönen und warmen Insel, wo sie alle Tage Schiffe sehen, hieher kämen und sähen dich in diesem stillen Zimmer so eingesperrt und doch so vergnügt. „Potztausend!“ würden sie sagen, „wie bist du denn zu deinen gelben Federn und zu deinem grünen Schöpfchen auf dem Kopfe gekommen? Davon wissen wir auf unserer Insel keine Silbe. Wir haben noch unsere graugrünen Kleider, wie sie unsere Großeltern in uralten Zeiten getragen haben. — Und was frissest du denn da? harte Eier? — Da muß ich lachen! Vielleicht bist du davon so gelb geworden! Den Hanf und das Vogelkraut wollte ich mir gefallen lassen, auch dies Stückchen Zucker und dies Äpfelschnitzchen; aber harte Eier! Wer ist doch auf diesen Gedanken gekommen? — Ist das vielleicht dein Weibchen,

das dort hinten im Eck sitzt und nur seinen Kopf sehen läßt? — Ich muß doch näher nachsehen. — Dies hölzerne Ding da soll ein Nest sein? — Und was habt ihr denn hineingelegt? — Charpie, sagst du? — Dies Wort habe ich in meinem Leben nicht gehört. — Übrigens sehe ich, daß unsere Kleidung doch noch nicht ganz bei euch aus der Mode gekommen ist. Dein Weibchen ist doch noch mehr grün als gelb."

Sieh, so ungefähr würde die Unterhaltung lauten, wenn du einen Besuch von den Kanarienvögeln bekämest. Über dein Singen würden sie sich wohl auch wundern, und dein gar zu starkes Schreien und dein Stampfen mit den Füßen würde ihnen auch nicht gefallen. Du machst mir oft Kopfschmerzen mit deinem allzustarken Singen, und ich hänge dich dann vor das Fenster hinaus, wo du es aber noch ärger machst. Auch scheint es, du hast an der Sonne eine besondere Freude und meinst vielleicht, man höre dich dort, weil du beim Singen so zu ihr aufblickst. Aber, liebes Tierchen, das ist eine vergebliche Mühe; die ist weiter weg, als du glaubst.

Wie man sich doch an alles gewöhnen kann! Unsere Kanarienvögel werden in Käfigen ausgebrütet und groß gezogen, leben und sterben in denselben und sind doch so vergnügt, als man es sich nur wünschen kann. Selbst den Winter hindurch verlieren sie ihre Fröhlichkeit nicht und singen vom Morgen bis zum Abend. Nur wenn sie ihre Kleider wechseln, sind sie still und wollen vielleicht ruhig abwarten, wie das neue ausfällt. Wenn sie aber dieses anhaben, so geht es mit neuer Kraft los, und sie haben nichts vergessen.

Eine glückliche Zeit für sie, wie für alle Vögel, ist die Brutzeit. Da haben sie vollauf zu thun. Das Weibchen brütet den ganzen Tag, und das Männchen füttert es, wie dies seine Schuldigkeit ist. Es lobt ihn aber auch in recht zärtlichen Tönen dafür, wenn er aus seinem Kropfe hervorholt, was er für dasselbe gesammelt hat.

Rühren sich aber einmal die Jungen in den Eiern, so ist das Weibchen immer in Gedanken bei denselben. Es sagt auch leise zu seinem Männchen: „Jetzt kommen sie bald!" — „Das ist recht!" antwortet dieses. Bekommt endlich ein Ei einen Sprung, und es geht an das Ausschlüpfen, dann sieht das Weibchen alle Augenblicke nach und hilft dem Jungen, und das Männchen guckt auch zu, hilft mit und trägt den abgelösten Eideckel fort, damit das neugeborne Vögelein nicht hart liege. Es ist ja noch ganz nackt und blind und kann sich selbst nicht helfen.

Weil nun so zarte Kinderchen noch keine harte Kost vertragen können, so füllt zuerst das Männchen seinen Kropf, dann füttert er sein Weibchen, und dieses läßt das Fressen in seinem Kropfe erst weich werden. Dann hebt es sich ein wenig in die Höhe und ruft seinen Kinderchen zu: „Herzchen, liebe, macht eure Schnäbel auf!" Dies lassen sie sich nicht zweimal sagen. — Wenn sie dann voll gefüttert sind, so schlüpfen sie unter die warmen Federn ihrer Mutter, und diese macht es ihnen so bequem, als es ihr nur möglich ist. — Können sie später besser verdauen, so füttert das Männchen sie selbst und gibt ihnen manchmal tüchtige Brocken. Sind endlich ihre warmen Kleidchen fertig, so denkt die Mutter auch an kein Wärmen mehr und macht sich Bewegung, die sie nach einem so langen Sitzen sehr notwendig braucht.

Bisweilen orgelt man den jungen Kanarienvögelchen Stückchen vor, die sie bald gut lernen. Die Kanarienvögel machen auch manchmal große Reisen, aber nur auf dem Rücken von Vogelhändlern, und zwar immer in großen Gesellschaften. Öfters müssen sie auch Kunststückchen lernen; aber dann sind sie zu bedauern; sie müssen da Hunger leiden und werden noch dazu mißhandelt.

Walther.

†8. Versuchung.

Gar emsig bei den Büchern
Ein Knabe sitzt im Kämmerlein,
Da lacht herein durchs Fenster
Der lust'ge, blanke Sonnenschein
Und spricht: „Lieb Kind! du sitzest hier?
Komm doch heraus, und spiel bei mir" —
Den Knaben stört es nicht,
Zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

Der Knabe schreibet weiter;
Da kommt ein lustig Vögelein,
Das picket an die Scheiben
Und schaut so schlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit! Der Wald ist grün,
Der Himmel blau, die Blumen blühn!"
Den Knaben stört das nicht,
Zum Vogel kurz er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!" —

Der Knabe schreibt und schreibet,
Da guckt der Apfelbaum herein
Und rauscht mit seinen Blättern
Und spricht: „Wer wird so fleißig sein?
Schau meine Äpfel! Diese Nacht
Hab ich für dich sie reif gemacht!“ —
Den Knaben stört es nicht,
Zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“ —

Da endlich ist er fertig.
Schnell packt er seine Bücher ein
Und läuft hinaus zum Garten.
Juchhe! Wie lacht der Sonnenschein!
Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu,
Der Vogel singt und nickt ihm zu.
Der Knabe springt vor Lust
Und jauchzt aus voller Brust;
Jetzt kann er lustig sein!

Reinick.

9. Das Vaterland.

Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir zuerst mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schofse trug und dein Vater dir zuerst die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mufst das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen!

Arndt.

10. Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenscheine und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große, runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr; dort ist gleichsam

der Himmel an sie angefügt, der wie eine große, hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tage die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berg oder Haus, bald rechts und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand besser wüßte; aber die Sternseher wissen's besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht und will reisen bis ans Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am 1. April vom Haus aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wohin er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein, vom Land aufs Wasser und vom Wasser wieder aufs Land und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tabak einfüllt und will daran denken, wie lange er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat ans Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüt, und es wird nach und nach alles, wie es daheim war; er hört seine Landessprache wieder sprechen; zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchturm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn zugeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim und hat das Ende der Erde nicht gesehen. Nämlich er reist um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausging. Es sind schon viele solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden.

Daraus und aus mehreren sicheren Anzeichen erkennen die Gelehrten folgendes: Die Erde ist nicht eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheure Kugel.

Weiter: Sie hängt und schwebt frei, ohne Unterstützung, wie die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raume des Weltalls, unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiter: Sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt und von Tieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Teil der Geschöpfe mit dem Kopfe nach unten hänge und in Gefahr stehe, von der Erde weg in die Luft hinabzufallen. Dies ist lächerlich. Überall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen und können ihr nicht entlaufen; überall nennt man unten, was man unter

den Füßen hat, und oben, was über dem Haupte hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sei. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füßen und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der Leser wird nicht wenig erstaunen, wenn er's zum ersten Male hören sollte, wie groß diese Kugel sei; denn der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch den Mittelpunkt hindurch zum andern Punkt eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umkreis der Kugel beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen, und eine deutsche Meile hat zwei Stunden. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet und sprechen davon, wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheuer große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt und jedem Pflänzlein darauf seinen Tau und sein Gedeihen gibt und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß über tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Getier. Aber es kommt noch besser. Denn zweitens: Die Sonne, so nahe sie zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinaufschaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und denken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine scharf geladene Kanone stände, und der Kanonier, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen anderen Menschen, als auf dich, so dürftest du deswegen im nämlichen Augenblick, als sie abgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen, trinken und schlafen. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und in gleicher Geschwindigkeit immer fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von ungefähr fünfundzwanzig Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen.

Daß nun ferner die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern, wie unser Erdkörper, eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt und alles segnet, was ihr Antlitz bescheint? Der Durchmesser der Sonne ist einhundertzwölfmal so groß als der Durchmesser der Erde. Wenn sie inwendig

hohl wäre, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum; auch der Mond, der doch fünfzigtausend Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen; ja, er könnte noch einmal so weit von uns entfernt sein, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herumspazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Mohnsamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich wie das andere.

Hebel.

†11. Die Sternlein.

Und die Sonne, sie machte den weiten Ritt
um die Welt;
Und die Sternlein sprachen: Wir reisen mit
um die Welt;
Und die Sonne, sie schalt sie: Ihr bleibt zu Haus;
Denn ich brenn euch die goldenen Äuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
in der Nacht,
Und sie sprachen: Du, der auf den Wolken thront
in der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir; denn dein milder Schein,
Er verbrennt uns nimmer die Äugelein.
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und guter Mond,
in der Nacht;
Ihr versteht, was still in dem Herzen wohnt
in der Nacht;
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

E. M. Arndt.

12. Lied beim Säen.

Sink, o Körnlein, denn hinab,
Sink ins stille, kühle Grab,
In den Schofs der Erde!
Erde streu ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich nichts mehr
Von dir sehen werde.

Wüſstest du, was ich dir thu,
Hättest Sprache du dazu,
Ach, du sprächst mit Beben:
„Nie seh ich die Sonne mehr;
In dem Dunkel um mich her
Endet alles Leben.“

Aber, Körnlein, habe Mut!
Sieh, du liegst ja sanft und gut,
Hast bald ausgeschlafen;
Blickst dann aus dem Grab empor,
Blühst als Blume schön hervor,
Bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab
So wie du ins kühle Grab,
Mich auch deckt die Erde;
Aber herrlicher noch ruft
Aus der stillen, düstern Gruft
Mich des Schöpfers „Werde!“

Schmidt.

†13. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!

Eine arme Bauernwitwe hatte ihren Sohn durch Spinnen ernährt und ihm, da er auf der Schule war, die Speisen über Feld zugetragen. Dieser Sohn kam in der Welt sehr hoch hinauf und gab einst ein großes Gastmahl. Als die Gäste sich im Vorzimmer versammelten, wurden sie zwei Dinge gewahr, über welche sie sich sehr verwunderten. Unter einem prächtigen Spiegel hing ein ganz geringer Knotenstock. Sodann stand ganz oben an der Tafel ein alter Stuhl mit hoher Lehne und neuem Überzuge. — Man fragte den Herrn des Hauses, was das bedeute. Er antwortete: „Ich hatte nichts, denn diesen Stab, als ich aus meiner Mutter Hause ging. Der Stuhl aber ist meiner lieben Mutter Spinnstuhl gewesen, an welchem sie so viel gearbeitet hat, daß ich auf der Schule leben konnte.“

Als nun die Gäste alle beisammen waren, bat er dieselben, daß er noch einen fehlenden Gast holen dürfe. Sieh, da kommt er schon zurück, und an seinem Arm führt er sein altes, gekrümmtes Mütterlein in Bauerntracht und setzt es auf den Stuhl obenan. — Es war seine Mutter, die er also ehrte.

Möller.

14. Der brave Edelknabe.

Friedrich der Große hatte aus verschiedenen adeligen Familien eine Anzahl von Knaben, von denen jede Nacht einer in seinem Vorzimmer wachen mußte. Einer von diesen jungen Leuten lebte in bedrängten Verhältnissen. Sein Vater war tot, und seine Mutter hatte den größten Teil ihres Vermögens verloren; die Pension aber, die sie bezog, reichte kaum hin, um ihr Leben damit zu fristen. Ihr einziger Trost und ihre Hoffnung war ihr wohlgeratener Sohn, der für seine Mutter that, was er nur konnte, und oft um Geld Nachtwachen für andere übernahm, damit er seine Mutter reichlicher unterstützen könnte. Einst wachte der König in der Nacht auf und konnte nicht wieder einschlafen; er klingelte, es kam aber niemand. Der König stand leise auf, um den Schläfer zu überraschen. Als er in das Vorzimmer trat, fand er das Licht halb herabgebrannt, den jungen Menschen aber, mit dem Kopfe auf dem Tische liegend, in tiefen Schlaf versunken. Neben ihm lag ein angefangener Brief. Der König blickte hinein und las: „Meine liebe, gute Mutter! Dies ist nun die dritte Nacht, daß ich für einen anderen die Wache übernommen habe; es wird mir zwar herzlich sauer; aber ich denke doch, wach zu bleiben. Es wäre schrecklich, wenn der König klingelte, und wenn ich es nicht hörte. Nun, Gott weiß, wie gern ich es thue; und Du freust Dich gewiß auch, daß ich Dir wieder einmal zehn Thaler schicken kann. Wenn ich nur erst Offizier bin, dann“ — — Weiter war der Brief nicht geschrieben. Der König legte das Blatt wieder ebenso hin, ließ den jungen Menschen ruhig schlafen, ging in ein Nebenzimmer, holte zwei Rollen Dukaten und steckte sie ihm behutsam in die Seitentaschen. Dann ging er zu Bett und schlief ruhig ein. Am Morgen um sechs Uhr erwachte der Edelknabe und erschrak; denn um fünf Uhr mußte der König geweckt werden. Aber noch größer wurde sein Schrecken, als er aufsprang und die schweren Goldrollen in seinen Seitentaschen fühlte. Schnell sprang er in das Kabinett des Königs, der schon über eine Stunde bei der Arbeit saß, fiel ihm zu Füßen, hielt ihm die Rollen Gold entgegen und rief: „Majestät, ich bin unschuldig; hier will mich jemand ins Unglück stürzen; ich weiß nicht, wer mir die Rollen in die Taschen gesteckt hat.“ — „Sei ruhig, mein Sohn,“ sprach der König, „ich weiß alles, ich selbst habe sie hineingesteckt, sie sind dein!“ Der König erkundigte sich nun näher nach allen Verhältnissen, erhöhte die Pension der Mutter, und da der junge Mensch

sich ordentlich geführt hatte und gute Kenntnisse besaß, so machte er ihn an seinem nächsten Geburtstage zum Offizier.

Aus Rudolphs Handbuch.

15. Frühlingseinzug.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der alte Winter will heraus.
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weifsen Bart
Nach solcher wilden Buben Art.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hilfe her
Und pocht und klopfet immer mehr.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Es kömmt der Junker Morgenwind,
Ein pausebackig rotes Kind,
Und bläst, dafs alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein;
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch.
Geschwinde, geschwinde!

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Widerhall,
Ein Widerhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingslust!
Geschwinde, geschwinde!

Wilh. Müller.

†16. Deutschlands früheste Beschaffenheit.

Um die Zeit der Geburt Christi war unser Vaterland, das jetzt zu den fruchtbarsten und schönsten Ländern Europas gehört, noch ein sehr rauhes, unwirtbares Land. Ungeheure Wälder zogen sich von einem Ende zum andern, so daß das ganze Land fast wie ein einziger Wald erschien. Noch sind der Schwarzwald, der Spessart, das Harzgebirge, der Thüringer- und Böhmer-Wald Überbleibsel desselben. Die Sonne vermochte nicht, mit ihren erwärmenden Strahlen das Dickicht der Wälder zu durchdringen und den feuchten Boden abzutrocknen. Wild schweiften noch die Flüsse über ihre Ufer hinaus und bildeten Sümpfe und Moräste. Dicker Nebel verhüllte den Himmel und machte den Tag zur Nacht. Daher war der heimatliche Boden weit kälter und unfruchtbarer als jetzt, wo die Wälder gelichtet sind und so der Boden frei und offen unter der erwärmenden und alles belebenden Sonne liegt. Edle Früchte konnten deshalb nicht gedeihen. Man fand nur wilde Baumfrüchte, Rettiche von ungewöhnlicher Größe und wilden Spargel. Von dem schlecht bebauten Boden wurde nur Gerste und Haber, wenig Weizen gewonnen. Aus diesem Getreide wußten sich die alten Deutschen ein berauschendes Getränk, den Met, zu bereiten. Grasreich und schön waren die Weiden und daher das Rindvieh, sowie die Pferde, wenn gleich unansehnlich, doch stark und ausdauernd. Gold und Silber fand sich nicht; auch schienen die Römer gar nicht zu ahnen, daß das wilde Land so reich an edlen Metallen sei, wie sich in der Folge fand. Salzquellen gab es in Menge. Diese

standen in solchem Ansehen, daß häufig Kriege um sie geführt wurden. Am ergiebigsten jedoch waren die Wälder. Sie bargen in ihrem Dickicht eine Menge großer Tiere, die nun schon lange entweder ausgerottet oder tiefer nach Norden gezogen sind, als: Bären, Auerochsen, Elentiere, Renntiere, auch Raubvögel ohne Zahl. An ihnen konnte der rüstige Deutsche in Zeiten des Friedens Mut und Kampflust stillen; sie gaben Nahrung und Kleidung zugleich. Unter den Vögeln des Waldes war der Edelfalke häufig, der, zur Jagd abgerichtet, noch in späterer Zeit dem Ritter ein sehr gesuchtes Vergnügen verschaffte. Welter.

17. Deutschland.

Deutschland gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßt auf ihrem ewigen Lauf.

Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, in der größten Abwechslung, der reichsten Mannigfaltigkeit, köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüt, bringt Deutschland alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und Förderung des Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Hier scheint sich die Kraft gesammelt zu haben, die anderwärts versagt ward. Unterhalb der bleibenden Schneeflächen der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenen wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand zieht sich ein üppiges Thal hin. Neben Moor und Heide, nur von der bleichen Binse und Brombeerstaude belebt und menschlichem Fleiße nichts gewährend als die magere Frucht des Buchweizens und des Habers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauren Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsiche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt unter Buchen und Tannen die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichsten Wein erzeugen, die Freude der Menschen in der Ferne, wie in der Nähe, gesucht und gewünscht von Hohen, wie von Geringen.

Kein reißendes Tier schreckt, kein giftiges Gewürm droht, kein häßliches Ungeziefer quält. Aber Überfluß gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem, wie an großem, für des

Menschen Arbeit und Bedürfnisse. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinst, der Stier verkündigt Kraft und Stärke in Bau und Gestalt, das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerk, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger, hier ausdauernd und dort.

In ihrem Innern verbirgt die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig dem Menschen Heilung zu und Gesundheit und Heiterkeit. Den fleißigen Bergmann belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Bedarf der Münzstätten und Juweliere, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Übung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

Auch ist das Land nicht umsonst bestimmter Grenzen beraubt, gegen Morgen, wie gegen Abend und selbst gegen Mitternacht. Die Bewohner können sich gegen den Neid, die Habsucht und den Übermut fremder Völker auf nichts verlassen als auf ihre eigene Kraft. Es gibt für sie keine Sicherheit, als in ihrem festen Zusammenhalten, in ihrer Einigkeit, in ihrer sittlichen Macht.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch große und schöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang zur Welt. Aber das Meer drängt sich nicht so verführerisch an sie hinan oder zwischen sie hinein, daß sie verlockt und dem heimatlichen Boden entfremdet werden könnten. Vielmehr kann der edlere Mensch dem Gedanken an eine deutsche Erde und an einen deutschen Himmel nicht entgehen, und dieser Gedanke scheint in ihm die Sehnsucht erhalten zu müssen zu der Welt seiner Geburt und die Liebe zu dem Boden seines Vaterlandes. Heinrich Luden.

18. Die Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süfses, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach! wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen mufs,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen wie ein Grufs.

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes altes Lied!
Leb aufs neu' in heil'gen Schriften,
Dafs dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

M. v. Schenkendorf.

† 19. Die Honigbiene.

„Kinder, geht zur Biene hin!" so beginnt ein wohlbekanntes Gedicht. Nun wohl, machen wir diesen Gang! Wir können hier wirklich recht viel Interessantes sehen und lernen. Da sind wir denn am Bienenstande. Verhaltet euch nur ganz ruhig, so werdet ihr nicht gestochen.

Ihr seht hier mehrere Stöcke oder Beuten, deren jede ein ganzes Bienenvolk enthält; denn wisset, die Bienen leben in Gesellschaft und haben ähnliche staatliche Einrichtungen wie die Menschen. Im zeitigen Frühjahr, wie im Herbste, werdet ihr nur die kleinen, stechlustigen Bienen zu den Fluglöchern aus- und einziehen sehen. Das sind die Arbeiterinnen (Arbeiter gibt's hier nicht). Öffnen wir einen Bienenstock,

und nehmen wir Wabe um Wabe heraus, — Waben heifsen die schönen Wachstafeln, die sie bauen, — so werden wir auf einer der mittleren die Königin finden, die bedeutend gröfser und von hellerer Färbung als eine Arbeitsbiene ist. Gegen Mitte des Sommers findet man noch eine dritte Art von Bienen in den Stöcken: die dickköpfigen, plumpen Drohnen.

Die erste Stelle im Bienenstaate nimmt natürlich die Königin ein. Sie hält ihr Volk zusammen und spornt es zur Thätigkeit an. Bei ihrem Verluste geht es unter Heulen und Klagen zu Grunde. Aber sie ist auch eine wahre Landes- und Volksmutter, wie es keine mehr gibt. Das ganze Volk in allen seinen Gliedern verehrt sie als solche. Alle sind ihre wirklichen Kinder; denn sie legt die Eier zu allen Bienen in ihrem Stocke, sie ganz allein. Freilich mufs sie täglich mehr legen als eine Henne, sonst wäre es ihr nicht möglich. 100000 Eier vermag sie mindestens alle Jahre abzusetzen, und diese Fruchtbarkeit bleibt ihr auf Lebensdauer (4—5 Jahre). Aus den Eiern entstehen die vorhin benannten dreierlei Bienen, und doch legt sie nur zweierlei Eier: männliche und weibliche. Aus einem weiblichen Ei wird nämlich eine Königin, wenn es in eine grofse, runde Königszelle gelegt, da zur Made erbrütet und als solche mit dem sogenannten königlichen Futtersaft genährt wird; es wird eine kleine Arbeitsbiene daraus, wenn es in eine kleine Zelle gelegt wird und dann die ausgeschlüpfte Made bei weniger und geringerem Futter zur Entwicklung kommt. Aus den männlichen Eiern entstehen nur Drohnen. Ehe eine Königin ausschlüpft, fragt sie an, ob sie es wagen darf, die Zelle zu verlassen. Der anfragende Ton lautet etwa wie: „Quak, quak.“ Ist schon eine Königin ausgekrochen, so antwortet diese mit einem hellen: „Tüt, tüt.“ Nun hütet sich die Eingeschlossene wohl, ihre Burg zu verlassen. Erst, wenn ihre tütende Nebenbuhlerin den Stock mit einem Schwarm verlassen hat, schlüpft sie aus. Alsbald fängt sie nun an zu tüten. Wird ihr nicht mit Quaken geantwortet, und sind weiter keine jungen Königinnen in den Zellen, so fühlt sie sich sicher im Stocke. Das Gegenteil macht auch sie unruhig und veranlafst sie ebenfalls, mit einem Anhang zu schwärmen. Erst die zuletzt ausschlüpfende Königin bleibt im Stocke. Nach erfolgter Befruchtung beginnt in der Regel das Eierlegen. Während des Legens wird sie von den sie ehrerbietig umgebenden Arbeitsbienen geliebkost und gefüttert.

Die Arbeitsbienen, ebenfalls aus weiblichen Eiern entstehend, haben einen gefürchteten Stachel mit einer Giftblase und bilden das eigentliche Volk. Ihre Anzahl mag oft gegen 60000 Köpfe betragen. Hätten sie als Maden aus der königlichen Küche ihre Nahrung erhalten, und wären sie in königlichen Wiegen aufgezogen worden, so würden sie lauter Königinnen geworden sein. So aber war Schmalhans Küchenmeister. Ihr dürft übrigens nicht glauben, dafs diese einfache Erziehung ihnen geschadet habe. Sie war eben ganz ihrer Bestimmung angemessen, und ihr dürft die Arbeitsbienen als die treuesten und fleifsigsten, ordnungsliebendsten und sparsamsten aller Arbeiter betrachten. Bald nach ihrem Ausschlüpfen schon besorgen sie alle Arbeiten im Stocke. Ein Teil füttert und pflegt die Brut und die Königin; ein anderer besorgt den Wabenbau, — ein wahres Meisterwerk, das die Bewunderung aller Menschen verdient; ein dritter reinigt den Stock; ein vierter fächelt die verdorbene Luft aus demselben; ein fünfter hält Wache am Flugloche. Alle aber greifen zu den Waffen, wo es gilt, den häuslichen Herd zu verteidigen. Aufserhalb des Stockes sehen wir sie nach allen Richtungen hin die Luft durchschneiden, und ihr wisset, was dieser emsige Flug zu bedeuten hat. Sie sammeln eben, was zu ihrer Leibesnahrung und Notdurft gehört, und das im Überflufs, so dafs sie mit ihren süfsen Gaben auch uns Menschen erfreuen können; sie holen den süfsen Honigsaft aus den Blütenkelchen, lecken aber auch begierig den Honigtau von den Blättern und naschen sonst, wo sie etwas Süfses haben können. Sie tragen Blütenstaub ein und verwenden ihn neben und mit dem Honig als Brutfutter; sie schaffen das Stopfwachs zum Verkitten ihrer Wohnungen und endlich auch Wasser zur Bereitung des Futtersaftes herbei. Ihre Ausflüge dehnen sich oft über eine Stunde Entfernung aus. Im Sommer erreichen sie infolge übergrofser Anstrengung nur ein Alter von 6 bis 9 Wochen; im Winter leben sie über ein halbes Jahr.

Die Drohnen sind die Bienenmännchen. In geistiger Beziehung stehen sie tief unter den Arbeitsbienen und sind ganz von deren Launen abhängig. Weil sie arge Schlemmer und grofse Tagdiebe sind, ist ihr endliches Los auch ein trauriges. Sobald durch ungünstige Witterung die Nahrung geschmälert wird, treiben gesunde Völker sie aus, beifsen sie tot oder stechen sie ab. Ruhmlos, wie ihr Leben, ist auch ihr Ende.

J. M. Lotter.

20. Hermann, der Befreier Deutschlands.

Der Statthalter Varus drückte das deutsche Volk durch schimpfliche Behandlung. Gleich als wären die freien Männer schon der Römer Unterthanen und Knechte, forderte er von ihnen schwere Abgaben, suchte römische Sitten und Gesetze, ja sogar die römische Sprache ihnen aufzudrängen und ließ Ruten und Beile vor sich hertragen zum Zeichen, daß er Macht habe, körperliche Züchtigungen und selbst die Todesstrafe über sie zu verhängen. Solche Knechtschaft dünkte den Deutschen die äußerste Schmach. Aber wer sollte das Vaterland aus der Hand des mächtigen Unterdrückers befreien?

Unter den Cheruskern, einer deutschen Völkerschaft, die am Weserstrome ihre Wohnsitze hatte, lebte damals ein junger Fürst von schöner Gestalt, raschem Verstande, tapferem Arm und Herzen. Sein Name war Armin. Um die Kunst des Krieges zu erlernen, hatte er, wie mancher andere deutsche Jüngling, im römischen Heere gedient, und die Römer hatten den edlen Fürstensohn mit Ehren und Würden reich belohnt. Doch ihn konnte römisches Wesen nicht verführen, römische Gunst nicht verderben. Mit tiefem Unwillen sah er die Schmach seines Vaterlandes, und der Gedanke, dessen Retter zu werden, erfüllte seine Seele. Kein Römer ahnte sein Vorhaben. Auch als ein Verräter den Varus vor ihm warnte, wollte der sorglose Statthalter an keine Gefahr glauben.

Da brach bei einer entfernt wohnenden deutschen Völkerschaft ein Aufstand aus. Ihn rasch zu unterdrücken, schien dem Varus nicht schwer. Sogleich begab er sich mit seinem zahlreichen, wohlgerüsteten Heere auf den Marsch. Den drei römischen Legionen folgten deutsche Hilfsscharen unter ihren Fürsten. Der Zug ging durch den Teutoburger Wald. Auf schlechten Wegen, durch dicht verwachsenes Gehölz schleppte er sich mühselig und ohne Ordnung dahin. Bald vermehrte ein gräßliches Unwetter die Anstrengungen des Marsches. Heftiger Regen rauschte nieder und machte den Boden schlüpfrig, alle Tritte unsicher. Schauerlich heulte in den Wipfeln der Bäume der Sturm und schleuderte mächtige Äste herab, die den Weg versperrten. Immer schwieriger wurde den schwerbewaffneten, erschöpften römischen Kriegern das Vorwärtsschreiten. Jetzt schien den Deutschen die Stunde gekommen zu sein, das verhaßte römische Joch abzuschütteln. Von Armin zum Kampfe für die Freiheit aufgerufen, stürzen sie unter seiner Führung mit furchtbarem Schlachtgeschrei auf

die entsetzten Römer los. Den ganzen Tag hindurch wird gestritten. Am Abend gelingt es den Römern, einen freien Platz zu gewinnen und ein festes Lager aufzuschlagen. Doch ohne Nahrungsmittel und von den Feinden umringt, ist hier ihres Bleibens nicht. In der Frühe des nächsten Morgens verbrennen sie alles entbehrliche Gepäck und ziehen durch den unwegsamen Wald weiter. Aber das Unwetter dauert fort, und die Deutschen fallen nur mit desto größerem Ungestüm über sie her. Noch einmal unterbricht die Nacht den Kampf, noch einmal wird es Morgen. Da sahen sich die Römer auf allen Seiten von zahllosen Feinden umgeben. Kein Ausweg, keine Rettung mehr! Auch den Tapfersten entsinkt der Mut. Varus stürzt sich in sein Schwert. Nur wenige seiner Krieger können noch fliehen, alle anderen werden erschlagen oder gefangen. Das ganze, große, tapfere Römerheer ist vernichtet; Deutschland aber, das geknechtete, ist gerettet, das Vaterland ist frei geworden von seinen Drängern.

Während die Deutschen ihren Göttern Dankopfer darbrachten für den errungenen herrlichen Sieg, verbreitete die Botschaft von der furchtbaren Schlacht in Rom Trauer und Schrecken. Der Kaiser Augustus legte Trauerkleider an und ließ sich monatelang Haar und Bart wachsen. Bisweilen, ganz von Schmerz überwältigt, stieß er den Kopf gegen die Wand und rief: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Allgemein herrschte die Furcht, die Deutschen würden wieder ins Reich einbrechen, wie zur Zeit der Cimbern und Teutonen. Daher wurden eilig die größten Rüstungen gemacht, um die Grenzen gegen ihren Andrang zu verteidigen. Allein diese Besorgnis war unbegründet; Armin dachte nicht daran, auf Eroberungen auszuziehen; er war zufrieden, den vaterländischen Boden von den Feinden befreit zu haben.

Und diese Freiheit seinem Volke zu bewahren, das war sein Bemühen, so lange er lebte. Vergeblich machten die Römer neue Versuche, in Deutschland festen Fuß zu fassen; Armin schirmte sein Vaterland mit starkem Arm. Zwölf Jahre lang war er noch des Volkes oberster Führer und Feldhauptmann. Da fiel der edle Held durch schmachvollen Meuchelmord. Neider seines Ansehens erschlugen ihn. Das deutsche Volk aber sang seinen Ruhm Jahrhunderte hindurch, und die dankbare Nachwelt feiert ihn mit Recht als Deutschlands Befreier. Andrä.

†21. Der Berggeist im Harz.

Zwei Bergleute arbeiteten immer gemeinschaftlich. Einstmals, als sie anfuhren und vor Ort kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Öl zu einer Schicht auf den Lampen hatten. „Was fangen wir da an?“ sprachen sie mit einander, „geht uns das Öl aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tage fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Öl zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust; denn er ist uns nicht gut.“ Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegen kam. Anfangs freuten sie sich; als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig; denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging ganz gebückt in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war mit einem langen Gewande angethan; in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in Angst still dastanden, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leid anthun, vielmehr Gutes,“ nahm ihr Geleucht und schüttete Öl von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezäh und arbeitete in einer Stunde mehr, als sie selbst in der ganzen Woche bei allem Fleiße herausgearbeitet hätten. Nun sprach er: „Sagt's keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt,“ und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand; sie that sich aus einander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab; als sie aber wieder hinschauten, war alles verschwunden. Hätten sie ihre Bilhacke (Hacke mit einem Beil) oder sonst irgend einen Teil ihres Gezähes hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und ihnen viel Reichtum und Ehre zugekommen; aber so war es vorbei, wie sie die Augen abgewendet hatten.

Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Öl des Berggeistes, das nicht abnahm und darum noch immer ein großer Vorteil war. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirtshause zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte, und Montag morgens, als sie anfuhren, war kein Öl mehr auf der Lampe, und sie mußten nun jedesmal wieder, wie die andern, frisch aufschütten.

Brüder Grimm.

22. Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst früh in Geschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
„Ach Mutter, wir schweben in grofser Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Der Weizen ist reif, die Mahd mufs geschehn,
Geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn!“
„O,“ sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit;
Nicht flugs sind die Nachbarn zu Diensten bereit.“
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
„Ach Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns liefsen die treulosen Nachbarn im Stich;
Geh rings nun zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemut sehn,
So helfet ihm morgen sein Weizenfeld mähn!“
„O,“ sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit;
Nicht flugs ist die Sippschaft zur Hilfe bereit.“
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
„Ach Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns liefsen auch unsre Verwandten im Stich,
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wann morgen die Hähne krähn,
Selbander uns rüsten, den Weizen zu mähn.“
„Ja,“ sagte die Wachtel, „nun ist’s an der Zeit;
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schlofs in die Luft gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand.“

Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über die Stoppeln ging tagsdrauf der Wind.

August Langbein.

† 23. Wachtelschlag.

Wie frisch erquickt, wie frisch erquickt
Der muntre Wachtelschlag,
Wenn's aus dem Kornfeld bickberwickt
Am heifsen Sommertag!
Das klingt aus voller Brust so hell,
Wie sprudelnd aus dem Fels ein Quell.

„Sei wohlgemut! Sei wohlgemut!"
Das ist der Wachtel Rat.
„Brennt noch so heifs der Sonne Glut,
Nur fröhlich bei der That!
Ein fröhlich Singen spät und früh
Versüfst des Tages Last und Müh."

„Vertrau dem Herrn! Vertrau dem Herrn!"
Das ist der Wachtel Ruf.
„Der Herr behütet jährlich gern
Die Saaten, die er schuf,
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getrost! der Herr im Himmel wacht!"

„Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!"
Das ist der Wachtel Lehr.
„Die Felder sind zur Ernte weifs,
Gebt unserm Gott die Ehr!
Für jede Garbe: Gott sei Dank!
Die unter eurer Sichel sank."

„Vergefst nicht mein! Vergefst nicht mein!"
Das ist der Wachtel Bitt.
„Und räumt mir auch ein Restchen ein
Von eurem Ährenschnitt;
Vergesset nicht des Armen heut,
Wenn euch der gute Tag erfreut!"

„Behüt euch Gott! Behüt euch Gott!"
Das ist der Wachtel Grufs.
„Es kommt die bittre Winternot,
Darum ich scheiden mufs;
Der Herr bewahr euch alle fromm,
Bis übers Jahr ich wieder komm!"

Adolf Stöber.

† 24. Meister Hämmerlein.

Vor dreißig und etlichen Jahren starb in einem preußischen Dorfe der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hömmerlein.

Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er wegen seines Hämmerleins Dorfschmied geworden war.

Wie ist denn das zugegangen?

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

Und bloß für ein bißchen Hämmern?

Bloß für ein bißchen Hämmern. An einer Gartenthür nahe am Dorfe hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges daher. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der hinter ihm herkommende Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht ledig sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden; aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein paar Stunden darauf kam der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch ins Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. Ei, willkommen! rief der Schulze, treffen wir uns hier, guter Freund? Der junge Mensch stutzte, sah ihm scharf ins Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. Ist er nicht der junge Wanderer, fragte der Schulze, der diesen Abend da draußen am Wege das Brett einer Gartenthür festgemacht hat? — Ja, der bin ich. — Nun gut, so kommt, Nachbar Hans, sagte der Schulze zum Garteneigentümer, der zufällig auch da war, kommt und bedankt euch bei dem wackern Fremdling. Er hat im Vorbeigehen eure zerbrochene Gartenthür ausgebessert. Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank und setzte sich neben dem Schultheißen traulich zu dem Fremdling. Alle Gäste

lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in allen Anwesenden erwachte der einmütige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil allen der Zug von gemeinnütziger Denkungsart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben, und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlagen gab, so war nur eine Stimme für ihn: Dieser und kein anderer soll Gemeindeschmied werden. Man schloß den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermutet Schmiedmeister eines großen Dorfes, das er wenige Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nun noch einer: Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon!

Zu seiner Besoldung gehörte unter anderm ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder anderen Früchten bestellte. Da er den Acker zum ersten Mal in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wägen bald rechts, bald links schlugen. Warum füllt ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus? fragte Hämmerlein die Nachbarn, welche ihm den Acker zeigten. Je, sagten diese, man kann vor anderen Arbeiten nicht dazu kommen. — Was that aber Meister Hämmerlein? So oft er auf seinen Acker ging, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für andere den Weg besserte; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein paar Steine auf dem Hin- und Herweg in die Löcher zu werfen, und in etlichen Jahren waren sie ausgefüllt. Seht ihr's, sagte er nun, hätte jeder von euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Weg die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden. Schlez.

25. Sprichwörter.

1. Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise sagen.
2. Könnte man jedes Ding zweimal machen, so stünd es besser um alle Sachen.
3. Wer etwas will gelten, der komme selten.

4. Sich selber loben niemand soll, den Guten loben andre wohl.
5. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.
6. Im Wein und Bier ertrinken mehr, denn im Wasser.

Aus Simrocks Sammlung deutscher Sprichwörter.

26. Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise schlich auf faulem Moos
Sich ein Ungetüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

„Ach, was hab' ich dir gethan?"
Rief der Wurm ihr zu.
„Ei," fuhr ihn das Untier an,
„Warum glänzest du?"

Pfeffel.

27. Die Völkerwanderung.
(375—568.)

Um das Jahr 375 n. Chr. kam von Morgen her ein wildes Volk, die Hunnen, Leute mit schwarzem, struppigem Haare, schmutziger Gesichtsfarbe, schiefen Augen, breitschulterig und klein von Leibe und so fürchterlich wild, als häfslich von Ansehen. Von ihren Pferden waren sie unzertrennlich, sie afsen, tranken und schliefen darauf. Wurzeln und rohes Fleisch waren ihre Speise. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führten sie in Karren mit sich. So jagten sie durch die Welt von Land zu Land, raubten, sengten und mordeten und jagten die Völker vor sich her, wie ein Wolf die Herde. Zuerst stiefsen sie auf die Goten, die sich von der Ostsee bis zur Donau verbreiteten. Die Goten stammten aus Skandinavien und teilten sich in die Ost- und Westgoten; sie hatten eine geordnete Verfassung, standen unter berühmten Königen und waren schon frühzeitig mit dem Christentum bekannt geworden; ja, sie besafsen seit dem 4. Jahrhundert durch ihren Bischof Ulphilas sogar eine Bibelübersetzung, die als das älteste deutsche Schriftwerk in einigen Abschnitten noch vorhanden ist. Als nun die Hunnen heranströmten, drängten die Ostgoten die Westgoten über die Donau in das römische Reich. Die Westgoten durchzogen unter Alarich, ihrem Könige, einige Zeit nachher plündernd Italien und liefsen sich endlich in Spanien und dem südlichen Teile des heutigen Frankreich nieder. Ein wilder Haufen nach dem andern drang plündernd in Italien ein,

das so manches Jahrhundert die ganze gebildete Welt beherrscht hatte, und die schwachen Kaiser konnten es nicht hindern. Ja, am Ende setzten deutsche Völker — die Heruler und Rugier — gar den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus ab und machten ihren Fürsten Odoaker zum Könige von Rom (476 n. Chr.).

Indessen waren die deutschen Völker in immerwährender Bewegung gewesen. Die Franken hatten das nördliche Gallien eingenommen. Von ihnen heifst das Land Frankreich. Die Burgunder besafsen die Gegenden um den Rhoneflufs. Die Angeln waren vom Ufer der Nordsee nach Britannien gezogen, das nun von ihnen England (Angelnland) heifst. Die Longobarden setzten sich endlich in Oberitalien fest (daher Lombardei). Die Hauptvölker in Deutschland waren nun: die Alemannen und Bayern in Oberdeutschland, in Niederdeutschland die Sachsen und ein Teil der Franken und nach der Ostsee hin die Wenden. Diejenigen Völker, welche in das ehemalige römische Gebiet gedrungen waren, nahmen sehr bald das Christentum an; aber zu den Völkern in Deutschland drang erst später das Licht des Evangeliums.

Mitten unter den Völkerzügen kamen die Hunnen noch einmal heran, und zwar bis über den Rhein und nach Italien. Sie hatten einen König über sich, der hiefs Attila. Er nannte sich aber am liebsten Gottesgeifsel. Er ist in Ungarn gestorben (453) und in einem goldenen Sarge begraben. Man weifs aber nicht, wo; denn die Sklaven, die ihn begraben hatten, wurden gleich nach der That umgebracht, damit keiner das Grab des Helden erführe. Mit Attilas Tod war die Übermacht der Hunnen zu Ende.

†28. Bonifazius.

Nicht weit von Kassel, in der fruchtbaren Ebene zwischen der Eder und Fulda, stand vor uralten Zeiten eine mächtige Eiche, welche von dem heidnischen Volke als ein Heiligtum des Donnergottes verehrt wurde. Als Bonifazius, der Apostel der Deutschen, nach Hessen kam und die Abgötterei wahrnahm, welche an diesem Baume getrieben wurde, ergrimmte er in seinem Herzen und hatte den Mut, trotz der Drohungen der Götzenpriester und trotz des Entsetzens des abergläubischen Volkes die Axt an die heilige Eiche zu legen. Als sie endlich zusammenstürzte, ohne daß ein Blitzstrahl den verwegenen Fremdling erschlug, erkannte das hessische Volk die Nichtigkeit seiner bisherigen Abgötterei, hörte der Predigt des christlichen Apostels zu und ließ sich von ihm taufen. Bonifazius aber erbaute aus dem Holze der gefällten Eiche ein Kirchlein.

Dann durchzog er weiter das Land, bekehrte noch eine Menge Heiden, gründete Klöster und sandte ihnen von Mainz aus, wo er Erzbischof war, Geistliche. Der erste Abt daselbst war sein treuer Schüler und Nachfolger. Bonifazius konnte auch im hohen Alter nicht rasten. Als Greis zog er nochmals aus, die heidnischen Friesen zu bekehren. Diese aber achteten seinen heiligen Beruf nicht, sondern erschlugen ihn. Seine Gebeine kamen jedoch in einer der von ihm gestifteten Kirchen zu ruhen, und sein Andenken blieb in der ganzen Christenheit in hohen Ehren. Curtman.

29. Die Weser.

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir lieb und wert vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen;
Den hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Er ward aus friedlichem Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Hügeln traulich eingeschlossen,
Und kommt in träumerischem Lauf
Durch Reben nicht, durch Korn geflossen;
So windet sie mit leichtem Fuß
Zum deutschen Meere sich hernieder
Und spiegelt mit geschwätz'gem Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
Gar manche große Mär erfahren,
Und die bescheidne Woge trug
Viel Herrliches in fernen Jahren.
Sie sah in ihrer Wälder Schoß
Des Adlers Siegerflügel wanken
Und von der deutschen Arme Stoß
Der ew'gen Roma Säulen schwanken.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl den deutschen Zepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte:

Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden
Und sah der Frankenrosse Huf
Sich in den nord'schen Wellen baden.

So meldet sie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Flut
Der Klöster, Schlösser, Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Glut,
Der Türme und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felsenthor,
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Wellen leicht hervor
Wie jugendliche Traumgebilde.
In ihren Tiefen, klar und rein,
Hörst du es seltsam wehn und rauschen
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wunderlied belauschen.

F. Dingelstedt.

† 30. Die Hausschwalbe.

Wir kennen alle den treuen Bekannten, der jeden Frühling wiederkehrt, so gern an unsern Fenstern wohnt und dort sein Nest baut; wir kennen es alle, das muntere, zutrauliche und doch flüchtige Tierchen mit seinem bläulichschwarzen, glänzenden Rücken, dem weifsen Bauche, den grofsen Flügeln und dem breiten Schwanze. Es ist ungemein schnell und unermüdlich im Fluge. Die Schwalbe schiefst blitzschnell aus der Luft herab, dreht im Nu sich um und fliegt ebenso schnell wieder empor. Auf dem Fluge sammelt sie ihre Nahrung, die aus Fliegen, Mücken und anderen Tierchen besteht. Deswegen schwebt sie auch so oft über den Spiegel des Wassers hin und fängt selbst von der Oberfläche desselben die Insekten weg. Wie scharf mufs ihr Auge, wie geschickt müssen ihre Bewegungen sein, um die kleine Beute im Fluge zu erspähen und zu erhaschen! Durch diese Insektenjagd wird die Schwalbe ein sehr nützliches Tierchen. Darum beunruhigt sie auch niemand, und sie baut ihr Nest ungestört unter den Menschen wie ein Haus-

vogel. Im Herbst verläfst die Schwalbe unsere Gegenden und zieht in wärmere Himmelsstriche. Dort lebt sie als Gast, bis die Frühlingswärme sie wieder zu uns ruft. Sie mufs ein treues Gedächtnis haben; denn dieselbe Schwalbe kommt wieder an denselben Ort und sucht dasselbe Nest, das sie im Herbst verlassen hat. Oft haben dann Sperlinge sich des kleinen Hauses bemächtigt, und es entsteht ein Kampf um dasselbe, wozu die Bedrängte ihre Genossen ruft. Man will bemerkt haben, dafs einst eine Schwalbe, die den ungebetenen Gast aus ihrem Neste nicht entfernen konnte, ihre Schwestern gerufen, mit deren Hilfe den Eingang des Nestes verbaut und so bewirkt habe, dafs der Gewaltthäter sein Leben verlor.

Bormanns Stilübungen.

31. Der Nestbau der Schwalbe.

Gegen die Mitte des Mai, wenn die Witterung schön ist, fängt die Hausschwalbe an, im Ernste an eine Wohnung für ihre Familie zu denken. Die Rinde oder Schale dieses Nestes scheint aus solchem Kote oder Lehm zu bestehen, den sie am ersten bei der Hand hat, und sie arbeitet ihn durch kleine Strohhalme zusammen, um ihn zäh und haltbar zu machen. Da dieser Vogel oft an eine senkrechte Wand oder Mauer ohne einen Vorsprung unterbaut, so muß er alle seine Kräfte aufbieten, um die erste Grundlage so fest zu machen, daß er sicher darauf bauen kann. Bei dieser Gelegenheit klammert er sich nicht bloß mit seinen Krallen an, sondern hilft sich auch zum großen Teil dadurch, daß er sich mit seinem Schwanze fest an die Mauer drückt und so eine Stütze bildet. Wenn er auf diese Art den Anfang des Nestes befestigt hat, so bearbeitet er die Materialien in der Gestalt eines Steines oder Ziegels und klebt sie daran.

Damit aber sein Nest, so lange es noch feucht und weich ist, nicht durch sein eigenes Gewicht herabfalle, besitzt der verständige Baumeister Klugheit und Vorsicht genug, seine Arbeit nicht zu übereilen. Er baut daher bloß des Morgens, und indem er den übrigen Teil des Tages mit Futtersuchen und Vergnügen zubringt, hat die Masse Zeit genug, trocken und hart zu werden. — Seine Tagesarbeit scheint ungefähr 12 cm zu betragen. Auf diese Art bringt er in 10—12 Tagen ein halbkugelförmiges Nest zu stande, das nach oben hin eine kleine Öffnung hat, stark, fest und warm ist und vollkommen allen Anforderungen entspricht, zu denen es bestimmt ist.

Otto.

32. Muhamed.

(622 n. Chr.)

Während die Verbreitung des Christentums im Abendlande einen gesegneten Fortgang nahm und das Licht des Evangeliums sich immer weiter verbreitete, erhob sich unvermutet ein arger Feind gegen die Kirche Gottes, die stets auf Erden eine streitende ist. In Arabien trat zu Anfang des siebenten Jahrhunderts ein durch viele Reisen gebildeter Kaufmann auf, mit Namen Muhamed, und gab sich für einen göttlichen Gesandten aus, gleich den Patriarchen und Propheten, gleich Christo und seinen Aposteln. Er wollte die Völkerschaften seines weiten Vaterlandes vereinigen, sein Volk zum herrschenden machen und erwählte dazu als Mittel die Verkündigung eines neuen Glaubens, der ein Gemisch von Heidentum, Judentum und von einem irrgläubigen, verzerrten Christentum war. „Es ist nur ein Gott (Allah), und Muhamed ist sein Prophet!“ Das war die Grundlehre seiner Verkündigung, des Islam. Er leugnete die Dreieinigkeit Gottes, behauptete ein unabwendbares Schicksal, schilderte den Himmel voll von sinnlichen Freuden, verordnete wiederholte tägliche Gebete und Reinigungen, die Enthaltung vom Genuß des Weines, Blutes und Schweinefleisches u. s. w. Besonders verpflichtete er die Seinen zum fortgesetzten Kampfe gegen die Ungläubigen mit unbedingter Hingebung auf Leben und Tod. Das Buch, in welchem seine Lehren zusammengetragen sind, heißt der Koran. Mit seinen ersten Anhängern warf er sich, um nur die Mittel zu seinen ferneren Unternehmungen zu erhalten, auf die Karawanen, plünderte dieselben und bereicherte mit der Beute seine Gesellen, so daß sich bald die Zahl seiner Soldaten vergrößerte. Zwar wurde er gezwungen, von seinem Wohnorte Mekka nach der Stadt Medina zu fliehen; aber er kehrte gar bald mit Verstärkung zurück, eroberte Mekka und legte so den Grund zu seiner Herrschaft, weshalb denn auch noch heute die Moslims (Bekenner des Islam: Türken, Perser und Araber) ihre Jahre von der Flucht ihres Propheten (622 nach Christo) zählen. Medina wurde der Sitz seiner Religion; dort ward die erste Moschee (Bethaus) erbaut. In Medina starb Muhamed, 63 Jahre alt, an den Folgen des Giftes, welches ihm seine Frau beigebracht hatte, um zu erproben, ob er wirklich ein göttlicher Gesandter sei.

Bei seinem Tode im Jahre 632 war Muhamed der geistliche und weltliche Herr eines Reiches, das sich über ganz Arabien ausdehnte und den Nachbarländern bereits gefährlich wurde.

Seine Nachfolger in der doppelten Würde hießen Kalifen und stammten aus seiner Familie. Ihres Propheten und Vorgängers kriegerischer Geist und seine fromme Wut vererbte sich auf sie, der Krieg wurde auch ihr Element, und sie pflanzten den Halbmond, das Zeichen ihrer Herrschaft, gar bald in Syrien, Palästina und Ägypten auf — in Provinzen, die sie, eine nach der andern, dem morgenländischen Kaisertum entrissen. Im Jahre 651 eroberten sie Persien, und 707 fügten sie dem Kalifate, so hieß ihr Reich, das ganze nördliche Afrika hinzu. Sie verwüsteten alles mit Feuer und Schwert, unterdrückten überall mit roher Gewalt den christlichen Glauben, indem sie jene, welche nicht Moslims wurden, zu Sklaven machten, die christlichen Kirchen zerstörten und zahlreiche Bischofssitze gänzlich auflösten. Von Afrika setzten sie über die Meerenge, der sie von einem ihrer Anführer den Namen Gibraltar gaben; sie unterwarfen Spanien bis auf die nördlichen Gebirge, die noch allein den westgotischen Herrschern übrig blieben, und drangen bis ins südwestliche Frankreich ein. Da aber ertönte das Wort des Herrn der Kirche: Bis hierher und nicht weiter!

Karl Martell (der Vater Pipins des Kurzen, der Großvater Karls des Großen) rief gegen die andringenden Araber das ganze Frankreich unter die Waffen, vereinigte mit seinen Scharen den Heerbann der Thüringer, Schwaben, Niederländer und Longobarden, die alle für das Kreuz und gegen den Halbmond die Waffen ergriffen hatten, und zog dem Feinde unerschrocken entgegen. Bei Tours in Westfranken kam es zur Schlacht. Karl schlug wie ein eherner Hammer auf die Köpfe der Ungläubigen. Sie erlitten ihre erste, aber eine furchtbare Niederlage von den Christen; denn 300 000 Muhamedaner bedeckten das große Leichenfeld. Die geringen Überreste ihres Heeres flüchteten über die Pyrenäen, erlitten hier durch die christlichen Westgoten noch arge Verluste und kehrten nie wieder zu einem neuen Angriff zurück. So ward Europa und die christliche Kirche im Abendlande gerettet.

Im Osten hatte sich ein wildes Gebirgsvolk, die Türken, mit den Arabern verbunden und ihren Glauben angenommen. Als später die Macht der Araber abnahm, fing die der Türken an zu wachsen. Sie führten beständige Kriege mit dem morgenländischen Kaisertum, bis sie im Jahre 1453 gar die Hauptstadt Konstantinopel einnahmen und damit dem ganzen Reich ein Ende machten.

Haesters.

†33. Das Eichhörnchen.

Eines der zierlichsten und anziehendsten Tierchen ist das Eichhörnchen. Es gehört zu der Gruppe der Nager. Man könnte es das Äffchen unseres Erdteils nennen, so außerordentlich schnell, mannigfaltig und mutwillig sind die Bewegungen dieses Tieres.

Obgleich sein Name auf die Eiche hinweist und die alten Deutschen es dem eichenthronenden Gotte Thor geheiligt hatten, wird es doch noch häufiger in Nadelwäldern gefunden. Im brandroten Prunkmantel sitzt es auf den Zweigen, mit Anmut sich wiegend, den buschigen Schweif stolz über das Haupt geschwungen. Aber es hat kaum Ruhe. Immer spitzt es das Luchsohr oder späht mit den kecken Augen umher. Es springt auf, reißt von der äußersten Spitze den Tannzapfen ab, sitzt wieder und entblättert im schnellsten Spiele der Finger die Frucht; die Schalen fliegen herunter, ein Pfeifen erschallt, und im Nu ist der possierliche Seiltänzer verschwunden, um auf einem andern Wipfel die lustigen Tänze von neuem zu beginnen. Sein hochschwebendes Lusthaus stoppelt es aus Blättern und Halmen dicht zusammen; oft ist es auch ein altes Elsternnest, auf das es ein Dach gestellt hat. Dort verbringt das Eichhorn den Winter, indem es sich nur ein Loch zur Umschau frei hält.

Masius.

†34. Der Morgen.

Die Nacht ist vorüber; es wird hell; die Morgendämmerung beginnt. Die Hähne haben sie schon eine Zeitlang verkündigt; die erwachenden Vögel zwitschern vor den Fenstern. Die Landleute erheben sich von ihrem Lager, füttern das Vieh, schirren die Pferde an und gehen an die Arbeit. Mittlerweile ist die Sonne hinter den Bergen emporgestiegen; ihre Strahlen wecken die noch schlafenden Tiere. Die Bienen verlassen ihre Wohnungen und sammeln in den Blumen und Blüten Honig und Wachs. Die Tauben fliegen auf den Hof oder ins Feld, um ihr Frühstück zu suchen. Auf den Wiesen und Feldern glänzen Millionen von Tautropfen wie kostbare Edelsteine. Was gestern dürr war, ist heute erfrischt; die Menschen, gestern müde und schläfrig, sind jetzt gestärkt und gehen munter an die Arbeit. Nur die Trägen können sich den Armen des Schlafes nicht entwinden.

Curtman.

†35. Die Raupe.

„O, sage mir nur, du liebes Tier,
Welch seltsam Werk doch treibst du hier?“
„„Lieb Kind, das will ich gern dir sagen:
Nach des Sommers lieblichen Freudentagen,
Da rief mich Gott, mein Schöpfer, heut
Und sprach: Hast nun dich genug gefreut!

Da bau' ich mir denn nach meiner Art
Den eignen Sarg, gar schön und zart.
Drin lieg' ich lang, weiſs nichts von mir,
Bis endlich sich öffnet des Grabes Thür;
Und neu belebt werd' ich ihm entrückt,
Mit glänzendem Flügelpaar geschmückt.

Der Herr, der dir das Leben gab,
Ruft einst auch dich von der Erde ab.
Dann schläfst du im Grabe kurze Zeit,
Doch endlich wird's hell, und das Grab wird weit;
Und hast du fromm auf Erden gelebt,
Dein Geist als Engel zum Himmel schwebt.“““

Nürnberger Lesebuch.

36. Schmetterlings Leben.

Die Mutter des Schmetterlings kann für ihre Familie nichts weiter thun, als daß sie die Eier an einen Ort legt, an welchem die ausschlüpfenden Kleinen auch Nahrung finden. Sie heftet die Eier deshalb auch nicht an die Blätter, welche absterben und vom Winde verweht werden, sondern klebt sie an die Zweige, an die Stammrinde oder ähnliche sichere Stellen.

Die Eierschale ist des jungen Schmetterlings erstes Kleid, seine Windel und sein Kinderröckchen. Manche dieser Eierschalen sind mit allerliebsten Verzierungen geschmückt, so daß sie aussehen wie geschliffene Juwelen. Einige alte Schmetterlinge bedecken auch wohl die Eier mit Haaren vom eigenen Körper, oder sie überziehen sie mit einem Saft, der an der Luft verhärtet. Sie sehen dann aus wie lackiert und können Kälte und Nässe im Winter um so besser vertragen. Haben aber die Schmetterlingsweibchen ihre Eier gelegt, so ist's auch mit ihrem Leben zu Ende, und der große Vater alles Lebens muß die Sorge für die kleinen Schmetterlingseier übernehmen.

Nicht wenige derselben werden eine gute Winterkost für Meisen und Baumläufer; es bleiben aber noch genug übrig, um im nächsten Sommer als Schmetterlinge das Feld zu bevölkern. Scheint die Frühlingssonne warm aufs Land und lockt die grünen Blätter aus den Knospen hervor, dann erwacht auch das schlummernde Leben im Schmetterlingsei, — aus dem kleinen Dotter erwächst ein winziges Räupchen. Die Sonne selbst versieht dabei die Stelle der Bruthenne und macht ihm auch einstweilen das Futter zurecht, damit es frisches, weiches Gemüse findet, wenn es herauskommt. Das junge Räupchen muß sich selbst aus der Eierschale heraushelfen; es frißt ein Loch durch dieselbe und schlüpft hervor ans Tageslicht.

Nun droht den hilflosen Wesen von allen Seiten Gefahr. Schlupfwespen schwirren herbei, um sie anzustechen und ihre Eier in sie hineinzulegen; Staren, Sperlinge, Finken und alle die vielen Singvögel, welche um dieselbe Zeit Junge im Neste haben, durchsuchen Feld und Busch nach Raupen, und selbst der Landmann droht ihnen den Tod, wenn sie es sich etwa beikommen lassen, von seinem Kohl zu kosten oder die Obstbäume zu besuchen.

Einige Räupchen sind schon von klein auf mit einem tüchtigen Pelze bekleidet. Andere tragen dornige Stacheln. Manche dagegen sind so zart und hilflos, daß sie fast wie Nacktschnecken aussehen, und zwar sind dies gerade die kleineren. Mehrere dieser letztern Arten fertigen sich ein Futteral, indem sie Holzsplitterchen und Blattkrümchen mit feinen Fädchen zusammenkleben und neue Stückchen ansetzen, wenn sie selber wachsen und das Häuschen ihnen während dessen etwa zu eng wird.

Haben die kleinen Raupen einige Tage lang tüchtig gefressen, so sind sie schon auffallend größer und dicker geworden. Sie setzen sich dann still an die Äste, werden ganz blaß, als seien sie krank, und nun platzt ihnen oben auf dem Kopfe die Haut entzwei. Die Raupe wackelt hin und her und arbeitet sich aus ihrer eigenen Haut heraus; selbst von den Beinen wird diese mit abgestreift, und es mag ihr keine geringe Anstrengung kosten, den engen Rock auszuziehen. Endlich ist sie von ihm befreit; aber sie scheint auch völlig erschöpft. Die junge Haut ist noch sehr zart und gegen Kälte und Nässe in hohem Grade empfindlich. Tritt zur Zeit der Häutung unfreundliches Wetter ein, so stirbt manches der Würmchen durch Erkältung. Vier- bis fünfmal wiederholt sich der ganze Hergang; dann erst sind die Tiere völlig erwachsen und denken ans Einpuppen. Sie spinnen sich einen Strick aus feinen seidenen Fäden und binden sich mit dem

Schwanzende am Zweige fest. Ein zweites Seil legen sie rings um den Bauch und schützen sich so gegen das Abfallen. Nun aber verstehen sie es, einzuschrumpfen und sich klein zu machen, eine Kunst, die ihnen nicht jeder so leicht nachmacht. Die Haut wird noch einmal abgestreift, zugleich aber mit dem Arbeitsrock das ganze Handwerkszeug beiseite gelegt: Augen, Freßzangen und Füße; dann wird die Haut hart, grünlich und goldschimmernd, und die Puppe ist fertig. Von dem vielen Futter, welches die Raupe verzehrte, haben sich in ihrem Körper reichliche Vorratsstoffe aufgespeichert; diese dienen nun dazu, um den Schmetterling mit den schönen Flügeln daraus zu bilden.

Viele Raupen, besonders diejenigen der Abend- und Nachtfalter, begnügen sich nicht mit einem einfachen Faden zum Aufhängen der Puppe, sondern fertigen ein großes, dichtes Gespinst, einen Cocon, als Schutz gegen Nässe und Kälte; manche kleben auch Erdkrümchen, Holzspäne und Blättchen zusammen, um sich ein Häuschen zu bauen.

Manche Raupen, besonders solche von Nachtschmetterlingen, werden auch in einem Sommer noch nicht fertig mit ihren Vorbereitungen zum Einpuppen. Sie müssen sich dann im Herbst ein sicheres Quartier suchen, um vor den Übeln des Winters geschützt zu sein. So verstecken sie sich dann ins Moos, unter abgefallene Blätter oder kriechen hinein in die lockere Erde, kleben Holzstückchen, Sandkörnchen u. s. w. rundum zusammen und machen sich eine Winterhütte daraus. Dort rollen sie sich zusammen und schlafen, bis sie im Frühjahre droben wieder etwas für ihren Hunger finden können. Dann fahren sie mit ihrer Arbeit rüstig weiter fort, wo sie im vorigen Jahr aufgehört hatten, bis sie sich einpuppen.

Lange liegt oder hängt die Puppe wie tot, desto reger arbeitet es inwendig in ihr. Das Köpfchen mit den großen, zusammengesetzten Augen und den Äuglein auf der Stirn wird fertig gemacht, dazu die Fühler. Die Brust erhält sechs hübsche, schlanke Beine, und der Hinterleib ist mit einem Stiel an sie angehängt. Alle diese Teile bekommen ein zierliches Haarkleid. Die Flügel sind noch weich und zusammengefaltet. Jetzt ist es Zeit; die Puppenhülle zerplatzt, und der schöne Falter arbeitet sich heraus. Die Nachtschmetterlinge, welche in festem Gespinst liegen, müssen dieses erst aufweichen und thun solches, indem sie aus ihrem Munde einige Tropfen Flüssigkeit darauf fallen lassen.

Das ausgekrochene Tierchen klettert am Stengel ein Stückchen empor und entfaltet allmählich die großen Schwingen. Sie werden breiter, länger und fester. Und was für eine Pracht zeigen sie!

Das zarte Hellgelb ist mit schwarzen Querstreifen kräftig gezeichnet, die Oberflügel sind hübsch ausgeschweift, und die Unterflügel laufen in lange Gabelspitzen aus. Sie tragen auch blaue und rotgesäumte Augenflecken. Daß die prächtigen Farben bei allen Schmetterlingen leicht abgehen, weißt du aus Erfahrung; aber besieh dir einmal solche Stäubchen durch ein gutes Vergrößerungsglas, und du wirst erst darüber erstaunen, welch wunderbaren Bau die Fittiche des Tierchens haben. Auf der dünnen, durchsichtigen Flügelhaut haften an beiden Seiten kleine Schuppen, wie die Ziegel eines Daches sich bedeckend. Jedes solche Schüppchen steckt mit einem feinen Stielchen in einer kleinen Vertiefung des Flügels und ist oft an seinem freien Ende mit Spitzen und Zacken geziert. Bei manchen Schmetterlingen sind diese Schüppchen auf beiden Seiten verschieden gefärbt, und die Flügel zeigen deshalb ein abweichendes Aussehen, je nachdem man von oben oder von der Seite her darauf schaut.

Jedes Schüppchen zeigt ferner zarte Längsstreifen und noch feinere Querstreifen.

Die großen Augen des Schmetterlings sind aus vielen kleinen Äuglein zusammengesetzt; beim Totenkopfschwärmer besteht jedes Auge aus 12 500 kleineren; das Tier hat also deren 25 000.

Wie die Raupen je nach den verschiedenen Arten ihre besonderen Weisen haben, so zeigen auch die Falter mancherlei Eigentümlichkeiten; die einen tummeln sich im hellen Sonnenschein und trinken mit den langen Saugrüsseln Honig aus den Blumenkelchen, andere (z. B. der Totenkopf) schwärmen am Abend, noch andere in der Nacht. Von den letzteren ist der kleine Stachelbeerspanner wegen seines bunten Harlekinkleides bekannt und das blaue Ordensband wegen seiner blaustreifigen Unterflügel.

Hermann Wagner.

37. Kriege und Spiele der Ameisen.

Obschon unter den Ameisen nichts als Liebe, Eintracht und Gleichheit zu herrschen scheint, so vertilgen sie dennoch einander, wenn sie sich zu sehr vermehrt haben; sie legen sich aber keine Schlingen, bedienen sich keiner Schlauheit und keines Auflauerns wie viele andere Insekten, sondern greifen im offenen Felde und mit wohlgeordneten Heeren einander an; auch wenn sie andere Insekten fangen, geschieht es immer durch ehrlichen Kampf. Ihre Waffen sind die Kiefer, der kleine Stachel und das saure Gift, welches eine schwache Röte auf der Haut verursacht. Die Ar-

beiter sind jedoch allein die kriegsfähigen, die anderen ergreifen sogleich die Flucht. Unter allen Feinden fürchten sie fremde Ameisen am meisten, und dabei sind die kleinsten gerade die gefährlichsten, weil sich mehrere zugleich an die Beine der größeren hängen, sie herumzerren und an der Flucht hindern. In ihren Kämpfen muß man über ihre Wut staunen; sie lassen sich eher die Beine ausreißen, als daß sie nachgeben; oft bleiben abgerissene Köpfe oder ganze Tote an den Beinen der fortlaufenden hängen, so sehr haben sie sich eingebissen. Die größeren greifen die kleinen unversehens an, fassen sie oben an dem Leibe und erwürgen sie mit den Kiefern; merken es aber die kleinen vorher, so holen sie die andern, welche in Masse herbeiströmen. Die Roßameisen, die größte Art in Deutschland, kommen aus ihrem Bau bis vor die Thore der blutroten, welche um die Hälfte kleiner, aber viel zahlreicher sind. Diese wehren sich tapfer, gehen aber doch großenteils zu Grunde; dann verlegen sie oft über zwölf bis zwanzig Meter weit ihre Wohnung, indem sie alles mitnehmen, was ihnen wert ist. Unterwegs werden kleine Haufen als Wachen aufgestellt, welche eine ankommende Roßameise sogleich anpacken; eine springt ihr auf den Leib, klammert sich um ihren Kopf und übergießt sie mit Gift; dabei wälzen sie sich über und über; endlich kommen andere zu Hilfe und beißen die Roßameise tot oder nehmen sie gefangen.

Will man aber regelmäßige Kriege sehen, so muß man in die Wälder gehen, wo die rotbraunen Ameisen ihre Herrschaft über alle vorüberziehenden Insekten behaupten und mit ihresgleichen von verschiedenen Nestern Krieg führen. Manchmal rücken aus zwei Haufen, die über hundert Schritte von einander entfernt liegen, die Heere so zahlreich gegen einander, daß sie den ganzen Weg 50—60 cm breit bedecken und in der Mitte mit einander kämpfen. Tausende ringen einzeln mit einander und suchen sich mit den Kiefern in Gefangenschaft zu schleppen. Der Kampf beginnt gewöhnlich zwischen zweien, die sich mit den Kiefern packen, sich gegen einander aufrichten, um das Gift wechselseitig nach dem Feinde zu spritzen; dann fallen sie auf die Seite und ringen lange mit einander im Staube, bis endlich eine dritte herbeikommt und den Sieg entscheidet; aber bisweilen eilen mehrere dazu und packen sich an den Füßen so, daß oft sechs bis zehn an einander hängen. Gegen die Nacht ziehen sich beide Heere allmählich in ihre Städte zurück, indem sie die Toten liegen lassen, die Gefangenen aber mitnehmen. Vor Sonnenaufgang rücken sie aber wiederum und noch viel wütender gegen

einander. Die Kampfbegierde ist so heftig, daß man sie stören kann, ohne daß sie an einem hinauflaufen. Das Wunderbarste dabei ist, daß sich die Ameisen kennen und die Freunde von den Feinden zu unterscheiden wissen. Sie gehen zwar immer mit offenen Kiefern auf einander los, greifen sich auch manchmal an, lassen aber gleich wieder ab und streicheln sich mit den Fühlhörnern, wenn sie zu einem Stocke gehören. Während des Kampfes gehen dennoch alle Geschäfte im Neste fort, und immer schleppen die einen Gefangene nach Hause, während die andern im Kampfe bleiben und wieder andere in den Wald gehen, um Nahrung zu holen.

Die braunroten Ameisen scheinen auch spielen zu können. An schönen Tagen sitzen sie haufenweise auf ihrem Neste in einer allgemeinen Bewegung, ähnlich der des siedenden Wassers; sie alle schwingen dann die Fühlhörner mit erstaunlicher Geschwindigkeit, streicheln sich gegenseitig mit den Vorderfüßen sanft den Kopf, richten sich dann paarweise auf, ringen mit einander, werfen sich herum und fassen sich bald an den Kiefern, bald am Halse oder am Hinterleibe, ohne Gift auszuspritzen und ohne sich etwas zu thun; dann lassen sie los und laufen auf eine andere zu, um mit ihr dasselbe Treiben zu wiederholen. Oken.

† 38. Waldstadt und Riese.

Es ist eine Stadt mitten im Walde. Die Stadt hat viele hundert Strafsen. Drinnen lebt ein Völkchen, das ist weit und breit berühmt wegen seines Fleifses. Vom Morgen bis zum Abend sind dort alle rührig bei der Arbeit. Sie klettern auf die Bäume und holen Holz herab, schleppen Gras heim, pflegen ihre Kinder und bauen neue Wohnungen. Dabei leben sie still und friedlich neben einander; wenn einer in der Strafse geht und seine Last nicht allein fortschleppen kann, springt gleich ein anderer bei und hilft, ohne dafs er sich erst bitten läfst.

Da geschah aber an einem schönen Nachmittage ein grofses Unglück. Als eben die Alten ihre weifs eingewickelten Kinder vor die Stadt getragen und in den warmen Sonnenschein gelegt hatten, kam plötzlich ein Riese durch den Wald daher. Die Schildwachen gaben schnell ein Zeichen. Wie, das weifs ich selbst nicht; denn Trommeln und Trompeten sind nicht in selbiger Stadt, aber die Einwohner verstehen sich doch.

Als der Riese auf die Stadt zukam, rannte alles aus der Stadt und wollte nur schnell die Kindlein retten. Doch ehe das Gewimmel noch hinein war, kam schon der Riese heran und trat mit einem Fuſse mitten auf die Stadt, daſs gleich mehr als hundert Straſsen zusammenstürzten. Und da nun schon alles durcheinander rannte und flüchtete, bückte sich der Riese und warf mit seinem Finger langsam, wie zum Zeitvertreib, eine Straſse nach der andern ein. Er hatte seine Freude an dem ängstlichen Gewimmel, und wie die armen Leute nur immer zuerst nach ihren Kindern griffen und sie über die Trümmer hinweg beiseite schleppten in die unversehrten Straſsen.

Das kleine Völkchen verlor aber den Mut doch nicht. Viele Hunderte machten sich auf und marschierten tapfer auf den Riesen los; sie stachen ihn mit ihren Waffen so tüchtig, daſs es ihn am ganzen Leibe wie Feuer brannte, und daſs er zurücktrat von der Stadt.

Aber der Herr des Waldes sprach zu dem Riesen: „Du ungeschickter, fauler Mensch, was hat dir mein gutes, fleiſsiges Völkchen gethan? Du mit deinen groſsen Händen kannst doch keine einzige Straſse aufbauen, so kunstvoll, wie mein kleines Völkchen da!“

Wiſst ihr aber, wer der Riese war? Das war ein Mensch, so groſs als ihr. Aber was für eine Stadt ich meine, und wer das kleine fleiſsige Volk ist, und wer der Herr des Waldes, das sollt ihr erraten. Und dann geht hinaus in den Wald und besuchet die Stadt und das Völkchen und lernet von ihm!

Campe.

† 39. Der Maikäfer.

Die Obstbäume haben wir eigentlich nur für uns gepflanzt. Die Maikäfer thun aber, als wären sie ihretwegen da; denn in manchen Jahren finden sie sich so häufig auf ihnen ein, daß die Zweige sich von der Last beugen. Dann geht es den Bäumen schlecht; was an weichem Laube sich vorfindet, wird unbarmherzig abgefressen. Noch ehe 8 Tage vergangen sind, stehen ausgedehnte Obstanlagen entlaubt da und haben ein winterliches Ansehen. An eine Obsternte ist natürlich nicht zu denken; denn die Bäume müssen ja alle die Säfte, durch welche sie Blüten hätten erzeugen können, auf das Hervorbringen neuer Blätter verwenden, ohne die ein Baum im Sommer nicht bestehen kann.

Haben sich die Maikäfer 8—14 Tage dem Vergnügen, umherzuschwirren und Laub zu fressen, hingegeben, so graben sich die Weibchen, die man leicht an den kleinen Fühlhörnern erkennt, oft ziemlich tief in die Erde und legen dort an zwei bis drei verschiedenen Orten 12 bis 30 Eier. Bald darauf sterben sie. Nach 4 bis 6 Wochen entstehen aus den Eiern kleine wurmartige Tierchen, Larven oder Engerlinge genannt, die 6 Beine und kräftige Kinnbacken haben. Ihre Nahrung besteht meistens in zarten Wurzeln. Wie die Alten, so sind auch sie äußerst gefräßig, und um sich's bei ihren Mahlzeiten recht bequem zu machen, legen sie sich auf den Rücken, fangen am Wurzelspitzchen an zu fressen und fahren damit so weit fort, als es ihnen schmeckt und sie ohne große Unbequemlichkeit mit dem Kopfe hinaufreichen können. Im Herbst gehen sie tiefer in die Erde, machen sich eine recht glatte Höhle und schlummern darin, bis die Frühlingssonne den Boden wieder erwärmt und die Pflanzen zu neuem Wachstum antreibt. Mittlerweile ist ihnen nun ihr Röcklein ein wenig schmutzig und auch zu enge geworden. Da es unter ihnen keine Schneider gibt, die für andere arbeiten, so muß jeder selbst Hand anlegen, um zu einem neuen Rocke zu gelangen. Damit sie dieses wichtige Werk in aller Ruhe und Bequemlichkeit ausführen können, gehen sie etwas tiefer in die Erde, machen sich dort eine runde, innen schön geglättete Höhle und warten, bis das Wams von selber platzt. Geschieht dies, so benutzt der Engerling den günstigen Augenblick und schlüpft hinaus und hat damit zugleich sein schweres Geschäft vollendet. Ohne sein Zuthun ist ihm nämlich schon vorher unter dem alten Kleide ein neues gewachsen, ganz nach dem Muster des abgelegten, mit neun Quernähten und eben so vielen Knopflöchern an jeder Seite. Zu den Knopflöchern fehlen ihm aber die Knöpfe; daher läßt er dieselben einstweilen offen und benutzt sie zum Atemholen, was er durch den Mund nicht bewirken kann. Nun steigt der verjüngte Engerling wieder in die Höhe und fällt mit einer Begier über die Pflanzenwurzeln her, daß den übrigen Insektenlarven bange werden möchte. Aber es ist auch keine Kleinigkeit, 4 bis 6 Tage lang im engen Kämmerlein zu fasten; mancher andere ginge schon zu Grunde, wenn's nur halb so lange dauerte. Die Pflanzen leiden infolge dieser Gefräßigkeit natürlich sehr, hängen traurig die Köpfe und verwelken ganz, wenn der Regen lange auf sich warten läßt. Darum ist der Landmann den Engerlingen ebensowenig hold, wie der Gärtner den Maikäfern; er vertilgt sie, wo er nur kann, und sieht

es recht gern, wenn die Saatkrähe im Frühjahr hinter dem Pfluge hergeht und alle auffrißt, die sich in der Furche blicken lassen.

So treiben nun die Engerlinge ihr Wesen 3—4 Jahre lang in der Erde. Zu Ende des letzten Sommers steigen sie tiefer als jemals in dieselbe hinab, oft eine Klafter tief, machen sich noch einmal eine Höhle und harren dann darin der Veränderungen, die noch mit ihnen vorgehen sollen. Diese lassen auch nicht lange auf sich warten. Nach einer kurzen Ruhe von einigen Tagen wird die Haut nochmals abgestreift; aber diesmal geht nicht ein Engerling daraus hervor, sondern eine Puppe, ein Geschöpf, das weder Larve noch Käfer ist, indessen doch mit letzterem die meiste Ähnlichkeit hat. Beine und Fühler sind an den Leib gezogen und zur Fortbewegung untauglich; ebenso bleibt das sonst so gefräßige Maul in vollkommener Ruhe. Nach 4—8 Wochen wird auch diese Hülle wieder gesprengt, und es erscheint nun endlich der vollkommene Käfer. Rumpf und Glieder sind anfangs ganz weich und blaß, erhärten aber bald und bekommen dabei ihre gewöhnliche dunkle Farbe. Vom Februar an arbeiten sich die Käfer höher hinauf, besonders an frostfreien Tagen, kommen jedoch nicht eher zum Vorschein, als bis der Tisch für sie gedeckt ist, was gegen Ende April oder anfangs Mai der Fall zu sein pflegt. Einzelne, die nicht so tief gelegen haben mögen, arbeiten sich auch früher, bei auffallend gelindem Wetter selbst mitten im Winter, bis zur Oberfläche empor. Aus Mangel an Nahrung und Maiwärme kommen sie natürlich um, genießen aber dafür auch die Ehre, in den Zeitungen als wunderbare Erscheinungen beschrieben zu werden.

Das beste Mittel, die schädlichen Maikäfer zu vertilgen, besteht darin, sie des Morgens, wo sie gewöhnlich vom Tau ganz erstarrt sind, von den Bäumen zu schütteln und in Gruben mit heißem Wasser zu töten. Jung und alt, arm und reich sollten sich bei dieser nützlichen Arbeit beteiligen.

† 40. Zwei Käfer.

Maikäferlein im braunen Rock,
Wie bist du froh und munter!
Dein Garten ist der Holerstock,
Dein Haus ist der Holunder.
Er ist dein Bett und wird wohl auch
Dein Sarg, der schöne Holerstrauch.

Goldkäferlein im grünen Rock,
Wie bist du leicht und lose!
Dein Garten ist der Rosenstock,
Dein Haus, das ist die Rose.
Er ist dein Bett und wird wohl auch
Dein Sarg, der schöne Rosenstrauch.

Friedrich Güll.

† 41. Karls des Großen Einrichtungen und Familienleben.

Wäre Karl nur Eroberer gewesen, so würde sein Verdienst gering und vorübergehend sein; denn schon bald nach seinem Tode zerfiel das aus so vielen fremdartigen Teilen zusammengesetzte Gebäude seines Reiches. Sein Streben war auf etwas Höheres und Edleres gerichtet. Wen er als Held mit dem Schwerte unterworfen hatte, den wollte er als Vater mit Liebe beglücken. Unablässig war er bemüht, seine Völker aufzuklären, sie weiser und besser zu machen. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit lebten an seinem Hofe und genossen seiner Achtung und Freundschaft. Durch sie stiftete er viele Schulen, um dem Erziehungswesen aufzuhelfen. Er achtete mehr auf erworbene Kenntnisse, die auch den Ärmsten adeln, als auf ererbte Standesvorzüge. Darum besuchte er, wo er nur immer konnte, die Schulen selbst, um mit eigenen Augen zu sehen, ob auch seinen Vorschriften entsprochen würde. Mit ganzer Seele hing er am Christentume, und um auch dem Volke die Wohlthaten und Segnungen desselben zugänglich zu machen, sorgte er für tüchtige Geistliche. Neue Bistümer, Kirchen und Klöster wurden gegründet und reichlich begabt. Die Klöster insbesondere förderten innerhalb ihrer stillen Mauern nicht nur den Unterricht der Jugend, sondern sorgten auch für Arme und Kranke und nahmen Reisende gastfreundlich auf; denn Gasthöfe gab es in damaliger Zeit nur wenige. Die Kirchen wurden mit schönen Heiligenbildern geschmückt; denn Karl sah es gern, daß das Leben und die Thaten frommer Männer bei der christlichen Gemeinde in gesegnetem Andenken erhalten wurden. Zur Verherrlichung des Gottesdienstes ließ er Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen; denn seine Franken hatten eine gar rauhe Stimme, so daß ihr Gesang fast dem Gebrülle wilder Tiere glich. Von ihnen sagt ein Zeitgenosse: „Groß an Leib wie Berge, donnert auch ihre Stimme hochbrausend daher, und wenn sie die barbarische Roheit ihrer durstigen Kehle durch Übergänge und Nachhall zu

verschleifen bemüht sind, so stoßen sie die harten Töne mit ganz eigenem Geprassel heraus, fast wie ein Lastwagen, der über einen Knüppeldamm daherrollt, so daß Ohr und Gefühl, statt sanft bewegt, erschreckt und erschüttert werden." Auch liebte Karl seine Muttersprache. Er arbeitete selbst mit den Gelehrten seines Hofes an einer deutschen Grammatik und ließ auch eine Sammlung altdeutscher Heldenlieder veranstalten. Uns ist leider von diesen Bestrebungen des großen Kaisers nichts übrig geblieben als die deutschen Namen, die er den Winden und Monaten gab.

Karl war ein echt deutscher Mann, von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirn und überaus große, lebendige Augen, die dem Freunde und Hilfebittenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten. In früher Jugend übte er nach Frankenart seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und kühnste Schwimmer. Ein Hauptvergnügen war ihm die Jagd, und wenn er seinem Hofe ein Fest bereiten wollte, wurde eine Treibjagd angestellt. Alles setzte sich zu Pferde, und nun ging es unter dem Klange der Hörner und dem Gebelle der unzähligen Hunde in lärmendem Jubel hinaus in die Weite der Wälder, wo die Blüte des jungen Adels sich durch Mut und Geschicklichkeit auszuzeichnen und gegenseitig zu übertreffen suchte. Karl, mitten unter ihnen, bestand manchen heißen Kampf mit wilden Ebern, Bären und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig. Speiste er mit den Seinigen allein, so kamen nur vier Schüsseln auf den Tisch. Ein Wildbretbraten, am Spieße vom Jäger zur Tafel gebracht, war seine Lieblingsspeise. Sein Schlaf war kurz. Selbst des Nachts stand er mehrmals von seinem Lager auf, nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der in seiner Jugend versäumten Schreibkunst zu üben, oder er betete, oder er stellte sich ans Fenster und betrachtete mit Ehrfurcht und Bewunderung den gestirnten Himmel. Eine so einfache Lebensweise erhöhte die ohnehin so gewaltige Körperkraft dieses Mannes, so daß man seinen Geschichtsschreibern wohl glauben darf, wenn sie erzählen, wie er mit leichter Mühe ein Hufeisen brach, oder einen geharnischten Mann emporhob wie ein Kind, oder mit seinem gewaltigen Schlachtschwerte einem Feinde den Kopf bis in die Tiefe spaltete und Lasten hob, die ein gewöhnlicher Mann jetziger Zeit nicht von der Stelle rücken könnte.

Seine Kleidung war nach deutscher Art einfach. Er trug Gewänder, von der fleißigen Hand seiner Gemahlin verfertigt, Strümpfe und leinene Beinkleider, mit farbigen Bändern kreuzweise umwunden, ein leinenes Wams und darüber einen einfachen

Rock mit seidenen Streifen, seltener einen viereckigen Mantel von weißer und grüner Farbe; aber stets hing ein großes Schwert mit goldenem Wehrgehänge an seiner Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabhängenden Talare, mit goldenen Bienen besetzt. Merkwürdig, wie er gelebt hatte, wurde er auch begraben. Im vollen Kaiserschmucke, mit Krone, Schwert, ein goldenes Evangelienbuch auf den Knien, ein Stück des heiligen Kreuzes auf dem Haupte, die goldene Pilgertasche um die Hüfte, wurde er, sitzend auf einem goldenen Stuhle, in die Gruft der von ihm gestifteten Marienkirche zu Aachen hinabgelassen. Nach seinem Tode aber lebte der Name des großen Karl in den Sagen und Liedern des Volkes fort, und jahrhundertelang wurde alles Große und Schöne an seinen Namen geknüpft. Welter.

42. Karl der Große und Wittekind.

Karl der Große hatte bald, nachdem er zum Throne gelangt war, einen Feldzug gegen die Sachsen unternommen und sie, wiewohl nach schwerem Kampfe, überwunden. Er berief darauf die Sachsen nach Paderborn zu einem Reichstage; viele Edle mit ihren Gefolgschaften kamen, verbürgten den Frieden mit Hab und Gut, mit Freiheit und Leben und nahmen die Taufe. Nur ihr König Wittekind kam nicht; er war zu dem Dänenkönig geflohen, um von dort bei günstiger Zeit den Krieg wieder zu erregen.

Nicht lange darauf, während Karl in Spanien focht, war auf einmal durch ganz Sachsen die Kunde geflogen: Der Wittekind ist wieder da! Und der Wittekind flog wie ein Adler hinterdrein, von Hof zu Hof, und rief: „Rache und Freiheit, Landsleute! Wer geht mit ins Frankenland?“ Da sprangen sie von ihren Herden auf, schüttelten den Eid, welchen sie dem fremden Herrn geschworen, wie ein Joch von sich ab und folgten dem Wittekind, wie die Wolken dem Sturme. Alle Burgen Karls und alle Kirchen bis Deutz am Rhein warfen sie nieder; dann zogen sie den Strom hinauf bis Koblenz und erschlugen so viele Franken, als sie konnten, besonders die christlichen Priester.

Im andern Jahre kam Karl selbst und trotzte den Sachsen Frieden und Geiseln ab. Er bezwang den Bardengau, der zwischen der Weser und Elbe lag, setzte Priester ins Land, baute Gotteshäuser und Klöster und gebot den Sachsen, daß sie der Kirche den Zehnten geben sollten, wie er's auch in seinen andern

Ländern eingeführt hatte. Wohl ergrimmten die freien Sachsen darüber; aber da des Königs Hand schwer auf ihnen lag, mußten sie ihren Grimm verbergen. Da wähnte Karl in freudigem Stolz, nun hätte er sie endlich doch unterjocht, und fuhr sorglos gen Rom.

Die Sachsen schliefen indessen nicht. Wie einst Hermann und die Cherusker die stolzen Römer getäuscht hatten, so machte jetzt Wittekind den König sicher, daß dieser dem Volke dessen eigene Edlen zu Grafen über die Gaue gab und es (788) sogar zum Heerbann wider das slavische Volk der Serben aufbot, welches zwischen der Elbe und der Saale saß und in Thüringen eingebrochen war. Die Sachsen kamen auch in Wehr und Waffen; aber plötzlich kehrten sie sich gegen die Franken um und schlugen sie an der Weser auf dem Süntelberge. Da schwur der König, es den Sachsen zu gedenken, und kam mit ungeheurer Heeresmacht. Nicht mehr wie Feinde, sondern wie Sklaven, die sich empört hatten, behandelte er sie in seinem Zorne: er legte ihr Land wüste und ließ an einem Tage 4500 gefangene Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten. Aber ehe noch ein Jahr vergangen war, stand ganz Sachsenland im lichterlohen Kampfe wie nie zuvor und der Wittekind, wie der Geist der Rache, an der Spitze des Landsturms. Auch die Friesen, die es immer mit den Sachsen gehalten hatten, erhoben sich jetzt wieder; doch erlagen sie bald. Bei Detmold geschah nun eine mörderische Schlacht zwischen Karl und den Sachsen, doch ohne andern Erfolg, als daß Karl nach Paderborn zurückwich, um neue Scharen aus dem Frankenland herbeizuziehen. Mit diesen verstärkt, wandte er sich zum zweiten Mal gegen die Sachsen und besiegte ihr Heldentum durch seine Kriegskunst und Übermacht. Dennoch unterwarf sich das Volk ihm noch nicht, sondern focht zwei Jahre lang trotzig um die Freiheit fort, während Karl unablässig das Land mit Feuer und Schwert verwüstete. Endlich erkannte er, daß er mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen die unbesiegbare Kraft, welche ein Volk von der Freiheit empfängt, nichts Besseres vermöge, als wie ein Henker zu würgen, und nun stand er von dem Vorsatz ab, die milde Lehre Jesu Christi durch Menschenopfer einzuführen; darum behandelte er jetzt die, so sich ihm unterworfen hatten, sanfter und gnädiger, schrieb einen Tag zu Paderborn aus und gab den Sachsen ein Gesetz, welches in vielen Stücken klug erdacht und heilsam war, aber den Zweck dadurch verfehlte, daß die Strafen, durch deren Androhung Karl die Einführung des Christentums und die Ehrfurcht davor sichern wollte, zu

streng waren. Besonders erbitterte die Sachsen das Gebot, daß sie der christlichen Kirche zum Unterhalte ihrer Diener den Zehnten geben sollten. Diesen hielt Karl für die heiligste Pflicht; die Sachsen sahen aber nichts weiter darin als einen Tribut, den sie ihren Überwindern entrichten müßten. Gleichwohl waren sie für einen offenen Kampf allzu erschöpft; darum ließen sie das Harte über sich ergehen, um wenigstens ungestört ihre Kraft wieder sammeln zu können. Von Paderborn aus schickte Karl auch zu dem Wittekind in dem Bardengau und lud ihn zu einem Friedensgespräche zu sich; dafür versprach er ihm frei Geleit und gab ihm Geiseln zu dessen Bürgschaft.

Da empfand auch Wittekinds unbeugsames Herz gar schmerzlich die Not seines Volkes und begann an der Macht seiner Götter zu verzweifeln, die den Kampf für sie nicht mit Sieg krönen wollten, ob sie gleich mit Menschenopfern übersättigt worden waren. Eine geheime, unwiderstehliche Gewalt zog ihn fort, den furchtbaren Karl auch außer der Schlacht zu sehen; und ob er dessen Einladung gleich öffentlich mit Verachtung zurückgewiesen, so beschloß er doch, nebst seinem Freunde Albion, in Bettlerkleidung gehüllt, unerkannt in Karls Nähe sich zu begeben. Sie verließen im geheimen das Heer der Sachsen, traten ihre Wanderung an und erreichten gerade an einem Festtage die Stadt, in welcher Karl sein Hoflager hielt. Ein großes, erhabenes Gebäude, das sie für die Wohnung hielten, zog ihre Blicke auf sich, und da sie die Pforte desselben weit geöffnet und viele Menschen hineingehen sahen, zögerten auch sie nicht und folgten. Aber sie traten nicht in das Haus des Königs, sondern in das Haus Gottes, in die Kirche, und erblickten hier den gewaltigen Karl, den sie sonst nur in Kampfeswut mit dem rauchenden Schwert in der Hand gesehen, in tiefer Andacht und Demut und in einfach schmuckloser Kleidung mit vielen fränkischen Edlen vor dem Altar knieend, wo eben das hl. Abendmahl gespendet wurde. Da ahnten sie bald, wo sie waren. Doch hier stand kein blutiger Opferaltar; hier tönte nicht das Beschwörungsgeschrei heidnischer Priester; jede Leidenschaft schien daheim geblieben und der heilige Frieden unzerstörbar, der hier in seiner Wohnung alle umfing. — Wittekind und Albion wurden tief erschüttert; ihre starkfühlenden Herzen ahneten, daß der unsichtbare Gott der Christen ihnen näher stehe als ihre Götzen; und als die Andächtigen alle auf die Knie sanken, zog auch sie der wahren Andacht stille Allgewalt in den Staub nieder.

Als der Gottesdienst beendigt war, verließen sie schweigend die Kirche und gesellten sich zu einer Anzahl von Bettlern, die

an der Thür den König erwarteten, der ihnen Almosen zu reichen pflegte. Wittekind saß auf den Stufen, hielt sein Auge fest auf den aus der Kirche tretenden Karl geheftet, in dessen ernsten, schönen Zügen noch Andacht und Begeisterung ruhten, und streckte, um unerkannt zu bleiben, auch seine Hand nach Almosen aus. Aber Karls durchdringender Blick erkannte in dem kräftigen, ausdrucksvollen Antlitz gar bald den Helden, der ihm den Kopf so oft heiß gemacht hatte.

„Ich habe hier kein Almosen für dich; aber ich will dir ein köstlicheres gewähren, wenn du mir folgst!“ sprach Karl, reichte ihm sanft die Hand und führte ihn in sein Gemach. Nach einer langen, ernsten Unterredung lagen sich die früheren Glaubensfeinde endlich in den Armen, und Wittekind, der dem grausamen Beherrscher der Franken nimmer weichen wollte, beugte sich jetzt in stiller Demut vor dem christlichen Könige.

Wittekind und Albion bekannten sich alsbald öffentlich zum christlichen Glauben und wurden im Beisein Karls des Großen auf das feierlichste getauft. Dem Beispiele seiner Fürsten folgte willig das ganze Volk der Sachsen, und was in 32 Jahren dem Schwerte nicht möglich gewesen war, errangen in kurzer Zeit der Glaube und die Liebe.

C. v. Houwald.

43. Von den Giftpflanzen.

1. Gift nennen wir im gewöhnlichen Leben alle äußeren Stoffe, welche eine heftige und verderbliche Wirkung auf den menschlichen oder tierischen Körper hervorbringen.

Giftige Erzeugnisse gibt es in allen drei Naturreichen. Wer hätte nicht schon von giftigen Schlangen gehört, z. B. der Klapperschlange, deren Biß oft in wenigen Minuten tötet? Doch, gottlob, in unserem Vaterlande sind böse Gäste dieser Art nicht häufig. Das Mineralreich liefert den schrecklichen Arsenik; doch dieser wird in der Regel in den Apotheken wohl verwahrt. Aber das Pflanzenreich hat sein Gift so offen ausgestellt in Gärten, auf Wiesen, in Wäldern, daß eine Belehrung und Warnung der Unkundigen gar not thut. Starben doch vor einigen Jahren wieder in Berlin drei Kinder, weil sie von einer Wurzel des Wasserschierlings gegessen hatten.

Der Wasserschierling ist eine der gefährlichsten Giftpflanzen; er wird auch Parzenkraut oder giftiger Wüterich genannt. Seine Wurzel hat einige Ähnlichkeit mit Selleri oder auch mit Pastinak, und unverständige und naschhafte Kinder

haben sie oft dafür gegessen und sind, wenn nicht schleunige Hilfe kam, jämmerlich gestorben. Eigentlich ist es so schwer nicht, den Wasserschierling von anderen Gewächsen zu unterscheiden. Er wächst am häufigsten an Gräben und Teichen und auf bemoostem Sumpfboden, und schon dieser Standort macht die Pflanze verdächtig. Aber das sicherste Kennzeichen ist der eigentümliche Bau der Wurzel. Sie ist zum Teil hohl und durch Querwände in mehrere Fächer geschieden; vornehmlich aber in diesen Fächern befindet sich der schädliche, schnelltötende Saft der Pflanze. Wer die Wurzel der Länge nach durchschneidet, wird an diesen Fächern sogleich den Wasserschierling erkennen. Die alten Griechen haben den Schierlingssaft zur Hinrichtung von Verbrechern benutzt.

Den gefleckten Schierling, den man auch Wutschierling und Tollkerbel nennt, unterscheidet man leicht an den rotbraunen Flecken auf dem Stengel und an den Ästen. Aber dieses Kennzeichen fehlt zuweilen, und da muß man auf andere Kennzeichen achten. Die Blätter z. B. sind gezahnt, und die Zähne sehen an den Spitzen wie versengt aus. Wenn ihr etwa die Blätter zwischen den Fingern zerreibet, so geben sie einen eigentümlichen, widrigen Geruch von sich, an dem ihr die Pflanze leicht unterscheiden könnt. Wer darauf nicht achtet, verwechselt sie leicht mit Kerbel oder mit Petersilie.

Die meiste Ähnlichkeit mit der Petersilie hat die dritte Gattung des Schierlings, welche man Gleiße oder Hundspetersilie (Hundspeterling) nennt. Daher sind Verwechslungen der beiden Pflanzen sehr häufig, und eine verständige Hausfrau sollte sich darum bekümmern, wie sich beide von einander unterscheiden. Blüht die Pflanze, so ist die Gestalt und Lage der drei Deckblättchen an den Dolden ein untrügliches Merkmal. Am sichersten aber und zu jeder Zeit unterscheidet man sie an den Blättern; denn diese sind auf der unteren Fläche glänzend, und wenn man sie zerreibt, haben sie einen unangenehmen Geruch, beinahe wie Knoblauch.

2. Eine der gefährlichsten Giftpflanzen ist die Tollkirsche oder Teufelskirsche (Teufelsbeere), die auch den schön klingenden Namen Belladonna führt. Die Ärzte gebrauchen sie häufig als Arzneimittel. Die Pflanze wird ein bis zwei Meter hoch; die gabeligen Äste, wie auch die Blattstiele, die Blütenstiele und Kelche haben feine, flaumige Haare; die Blätter sind eiförmig und ganzrandig, die Blüten schmutzig grünlichgelb mit bräunlichen Adern, am Saum purpurbraun, ins Violette spielend. Den Unkundigen verlockt am leichtesten die Frucht, die bei

völliger Reife einer schwarzen Kirsche sehr ähnlich sieht. Kleine Gaben der Belladonna bewirken schon Flimmern vor den Augen, Trockenheit und Spannung im Hals; größere verursachen heftigen Schwindel, Betäubung, Raserei, Krämpfe in der Luftröhre und im Schlund, Zuckungen und zuletzt den Tod.

Das schwarze Bilsenkraut, auch Zankkraut, Rachekraut, Zigeunerkraut, Teufelsauge, Hühnergift, Schlafkraut, Tollkraut genannt, ist besonders kenntlich an den klebrigen Haaren, mit welchen Stengel und Blätter bedeckt sind, und an den schmutzig gelben Blüten, die mit einem purpurrötlichen Adernetz überzogen und am Grunde purpurviolett sind. Man findet es vom Mai bis zum August auf Schutthaufen und an Wegen, an Hecken und an Zäunen. Es verrät schon durch seinen widerlichen Geruch und durch die matte, schmutziggelbe Farbe, daß man nicht viel Gutes von ihm zu erwarten hat. Ordentlich angewendet, ist es eine wirksame Arznei, welche Schmerzen und Krämpfe stillen und Schlaf machen soll, aber unvorsichtig genossen, äußern alle Teile dieser Pflanze, vornehmlich aber die Wurzel und der Same, gefährliche Wirkungen. Unter die Zichorienwurzeln, welche man in einer Anstalt zum Abendessen bereitet hatte, waren zufällig einige Wurzeln der schwarzen Bilse geraten. Alle Zöglinge, welche von der Speise gegessen hatten, fielen in gefährliche Zustände. Der eine glaubte, er klettere einen Baum hinan und kroch doch nur an dem Ofen des Zimmers umher; ein anderer hielt die Buchstaben seines Übungsbuches für lebendige, hin- und herlaufende Ameisen; fast alle klagten über Trockenheit im Mund, heftigen Durst und Schwindel.

Der Stechapfel, auch Teufelsapfel, Krötenmelde und Stachelnuß genannt, ist noch viel schlimmer als das Bilsenkraut. Das Bilsenkraut sagt es einem schon durch seine Farbe, daß es kein sehr angenehmes Kraut sei; aber dieser häßliche Stechapfel hat eine so schöne weiße Blüte, daß man sie von fern für eine Lilie halten könnte. Die Fruchtkapsel ist mit Stacheln bedeckt, fast wie bei der Roßkastanie, und inwendig liegen die kleinen, schwarzen Körner, deren Genuß Zuckungen, Zittern und Wahnsinn erzeugt. Dennoch hat sich der Mensch auch aus diesem giftigen Gewächs ein Heilmittel gegen Raserei, fallende Sucht und heftiges Zucken der Glieder bereiten gelernt. Der Stechapfel wächst an Wegen, auf Schutthaufen und auf angebautem Land. Man sagt, die Zigeuner haben ihn aus dem Morgenlande zu uns gebracht.

3. Manche Giftpflanzen sind etwas weniger gefährlich, gewähren sogar manchen Nutzen, wollen aber doch mit Vorsicht behandelt sein. Der rote Fingerhut z. B., der auf sonnigen Hügeln und in gebirgigen Waldgegenden wild wächst und in den Gärten häufig als Zierpflanze gezogen wird, hat giftige Blätter, welche gerieben unangenehm riechen, bitter und scharf schmecken und sehr betäubend sind. Dem blauen Eisenhut (kurzhelmiger Sturmhut oder Wolfswurzel genannt), der um seiner schönen, dunkel veilchenblauen, manchmal weißen und violett gesäumten Blumen willen als Zierpflanze in den Gärten gehalten wird, sagt man nach, daß er in den Alpengegenden, wo er sehr häufig wächst und die Bienen ihm viel zufliegen, dem Honig giftige Eigenschaften erteile; am giftigsten scheint aber an ihm die Wurzel und der Same zu sein. Die Nieswurz, auch Läusekraut genannt, weil der Absud der Pflanze als Waschmittel zur Vertilgung der Läuse oder anderen Ungeziefers bei Pferden, beim Rindvieh u. s. w. gebraucht wird, wächst häufig auf Hügeln und Bergen und hat vom Februar bis zum Mai gelblichgrüne, meistens purpurrot gesäumte Blüten; die schwarze, inwendig weiße Wurzel riecht unangenehm, schmeckt bitter und scharf und bewirkt heftiges Niesen, Abführen, Erbrechen und selbst den Tod. Die Frucht des Spindelbaums oder Pfaffenhütchens erregt ebenfalls Erbrechen; sie ist eine viereckige, rote Kapsel, einem Kardinalshut vergleichbar, welche in vier Fächer aufspringt, in deren jedem ein weißer, von einer safrangelben oder orangeroten Haut umhüllter Same sich befindet. Der Seidelbast oder Kellerhals hat im März oder April lieblich duftende, rosenrote oder pfirsichrote Blüten; die Rinde aber hat einen so scharfen Saft, daß sie auf der Haut starke Blasen zieht; ebenso scharf ist der Saft der Beeren. Die Blätter und der Saft des giftigen Hahnenfußes bringen äußerlich Jucken und Brennen, innerlich heftige Schmerzen, Krämpfe und Irrereden hervor. Die Blüten des scharfen Hahnenfußes wirken wie das Pflaster von einer spanischen Fliege; von den Landleuten wird er auch zuweilen als Mittel gegen das Zahnweh gebraucht. Die Herbstzeitlose blüht im Herbst, wenn alles Gras abgemäht ist, zu Tausenden auf den Wiesen; die Samen, welche erst im folgenden Frühjahr aus der Erde herauskommen, haben eine sehr schädliche Wirkung, ebenso auch die Blumen und am meisten die Zwiebel. Bei dem schwarzen Nachtschatten, dessen Blüten große Ähnlichkeit mit den Kartoffelblüten haben, und bei dem kletternden Nachtschatten sind es hauptsächlich die Beeren, welche eine schädliche und,

wenn sie in Menge genossen werden, eine tödliche Wirkung haben.

Zu den minder gefährlichen rechneten wir diese Giftpflanzen, nicht, als ob nicht deren Genuß höchst schädlich und unter Umständen sogar tödlich sein könnte, sondern weil sie eben keine Ähnlichkeit mit genießbaren Pflanzen haben und deshalb auch nicht so leicht mit diesen verwechselt werden. Bei dem schwarzen Nachtschatten ist noch zu bemerken, daß er mit der Kartoffel zu demselben Geschlechte gehört. Es geht also unter den Pflanzen wie unter den Menschen, wo man auch in derselben Familie sehr ungleiche Brüder und Vettern findet. Der eine ist wohlthätig, freundlich und mild, wie die nährende Kartoffel, der andere heftig, unfreundlich und tückisch, wie der Nachtschatten.

Auch die Schmerzen, welche unsere Brennessel verursacht, rühren von einem Gifte her, das aus den steifen Haaren in die Wunde spritzt. Wie heftig dieses Gift ist, läßt sich daraus abnehmen, daß bei unseren Nesseln das Gift, das in die Wunde kommt, nicht einmal den 9000. Teil eines Gramm beträgt. In Ostindien aber wächst eine Nessel, welche so gefährliche Wunden verursacht, daß oft nur das Abnehmen des verletzten Gliedes gegen den Tod schützen kann. Ebenso ist unser scheinbar unschuldiger Buchsbaum, der in die Familie der Wolfsmilchgewächse gehört, so schädlich, daß in einer Gegend Persiens, wo er sehr verbreitet ist, keine Kamele gehalten werden können, weil man sie am Genuß dieser ihnen tödlichen Pflanze nicht zu hindern vermag.

Noch einer Giftpflanze muß ich hier gedenken, die vorzüglich deshalb so gefährlich ist, weil sie sich ungebeten und oft unbemerkt unter das Getreide mischt; ich meine den betäubenden Lolch, der auch Taumellolch und Schwindelhaber genannt wird. Er ist an seinen Halmen, seinen Blättern und Blüten leicht genug zu erkennen. Aber wer schafft ihn aus dem Getreide heraus, unter dem er zuweilen in großer Menge vorkommt? Da ist kein anderes Mittel, als daß man das Korn, in welchem Lolch in größerer Menge vorkommt, mehr als einmal mit der Wurfschaufel umwerfe; denn weil das Tollkorn, der Same des betäubenden Lolchs, viel leichter ist als das gesunde Korn, so fliegt es beim Worfeln nie so weit vor als dieses, sondern bleibt unter der Spreu, die höchstens zu Futter für die Tiere gebraucht wird. Brot von Getreide, in welchem sich Lolch in großer Menge befindet, ist der Gesundheit sehr nachteilig; unverzeihlich aber ist es, wenn Brauer und Brenner absichtlich Taumellolch

zu ihrem Bier und zum Branntwein mischen, um dadurch ihre Getränke noch berauschender zu machen. Otto Schulz.

† 44. Rätsel.

Ich bin eine Blume, wie Purpur so rot, doch bin ich auch giftig und bringe den Tod. Bin ich von Silber, Stahl oder Bein, so kann ich wohl nicht mehr gefährlich dir sein. Dann dien' ich zur Arbeit, und gegen den Stich des kleinsten der Spieſse beschütze ich dich. Fr. Hoffmann.

† 45. Der Regen.

Die Wolke ist mein Mütterlein, der Wind, der soll mein Vater sein. Mein Söhnlein ist der kühle Bach, die Frucht folgt mir als Tochter nach. Ich bin des Regenbogens Bett, die Erd' ist meine Ruhestätt'. Der Mensch, der ist ein Plagegeist, der mich bald gehn, bald kommen heiſst.

Aus Muttersprache IV.

46. Rätsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh;
Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.
Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Schiller.

† 47. Das Bächlein.

„Du Bächlein, silberhell und klar, du eilst vorüber immerdar. Am Ufer steh' ich, sinn' und sinn': Wo kommst du her? Wo gehst du hin?"

„Ich komm' aus dunkler Felsen Schoſs, mein Lauf geht über Blum' und Moos; auf meinem Spiegel schwebt so mild des blauen Himmels freundlich Bild.

Drum hab' ich frohen Kindessinn, es treibt mich fort, weiſs nicht wohin; der mich gerufen aus dem Stein, der, denk' ich, wird mein Führer sein." Karoline Rudolphi.

48. Die Altmühl.

Von Burgbernheim an, wo die Altmühl entquillt, bis unterhalb Pappenheim bleibt der Fluß der Wörnitz zur Seite. Von da an verändert er seinen südlichen Lauf in einen östlichen und mündet, nachdem er in zahllosen Windungen den Jura durchbrochen, bei Kelheim in die Donau.

In der Nähe von Pappenheim, bei dem Dorfe Graben, sind noch Spuren von der berühmten fossa Carolina, der im Jahre 793 durch Karl den Großen versuchten Verbindung der Donau und des Rheines. — Überhaupt ist das Altmühlthal reich an geschichtlichen Erinnerungen. So zieht sich durch dasselbe nach Gunzenhausen der sogenannte Pfahlgraben, die Teufelsmauer. Es war dies ein hochgelegener Wall, aus Pfählen und Erde gebildet, mit Türmen und befestigten Lagern. Es sollte der Wall eine ungeheure Kette sein, welche die Kriegslust der Deutschen fesseln und die tributpflichtigen Stämme und Kolonien schützen sollte.

In dem Engthale, in welchem die Altmühl durch den Frankenjura sich windet, liegt das freundliche Pfarrdorf Solnhofen mit seinen berühmten Steinbrüchen, welche die ganze Welt mit lithographischen Steinen versehen. An den Gipfelrändern dieses Thales, wo der weiße oder hellgelbe, dünngeschichtete Kalkstein die oberste Decke des Plateaus (spr. Platos) bildet, befinden sich die darin angelegten Steinbrüche, die, schon in der Entfernung von mehreren Stunden Weges sichtbar, für das Auge so überraschend sind. Seit Jahrhunderten aufgeschlossen, um Steinplatten für ganz Europa und selbst einen Teil von Asien zu liefern, erscheinen jene Aushöhlungen und Schutthalden von weitem wie die Werke einer Festung von unermeßlicher Größe, welche die größten Höhen des Landes krönt. Da hört man beständig den hellen Klang des Hammers; Hunderte von Arbeitern sind beschäftigt, die dünnen Schichten abzuheben und zu regelmäßigen Tafeln zurechtzuschlagen; diese werden seit Sennefelders Erfindung für Lithographen aller Weltteile versendet. Nirgend anderswo auf Erden, wie hier, hat man einen Stein von so feinem Korn, wie die Kunst des Zeichnens oder Gravierens es erfordert, aufgefunden. Außerdem liefern die Steinbrüche um Solnhofen auch noch Erzeugnisse zu gemeinen Zwecken, wie zum Dachdecken, zum Täfeln u. dgl.

Die dünnen Schichten des Jurakalksteines sind aber auch noch ausgezeichnet durch die sehr vielen Überreste von Fischen, Krebsen, Ammoniten, Sepien, Seesternen und noch anderen untergegangenen Meerestieren. Und dieses Vorkommen hat unter den

Steinbrechern von Solnhofen ein besonderes Gewerbe hervorgerufen, nämlich den Handel mit Versteinerungen.

Am linken Ufer der Altmühl liegt Eichstätt, die erste Pflanzstätte des Christentums in Mittelfranken. Sein erster Fürst war der heil. Willibald, den St. Bonifazius 745 zum Bischofe geweiht und Graf Suidger von Hirschberg mit der Ansiedelung Eichstätt und anderem Lande beschenkt hatte. Nach mehr als tausendjährigem Bestande wurde 1806 das Fürstentum mit Bayern vereinigt.

Solereder.

† 49. Groszes Geheimnis.

Es sitzt ein Knab am Bach
Und sieht den Wellen nach.
Sie sprudeln und sie rauschen;
Er denkt: Ich muß doch lauschen,
Was all die Wellen plaudern.
Und 's Knäblein ohne Zaudern
Es bückt sich zu dem Quellchen.
Da kommt ganz flink ein Wellchen
Gesprudelt und gerauscht. —
Was hat es da gelauscht!
Doch kann es nichts verstehen,
Und eh es sich's versehen,
Bückt es sich tiefer hin —
Und liegt im Wasser drin.
Zum Glücke war der Bach
Ganz hell und klar und flach;
Schnell sprang der Knab heraus
Und sah ganz lustig aus.
Und als ich ihn gefragt,
Was ihm der Bach gesagt,
Sprach er nach kurzem Zaudern:
Ihr dürft es keinem plaudern!
Ein groß' Geheimnis ist,
Was er mir sagte, wißt;
Er sagte: Wißt ihr was? —
Das Wasser, das macht naß!

Reinick.

50. Vom fleiszigen Bächlein.

Was eilst du so,
Du Bächlein froh,
Durchs grüne Thal dahin?
So bleib doch hier
Und spiel mit mir,
Weil ich so gut dir bin.

Das Bächlein spricht:
„Das kann ich nicht,
Dazu hab' ich nicht Zeit!
Hab' viel zu thun
Und darf nicht ruhn,
Muß heute noch gar weit!

Muß hurtig gehn,
Das Mühlrad drehn
Da drunten in dem Thal;
Muß tränken auch
Nach altem Brauch
Die Blümlein allzumal.

Die Schäflein klein
Dort warten mein,
Schrei'n dürstend schon nach mir,
Drum bring' ich schnell
Vom frischen Quell
Das Wasser ihnen hier.

Dann muß ich hin
Zur Bleicherin,
Muß gießen dort ihr Tuch,
Bis daß es rein
Und weiß mag sein, —
Hab' ich nicht Müh genug?

Leb wohl, mein Kind,
Ich muß geschwind
Nun an die Arbeit gehn;
Zum Meer ist's weit,
Hab' keine Zeit,
Bei dir hier lang zu stehn."

G. Chr. Dieffenbach.

151. Der Solnhofer Knabe.

1. An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solnhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Öfen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine, zuckerweiße Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Fuß tief unter dem Rasen.

Ehe man aber anfing, diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzernen Geschirre u. s. w. damit und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solnhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeitlang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Witwe in mittlerem Alter; diese hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Ortes hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrat von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, ging zu Ende und mit ihm das Brot, das sie sich für die gelösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fingen sie nun an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu ging das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das einzige, was sie noch unter sich teilen

konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Anteil roh, wie er aus der Kufe kam; die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Witwe und salzte sie oft mit ihren bittern Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache wie in der Hütte der Witwe von Sarepta, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Kruge. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen und gehe hinein und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben."

Der Knabe liebte seine Mutter und bewies seine Liebe meistens dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete und überhaupt alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

2. In Solnhofen war ein Benediktinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren, eisernen Klöpfel, der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehr fragte, er müsse mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht mißbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen anderen kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben

werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter." Dann segnete er den Knaben und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Witfrau hatte nun die Not ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Witwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen, luftigen Berge. In die Kost ging er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirtin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger- und sündlicherweise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schoß, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf und sprach dann bei sich: „Wenn ich fünfzig solche viereckige Tafeln hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet." Und während er dies dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer wie bei einer zersprungenen Glocke, und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedikt, so kann es bei den übrigen drei Seiten ebenso gehen, und hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgemacht hatte, lag eine vollkommen viereckige Platte auf seinen Knien. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer an einander gerieben, um sie zu polieren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu stande kam, wenn er von dem Sande, womit seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu

nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indes trieb er dies alles als eine bloße Spielerei und sagte davon niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstätt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?" fragte Benedikt.

„Er stand," antwortete die Witwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und beratschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der eine riet dies und der andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die elfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hieher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unsere bischöfliche Kasse zu teuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind."

„So, so!" versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter eine gute Nacht und ging unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

3. Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstätt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts mehr fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tyrol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie nebeneinander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch bei dem Pflaster ein Übriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine besondere Beratung stattfinden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Teil die Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man schon im kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern herrechnete, wieviel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, wiegte der Bischof das Haupt gar bedächtig, sein Schatzmeister fuhr mit der Hand hinters Ohr, und die Priester und Grafen machten große Augen; würden doch die Kosten sich so hoch belaufen, daß sie die Kräfte der Herren, die ja schon ihr Scherflein zum Dombau beigetragen, weit überstiegen. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstand unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht hereinlassen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg wie eine Henne unter der Gartenthüre und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stand, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Knie, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorierte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß; denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Ware zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nötig; sondern er schaute nur einem von den Umstehenden nach dem andern ins Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Als aber der Bischof anfing, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solnhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn ihr noch mehr braucht, so dürft ihr mir nur Eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen."

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstätt erzählte, nicht mehr geschlafen. Sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthür hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstätt, wohin er den Weg von dem Sandhandel her genau kannte. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen und standen meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern der Bauernhäuser. Übel oder wohl, mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geißel und Stecken und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie abends hinter der gehörnten Schar das Dorf hinunterging, kamen einige Maultiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Witfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen in ihre Heimat entlassen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solnhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meister Steinmetz in Eichstätt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solnhofen nieder und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie mehr an dem täglichen Brot fehlte. Stöber.

† 52. Das Glöcklein im Herzen.

Es pocht dein Herz den ganzen Tag; was es nur meinen und sagen mag? Es pocht dein Herz die ganze Nacht; hast du das, Kindlein, schon bedacht? Und pocht's so lang, oft laut, oft still, — hast du gefragt, was Herzchen will?

Ein rührig Glöcklein ist es eben, vom lieben Gott dir zu eigen gegeben; er hing's an deiner Seelen Thür und läutet

es selber für und für und stehet draufsen und harret still, ob ihm dein Glaube öffnen will, und läutet fürder und harret fein, du wollest rufen: Herein, herein!

So pocht dein Herz wohl Tag für Tag, und endlich so thut's den letzten Schlag, und mit dem letzten, den es gethan, da pocht es selber am Himmel an und stehet draufsen und wartet still, ob ihm Gott Vater wohl öffnen will, und stehet draufsen und harret fein, er wolle rufen: Herein, herein! und sprechen: Komm nur, mein lieber Gast! Ich fand bei dir auch fromme Rast; wie du gethan, so gescheh dir heut! Geh ein in des Himmels ew'ge Freud!

Scheurlin.

53. Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus —

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort:
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Goethe.

54. Der Hirsch.

Das stattlichste Jagdtier unserer heimatlichen Wälder ist der Hirsch. Er kommt aber bei uns nur selten mehr in voller Freiheit lebend vor; dagegen trifft man ihn in weit umzäunten Gehegen (Parke genannt) noch mitunter in großen Rudeln an. Außerdem ist er meistens ausgerottet worden, und nur in großen, dichten Forsten, besonders im Hochgebirge, ist er den Nachstellungen der Jäger bisher entronnen. Doch mehr und mehr schmilzt die Zahl der Hirsche zusammen. So ein Hirsch ist eben auch eine prächtige Beute für den Weidmann. Ein ausgewachsenes Tier wiegt schon seine 3 bis 5 Zentner. Alles an ihm ist brauchbar: das Fleisch gibt einen guten Braten, die Haut dauerhaftes Leder, welches hauptsächlich zu Hosen verarbeitet wird; die Haare verwendet der Tapezierer, das Fett (Unschlitt) verarbeitet der Apotheker zu heilsamen Salben, und aus den gepul-

verten Hörnern und Knochen wird der Hirschhorngeist, das Hirschhornöl und Hirschhornsalz gewonnen.

Stattlich steht der Hirsch da; es ist ein prächtiger Anblick, zur Abendzeit ein Rudel Hirsche, oft zehn und noch mehr, aus dem Wald auf eine Waldwiese zum Äsen anrücken zu sehen. Stolz trägt das Männchen den Kopf mit dem mächtigen Geweih; leicht und sicher ist sein Gang, und in mächtigen Sätzen fliegt es dahin, sobald ihm Gefahr droht. Der Landmann ist kein Freund des Hirsches; denn dieser nimmt, ohne erst um Erlaubnis zu bitten, vom Getreide-, Rüben- oder Kohlacker die fettesten Bissen weg und zerwühlt die Kartoffelfelder auf die unbarmherzigste Weise. Im Winter hat der Hirsch schlimme Zeit. Da ist er auf schmale Kost gesetzt, und er muß sich mit Laub, Baumknospen, Rinden u. dgl. begnügen. Im Sommer aber holt er das Versäumte nach und wird fett und schwer.

Wegen seiner stattlichen Gestalt und seines Wertes heißt unser Hirsch mit dem gezackten Geweihe Edelhirsch, wegen der rotbraunen Farbe seines Felles Rothirsch. Derselbe erreicht eine Höhe von 1 Meter und darüber und soll es bis zu einem Alter von 30—40 Jahren bringen können. Die meisten aber verfallen vor dieser Zeit dem tödlichen Blei des Jägers. Münchener Lesebuch.

55. Das Zuckerrohr.

Das Zuckerrohr ist ursprünglich in Ostindien einheimisch. Von da aus verbreitete es sich auch in die übrigen Erdteile. Gegenwärtig wird es in größter Ausdehnung in Amerika, besonders in Westindien angebaut. Nach der Verschiedenheit des Bodens wird es 2 — $3^1/_2$ m hoch und 4 — 5 cm dick. Es treibt wie unser Teichrohr einen knotigen Halm mit bandförmigen Blättern und einem schneeweißen Blütenbüschel. Der Halm ist durch und durch mit einem weißen, süßen, saftigen Mark angefüllt. Das durch Schnittlinge fortgepflanzte Rohr wird, wenn es reif ist, abgeschnitten und auf den Zuckermühlen zwischen Walzen zerquetscht und ausgepreßt. Von den Zuckermühlen kommt der Saft sogleich in die Siedehäuser, wo er durch Kochen sich verdickt; die Unreinigkeiten werden abgeschäumt. Damit sich aber der Schleimzucker von dem krystallisierbaren Zucker trenne und dieser weiß und körnig werde, muß die Masse durch Beimischung von Kalk gereinigt und bei verstärktem Feuer wiederholt gekocht werden. Ist der Saft dick genug, so läßt man ihn abkühlen und gerinnen. Was noch nicht geronnen ist, kann durch Fässer mit durch-

löchertem Boden abgelassen und zu einer Art gröberen Zuckers gemacht werden. Der geronnene Teil heißt nun Rohzucker, Moskovade, Puderzucker. Man gießt ihn auch in Formen und nennt ihn dann gewöhnlich Lumpenzucker. In dieser Gestalt kommt er nach Europa, um in den Zucker-Raffinerien den höheren Grad von Festigkeit und Reinheit zu erlangen. Er wird von neuem aufgelöst, gekocht, mit Kalkwasser, Ochsenblut, auch wohl Eiweiß versetzt, fleißig abgeschäumt, filtriert und zuletzt in kegelförmige Gefäße gegossen, deren nach unten gekehrte Spitze eine Öffnung hat.

Der obere, breite Teil des Zuckerhutes wird mit nasser Thonerde bedeckt, welche den Zucker durchdringt, die letzte Unreinigkeit wegnimmt und ihm die gehörige Weiße gibt. Dieser geläuterte Hutzucker kommt unter verschiedenen Namen seiner Güte als: Melis, Raffinade oder Feinzucker in den Handel. Durch die untere Spitze fließt der Teil, welcher nicht in festen Krystallen angeschossen ist, und heißt Sirup. Der Kandiszucker wird aus dem geläuterten, stark eingekochten Zucker gemacht, den man in kupferne, mit Fäden durchzogene Gefäße füllt, wo er sich in großen Krystallen ansetzt. Die Töpfe werden zuerst an einen kühlen Ort und dann wie der Hutzucker in die Trockenstube gesetzt.

Außer dem Zuckerrohr kann man noch aus manchen anderen Vegetabilien Zucker oder wenigstens einen sehr brauchbaren Sirup erhalten. In Amerika wachsen zwei Bäume, denen man ohne weiteres im Frühjahr Zuckersaft abzapfen kann, wie man an manchen Orten den Birkensaft abzapft zum Birkenwein. Jene Bäume gehören beide zum Ahorngeschlecht; es ist der Zuckerahorn und der schwarze Ahorn. Von diesen zwei Bäumen gewinnen die Nordamerikaner den Saft zu dem größeren Teil des Zuckers, den sie verbrauchen. In unserer Zeit wird besonders aus Runkelrüben viel Zucker gewonnen. Nach Heinisch u. Ludwig.

†56. Nußsäcklein.

Wer will mir mit seinen Backen
Drei und dreißig Nüsse knacken?
Beißt nur, daß die Schale kracht,
Doch nehmt auch den Kern in acht! —
Welcher Kopf hat keine Nase?
Welche Stadt hat keine Straße?
Welcher Laden hat keine Thüre?
Welches Netz hat keine Schnüre?

Welcher Flügel hat keine Feder?
Welche Mühle hat keine Räder?
Welcher Mantel hat keinen Kragen?
Welcher Bauer hat keinen Wagen?
Welches Wasser hat keine Quelle?
Welcher Schneider hat keine Elle?
Welcher Hut hat keinen Rand?
Welcher König hat kein Land?
Welche Nadel hat kein Öhr?
Welche Mühle hat kein Wehr?
Welches Pferd hat keinen Huf?
Welcher Hahn hat keinen Ruf?
Welches Pflaster hat keinen Stein?
Welcher Stern hat keinen Schein?
Welches Schiff hat keinen Mast?
Welcher Baum hat keinen Ast?
Welches Faß hat keinen Spund?
Welches Haus hat keinen Grund?
Welcher Mann hat keine Frau?
Welcher Fuchs hat keinen Bau?
Welcher Schimmel hat keinen Stall?
Welche Büchs gibt keinen Knall?
Welche Glocke gibt keinen Schall?
Welcher Acker trägt kein Getreid?
Welche Jungfer trägt kein Geschmeid?
Welcher Mann hat nie ein Kleid?
So, nun packt und knackt gescheid!

Güll.

57. Die Lüneburger Heide.

Mitten im norddeutschen Tieflande zieht sich zwischen der Elbe und der Weser die Lüneburger Heide hin. Nach süddeutschen Begriffen sind die Bewohner derselben äufserst arme, beklagenswerte Leute; in Wahrheit aber führen sie durchschnittlich ein viel zufriedneres und glücklicheres Leben, als die Bewohner der meisten mittel- und süddeutschen Dörfer.

Dafs die so verrufenen Heide- und Moorflächen bei weitem nicht so öde und unfruchtbar sind, als man gewöhnlich glaubt, beweisen die vielen Kolonien, die jährlich daselbst angelegt werden. Manche Strecken, welche ein oberflächlicher Beobachter vor zehn oder zwanzig Jahren für eine

unwirtbare Wüste erklärt hätte, sind jetzt in blühende Fruchtfelder verwandelt, deren Ertrag vielen Hunderten hinreichende Mittel zu ihrem Unterhalte bietet.

Bei Kalenberg, Hildesheim, Göttingen und Grubenhagen wechseln üppige Fruchtgefilde mit bewaldeten Bergen, blühenden Gärten und freundlichen Städten und Dörfern ab; im Lüneburgischen herrschen dagegen plötzliche Übergänge; ursprüngliche Wildnis und Kultur grenzen unmittelbar aneinander. In einem einsamen Thale der Heide wandernd, glaubt man meilenweit von den Wohnungen der Menschen entfernt zu sein; kaum aber hat man des Thales Ausgang erreicht, so steht man überrascht vor einem traulichen Dorfe, ringsum von Wiesen, Gärten und Feldern umgeben. Hinter demselben scheint ein undurchdringlicher Fohrenwald alle Hügel weithin zu bedecken; man wandert auf dem schmalen Pfade einige hundert Schritte durch das düstere Holz bergan, und plötzlich schaut man in ein weites, grünes Thal hinab, in dessen Mitte sich ein klarer Flufs durch lachende Wiesen, dichte Erlengebüsche und wogende Kornfelder schlängelt, aus dem mancher Kirchturm mit seinem roten Dache und manches Dorf mit seinen weifsgetünchten Häusern hervorschimmert.

Was dem Lappländer das Renntier ist, das sind dem Landmann der Heidedistrikte die sogenannten Heidschnucken, Schafe von kleiner, dauerhafter Rasse. Das schmackhafte Fleisch liefert ihm manchen Braten, und aus der groben, meistens schwarzbraunen Wolle verfertigt er fast alle seine Kleidungsstücke. Die Heidschnucken sind zwar um die Hälfte kleiner als die spanischen Schafe, erfordern dafür aber auch nur geringe Pflege. Sobald der Frühling ins Land gekommen ist, zieht der Schäfer alle Morgen mit seiner Herde hinaus auf die Heide, deren junge Sprossen den genügsamen Tieren reichliche Nahrung bieten. Erst mit der einbrechenden Dunkelheit kehren Hirt und Herde heim.

Der Buchweizen, in südlichen Ländern eine seltene Erscheinung, liefert dem Heidebewohner eine Hauptnahrung. Die Art, denselben zu bauen, ist eine höchst einfache. Auf dem dazu bestimmten Stück Heideland wird das hohe Heidekraut angezündet, die fruchtbare Asche untergepflügt und die Saat ausgestreut. Der dürrste Boden liefert bei diesem Verfahren eine ergiebige Ernte. Der Buchweizen wird teils zu Mehl, teils zu Grütze verarbeitet. Letztere, mit Milch zu einer Suppe gekocht, wird meistenteils anstatt des ersten

Frühstücks genossen, und ersteres zu Pfannkuchen und Klöſsen benutzt.

Eine andere Quelle, aus der dem Landmann ein ansehnlicher Erwerb zufliеſst, sind die Blüten der Heide und des Buchweizens. In ihnen finden die Bienen einen äuſserst reichlichen Honigstoff. Weil der aus der Heide gewonnene Honig doppelt geschätzt wird, so beschäftigen sich die Bewohner der eigentlichen Lüneburger Heide hauptsächlich mit der Bienenzucht. Im Frühlinge werden die Bienenstöcke wo möglich zuerst in die Rübsamenfelder gestellt. Sobald diese abgeblüht haben, stellt man sie in die Nähe weiter Buchweizenfelder, und im Juni errichtet man sie mitten in der blühenden Heide und bekümmert sich dann nicht eher wieder um die Bienen, als bis die Stöcke mit Honig gefüllt sind.

Viele gehen jahraus, jahrein ausschlieſslich diesem Erwerbszweige nach und verkaufen dann Honig und Wachs. Besonders ist Hamburg der Ort, wo sie starken Absatz für ihre Ware finden. Ganze Fuder bringen sie anfangs des Herbstes dorthin und kehren mit gefülltem Beutel in ihr Heidedorf zurück.

Die Niederungen an der Aller und den Nebenflüssen der Elbe enthalten unerschöpfliche Torflager, und der dort gestochene Torf wird in groſsen Massen ausgeführt, namentlich nach Hamburg und Hannover. Viele Tausende leben ausschlieſslich vom Torfstechen.

Nach Grube.

58. Spruch.

Zufrieden ſein iſt große Kunſt,
Zufrieden ſcheinen großer Dunſt,
Zufrieden werden großes Glück,
Zufrieden bleiben Meiſterſtück.

†59. Storch und Spatz.

Es hat der Storch ſein Neſt gebaut;
Und als er froh umher nun ſchaut,
Hoch über allen Häuſern,
Da ſitzt vor ihm ein kleiner Spatz
Und bittet um ein wenig Platz
Zum Neſtchen in den Reiſern.

Da spricht der Storch: Mein Nest ist groß;
Du bist ein kleines Vöglein bloß;
Ich thu dir nichts zu leide;
Du bist in gutem Schutz bei mir;
Auch nehm kein Mietgeld ich von dir;
Platz ist ja für uns beide!

Das Spätzlein dankt und baut sich an.
Der Storch hat ihm kein Leid gethan
Und hat es nicht verstoßen.
Sie wohnten beide lange Zeit
In Frieden und in Einigkeit,
Der Kleine bei dem Großen.

Karl Enslin.

† 60. Die Wichtelmänner.

Es war ein Schuster ohne seine Schuld allmählich sehr arm geworden, daß ihm endlich nichts übrig blieb, als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Das schnitt er des Abends zu, um es am Morgen in die Arbeit zu nehmen, und weil er ein gutes Gewissen hatte, legte er sich darauf ruhig zu Bette, befahl sich Gott und schlief ein. Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit setzen wollte, standen die beiden Schuhe ganz fertig auf seinem Tische. Er wußte nicht, was er vor Verwunderung sagen sollte. Als er sie aber näher betrachtete, waren sie auch so sauber gearbeitet, daß kein Stich daran falsch war, als sollt' es ein Meisterstück sein. Auch trat denselben Tag schon ein Käufer ein, und dem gefielen die Schuhe so gut, daß er mehr als gewöhnlich dafür bezahlte und der Schuster von dem Gelde Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln konnte. Abends schnitt er die zu und wollte morgens früh an die Arbeit gehen. Aber er brauchte es nicht; denn als er aufstand, waren sie schon fertig, und es blieben auch nicht Käufer aus, die ihm so viel gaben, daß er zu vier Paar Schuhen das Leder kaufen konnte. Die schnitt er abends wieder zu und fand sie am Morgen fertig, und so ging's immer fort: was er abends zuschnitt, das war am Morgen fertig, also, daß er bald zu einem wohlhabenden Manne ward mit ehrlichem Auskommen. Nun geschah es, daß eines Abends, kurz vor Weihnachten, nachdem der Mann wieder zugeschnitten hatte, er vor Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „Wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns solche hilfreiche Hand leistet?" Die Frau war's zufrieden

und steckte ein Licht an; darauf verbargen sie sich in den Stubenecken hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren, und gaben acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine, niedliche, nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an, mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, nähen, klopfen, daß der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tische stand, und das war lange vor Tag, und dann sprangen sie eilig fort. Am andern Morgen sprach die Frau: „Die kleinen Männlein haben uns reich gemacht; dafür müssen wir dankbar sein. Sie dauern mich, daß sie so herumlaufen und nichts am Leibe haben und frieren. Weißt du was, ich will Hemdlein, Rock, Wams und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken; mach du jedem ein Paar Schühlein dazu!“ Der Mann war es wohl zufrieden. Abends, wie sie alles beisammen hatten, legten sie es statt der zugeschnittenen Arbeit auf den Tisch und versteckten sich dann, weil sie sehen wollten, wie sich die Männlein dabei anstellen würden. Um Mitternacht kamen sie beide gelaufen und wollten arbeiten. Als sie aber die Kleider liegen sahen, bezeigten sie große Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie diese an, und dann hüpften, sprangen sie darin, tanzten zur Thüre hinaus und blieben von nun an aus; dem Schuster aber ging es sein Lebtage wohl.

Nach Grimm.

† 61. Der lustige Fink.

Der Fink ruft immer lustig sein „Fink, verlink, fink!“ mag er auf einem grünen Zweige sitzen oder auf einem dürren. Er ist immer guter Dinge, im Sommer, wenn seine Kameraden ringsum in den Büschen mit ihm um die Wette singen, aber auch im Winter, wenn jene fortgezogen sind und er noch allein auf dem kahlen Apfelbaume sitzt, und nur die Raben und Sperlinge ihm antworten.

Doch geht's dem armen Schelm um die Weihnachtszeit oft schlimm. Gerade dann, wenn die Kinder sich über die Christbescherung am meisten freuen, sucht der kleine Vogel hungrig nach einem verlorenen Körnchen am Feldrain oder nach einem übrig gebliebenen Kohlsamen im Garten. Deckt aber der Schnee vollends alles zu, so bleibt dem Finken nichts anderes übrig, als daß er in die Nähe der Scheune flüchtet und aufmerkt, ob dort etwa ein Haberkorn oder etwas Ähnliches für ihn abfällt.

Zur Nachtzeit, wenn der bittere Frost neue Eiszapfen am Brunnentrog fertig macht, verkriecht sich der Fink unter das Strohdach des Bauernhauses oder an einen anderen warmen Platz, pustet die Federn auf, so daß er aussieht wie eine Kugel und steckt den Kopf unter einen Flügel.

Die gute Laune verliert er aber dabei doch nicht. Wenn früh das Kind zum Bäcker geht, ist er der erste, der ihm mit seinem Fink, Fink! einen guten Morgen bietet. Er pfeift mit dem knirschenden Schnee um die Wette und macht zum schlimmen Spiel immer gute Miene. Das Frühjahr bringt dem Finken zwar reichliches Futter, warme Luft und andere Herrlichkeiten, aber auch wieder mancherlei Mühe und Not. Seine Kameraden kommen aus den warmen Ländern zurück, in denen sie den Winter verlebt haben. Jeder sucht sich ein Plätzchen und mag keinen andern Genossen in der Nähe sonst leiden. Da gibt's Krieg über Krieg, Kampf über Kampf. Das Beißen, Zupfen und Stoßen nimmt fast kein Ende, so daß die Federn auf beiden Seiten herumstieben. Hat aber jeder Vogel sein Plätzchen, so geht es ans Bauen des Nestes. Ein Finkennest ist ein kleines Ding, aber ein wahres Meisterstück in der Baukunst der Vögel; es ist so gleichmäßig kreisrund und regelrecht halbkugelig und dabei so warm und dicht, daß kein Lüftchen hindurchgeht und Eier und Junge erkältet. Es ist auch so fest gebaut, daß kein Wind es abzureißen vermag; auch sieht es außen durch die angeklebten Baumflechten und durch das Moos so aus, als sei es ein Teil des Baumes selbst. Es ist von unten her schwer zu entdecken.

Ist das Nestchen fertig und innen noch mit weichen Haaren und zarten Federn und warmer Wolle aufs beste hergerichtet, und sind dann die 4—5 zierlichen, buntfleckigen Eier gelegt und ausgebrütet und piepen die Jungen im Neste, so heißt es eifrig nach Futter umherspähen. Aber der Fink ist immer bei guter Laune. Er fängt hier eine Mücke, dort eine Raupe, erhascht hier im Busche eine Spinne, dort am Boden ein Würmchen, ist unverdrossen und emsig von früh bis spät in die Nacht, lustig und guter Dinge dabei.

Sind die Jungen endlich groß gefüttert, so daß sie das Nest verlassen können, so führen beide Alten dieselben von Ast zu Ast, zeigen ihnen das Fliegen und lehren sie, wie sie sich selber ihre Speise suchen können.

Anfangs September sammeln sich endlich alle reiselustigen Finken zum Abmarsch. Nur einzelne bleiben als Wintergäste bei uns zurück. Eine Anzahl der gefiederten Wanderer zieht nun

nach dem Süden Europas, die übrigen fliegen über das Mittelmeer und treiben sich in Scharen im Norden und Nordwesten Afrikas umher, bis sie beim Beginn des Frühlings die Reise in ihre alte Heimat wieder antreten.

Herm. Wagner.

62. Die Finkenmutter.

Wie eine Mutter liebt, das sah ich heut, ihr Kinder!
Hört an und denkt, es liebt die eure euch nicht minder.
Ich war im Gartenhaus, an dem der Birnbaum steht;
Im Baume hatt' ich längst ein Finkennest erspäht;
Vorsichtig war es da im Moos des Stamms versteckt,
Und drinnen hatte schon fünf Finklein ich entdeckt.
Mit Freuden fliegen sah ich ab und zu die Mutter;
Wie euch die eurige, gab sie den ihren Futter.
Im Fenster stand ich nun, geflüchtet vor dem Regen,
Der niedergoſs, erregt von starken Donnerschlägen.
Da flog im Sturm herbei mit Hast das Finkenweib
Und schirmte Nest und Brut mit ihrem kleinen Leib.
Es spreitete, so breit es konnte, sein Gefieder,
Und in des Halses Flaum duckt' es sein Köpfchen nieder.
So wie es sich als Schild gewölbet ob den Seinen,
Trotzt' es dem Regen erst und dann den Hagelsteinen.
Die Hagelsteine, sturmgeschleudert, rasselten,
Daſs vom gepeitschten Baum die Blätter prasselten.
Der Stamm im Winde schwankt', und auf dem Stamm das Nest,
Die Mutter aber saſs auf ihren Jungen fest.
Sie lieſs den Ungestüm des Himmels sich ergieſsen,
Geduldig, nur bedacht, sich um ihr Nest zu schlieſsen.
Und als es ausgetobt, sprach ich: „Gott sei gelobt!
In einem Vogel hat sich hier die Lieb erprobt.
Die Liebe nur, und nur die Mutterlieb allein
Vermochte dies; nun auf und flieg, o Vögelein!
Die Luft ist wieder rein, nach Wetter Sonnenschein!"
Es aber flog nicht fort, und unbeweglich dort
Saſs es, nicht scheuchen lieſs es sich von Ruf und Wort.
Zu wissen wünscht' ich doch, warum's nicht flöge weiter,
Und ungeduldig stieg ich auf die Gartenleiter
Und guckt' ins Nest, wo sich ein rührend Schauspiel bot:
Die Vogelmutter, die die Lieben in der Not
Mit ihrem Leib gedeckt, saſs auf dem Neste tot;

Die jungen Köpfchen sahn hervor lebendig munter.
Hier ist sie, wie ich sie vom Neste nahm herunter.
Begrabt sie ehrenvoll am Busche der Jasminen!
Die Jungen nehmet auch, ersetzt die Mutter ihnen!
Und wenn mit Futter ihr die armen Waislein labt,
Dankt Gott, wie reich ihr seid, dafs ihr die Mutter habt!

Rückert.

† 63. Die Kinder im Walde.

Gar wohlgemut und guter Ding zu Wald ein Knab und Mägdlein ging. Der Tag war draußen heiß und schwül, der Wald hingegen frisch und kühl. Hier liefen sie die Kreuz und Quer und pflückten Erd- und Heidelbeer. — Bald rief der Bruder: „Schwester, hier, die schönsten Beeren stehn bei mir!" Bald sprach die Schwester: „Bruder, nein, hier werden noch viel schönre sein!" Zum Bruder springt die Schwester drauf, ißt dort die schönsten Beeren auf, und mit ihr muß der Bruder gehn, wo ihrer noch viel schönre stehn. So stopfen sie die Beerelein fortan mit vollen Händen ein, bis jedes zu dem andern spricht: „'s ist nun genug, mehr kann ich nicht," und bis der kleine Bauch so schwer, daß fast ein Reif drum nötig wär. Sie setzen sich an einen Baum, sie sprechen nichts, sie atmen kaum, und eins sich an das andre lehnt, und eines nach dem andern gähnt, bis daß der süße Schlaf sie leicht im kühlen Schatten überschleicht.

Und nah bei ihrer Schlummerstatt ein Häslein seine Jungen hat. Die hüpfen aus dem Strauch heran und sehen sich die Kinder an und spielen um das kleine Paar und fühlen mit den Pfötchen gar in stiller Lust und ohne Scheu, wie warm das rote Bäckchen sei.

Und nah, wo Knab und Mägdlein ruht, hat auch ein Zeisig seine Brut, die lauschet auch zum Nest hinaus und breitet ihre Flüglein aus und sieht, wie sich die Häslein klein dort um die holden Kinder freun. Da wagt sie sich in froher Hast auch bald hinab von Ast zu Ast und setzet sich in stiller Lust den Kindern gar auf Stirn und Brust. Und wo der warme Atem weht, da wird das Köpfchen hingedreht. Und Zeisig spricht: „Sagt uns geschwind, was das für liebe Tierchen sind? Wir glauben, es sind Vöglein doch; die Federn wachsen ihnen noch." Die Häschen aber sprechen: „Nein! wo sollen Klau' und Schnabel sein? Die Lippen sind zu rot und weich; nein, sie gehören nicht zu euch! Viel eher könnten's Häschen sein, sind auch die Ohren etwas klein!" Und Zeisig hebt sein Köpfchen drauf und ruft

und singt: „Wacht auf, wacht auf! Ihr seid so wunderhold und schön, ihr müßt uns, wer ihr seid, gestehn; wir woll'n in Lieb und in Vertraun euch in die offnen Augen schaun!" Und Häschen klopft auf Hand und Wang und ruft: „Wacht auf! schlaft nicht so lang! Wir haben noch der Brüder viel; kommt mit, kommt mit zum frohen Spiel! Ihr seid so wunderhold und schön, wir woll'n mit euch zur Mutter gehn!"

Als sie so sprachen, naht sich bald die Mutter Häsin durch den Wald. Die Mutter Zeisig flattert auch von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, und als sie hier die Kinder sehn, da bleiben sie erschrocken stehn und rufen ihren Jungen: „Fort! die Schläfer sind ja Menschen dort! Erweckt sie nimmer, laßt sie ruhn, damit sie uns nichts Böses thun! Es war ein Mensch, der in der Schling mein armes Männchen gestern fing. Es war ein Mensch mit Hund und Roß, der euren Vater hetzt' und schoß. Der Mensch ist nur im Schlafe mild, doch, wenn er wacht, oft hart und wild, hat kein Erbarmen mit dem Tier. Drum laßt uns fliehen fort von hier!"

Und Häschen läuft, und Zeisig fliegt, doch Knab und Mägdlein schlummernd liegt. Und beiden wie im Traum es kam, als ob die Tierchen, fromm und zahm, liebkosend sich an sie gewagt und manch verständlich Wort gesagt. Und als sie beide endlich wach, da schaun sie aller Seiten nach. Doch still und leer ist Strauch und Baum. O weh, es war ein bloßer Traum! „Fort, Bruder, fort! ich fürchte mich! 's ist hier so öd und schauerlich!"

Als Knab und Mägdlein heimwärts springt, hoch in der Luft ein Vöglein singt: „'s wär nirgends öde um euch her, wenn nicht der Mensch so grausam wär; wenn er nicht selbst das Tier verscheucht', das sich vertrauend zu ihm neigt. — So geh er aber hübsch allein, Herr Mensch; ich mag nicht bei ihm sein!"

Houwald.

64. Das Pferd.

Munter hüpft das Füllen auf grünem Rasen, sträubt die kurze, krause Mähne, schwingt sich leicht wie ein Hirsch über die Hecke, schlägt die kleinen Hufe hoch in die Lüfte, und wie ergriffen vom Windstoß stürzt es fort, steht plötzlich, und plötzlich wieder umkreist es die ruhig weidende Stute, von ihren Blicken sorgsam bewacht. Schon verraten die schlanken Glieder künftige Kraft und Behendigkeit, sein dunkles, großes Auge Mut, sein Spiel der Ohren die Kampflust. Es wächst zum Helden, zum beharrlichen Gefährten, zum Freunde des Menschen, treu bis zum Tode, heran.

Edel ist das Pferd; wie aus Erz gegossen, so fest steht es da, und dennoch schlank wie ein Reh und so friedlich. Sicher ist sein Gang; stolz trägt es sein Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase; das runde, rege Auge mit dem schwarzen Glanz erspäht den Feind; mit grünem Schein erleuchtet es den dunkeln Pfad. Es spielt mit dem spitzen Ohr, erfaßt den verlorenen Laut, stutzt und warnt seinen Reiter. Zur Seite des schlanken, glatten Nackens fällt die seidenschimmernde Mähne. Seine Brust, voll und weich, wie die des Schwans, stellt sich keck der Gefahr entgegen, und der glatte Leib ruht sicher auf festen Lenden, auf nervigen Füßen. Die eisenfesten Hufe stampfen ungeduldig den Boden; der volle, glänzend schwarze Schweif fließt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferse nieder.

Auf des Reiters Wink springt es auf wie ein Luchs, rennt davon, den Hals gestreckt wie ein Adler im Flug; wie ein Adler leicht, berührt es kaum die Erde, und es fliegt sein Schweif ihm nach. Die Bäume fliehn wie Schatten vorüber, der Boden weicht, als stürzte er hinter ihm in den Abgrund. Unter dem Hufe zerbersten die Kiesel, Funken sprühn umher. So stürzt es mit dem Araber dem Löwen entgegen. Dieser wirft die Mähne empor und weist grinsend und brüllend die Zähne; er schlägt mit dem Schweife seine Lenden. Jetzt steht er, jetzt duckt er sich nieder zum Sprunge; da schickt ihm rasch der Jäger die Lanze zu. Der Löwe achtet nicht den tödlichen Stoß; mit zerbrochenem Schaft in der Brust schwingt er sich dem Jäger entgegen; da funkeln des Pferdes Augen, die Adern spannen sich, die Mähne fliegt, es dampfen seine Nüstern, die Muskeln spielen und schwellen, und zornwiehernd bäumt es sich auf, schlägt aus; sein eherner Huf hat die Stirn des Löwen gespalten und ihn zu Boden geschmettert.

Mit dem Krieger zieht das Pferd gegen den Feind; es beißt schäumend in die Zügel, schüttelt die Mähne, scharrt den Boden, schnaubend und wiehernd vor Kampfslust. Da schmettern die Trompeten; es erwartet nicht des Reiters Sporn, sprengt entgegen den blitzenden Lanzenreihen. Es ist eins mit seinem Führer, ein Wille beherrscht beide, ein Held sind Roß und Reiter zusammen. Das Roß ist des Reiters Schild; es ist sein Pfeil, mit dem er zugleich in die Reihen der Feinde trifft. Des Rosses Mähne flattert, eine schwarze Todesfahne, dem blinkenden Schwert des Reiters voran. Es steht vor der Lanze, aber es zittert nicht, bleibt besonnen, unerschrocken und fest wie ein Fels, mitten im Rauch und im Donner des Geschützes. Nicht das Getümmel,

nicht das Sausen der Kugel, nicht der Verwundeten und Sterbenden Klagen heißen es wanken. Ist sein Führer gefallen, es stellt sich in die Reihen der Genossen, es stürzt allein in das Gewitter der Schlacht. Und bluten ihm selber tiefe Wunden, nimmer vernimmt man von ihm einen Klageton, nimmer ein Zeichen des Schmerzes; nur Freude, nur Kampflust wecken seine Stimme.

Ernst und langsam schreitet das Pferd hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug, einher. Aber es gewinnt sein Mut, es erwacht sein Stolz, wenn es unter dem Schall der Trompeten den Triumphwagen zieht. Mit goldenem Gebiß, mit funkelndem Zügel, mit Purpurdecken geschmückt, schreitet der Andalusier feierlich einher, trägt hoch sein Haupt, zeigt hell den Blick; denn auch ihm gehört der Lorbeer, und er weiß, daß er mit dem Herrn der Erde ein Bündnis geschlossen hat.

Und wie das Pferd des Helden Schirm und Trutz in der Schlacht, so auch sein Freund, sein Gehilfe im Frieden. Mit dem Krieger in die Heimat zurückgekehrt, legt es ab die Rüstung, zieht den Pflug und den Erntewagen. Es trägt den Reisenden über die rauhen Pfade der Alpen, in die Eisfelder Sibiriens und durchrennt mit ihm die Ebenen von Amerika. Der Zelter begleitet den Araber, wie dieser genügsam, in die brennenden Wüsten, trägt alle seine Habe, ist das Spiel seiner Kinder, ruht getreulich neben ihnen unter dem gleichen Dache. Stets bleibt das Pferd ein beharrlicher, geduldiger Arbeiter, ein unermüdlicher, rüstiger Gänger, behender Renner, ein offener, kühner Held, treuer Waffengenosse ohne Falsch und ohne Bosheit.

Es ist dem Menschen ergeben, ihm geboren, gelehrig und folgsam, durch ihn gehoben. Und wo es, seiner Leitung entzogen, frei umherstreift, in den Steppen der Tatarei und Sibiriens, in den Llanos (Ebenen) Amerikas, da ist es ein kleiner, struppiger Sohn der Wildnis geworden und jagt scheu mit seinen Gefährten als brausender, verheerender Strom über die Ebene dahin.

Nur eines Tyrannen Laune, Bosheit und Eigennutz erschlaffen den Mut, erwecken Tücke in dem edlen Pferde, überspannen seine Kräfte und machen es alt vor der Zeit. Der Grausame schont auch seines Alters nicht und gedenket nicht der Beschwerden, nicht der Thaten des feurigen Renners, welcher siegte in den Schlachten, welcher den Stammbaum führt von Muhameds Zeiten her; die Loblieder sind verklungen, die ihm einst erschallten, die Lorbeerkränze sind vermodert. Armes Tier, grausame Qualen sind der Lohn, welcher deiner im Alter wartet!

Undankbar verfährt gegen manches Heldenroß der Mensch. Der Sporn hat mit Narben die Seiten des Pferdes bedeckt, seine Schenkel sind angelaufen, die Fesseln steif von angestrengter Arbeit, die Hufe durch die Nägel zerrissen, durch die Zügel, mit denen eine harte Hand es leitete, der Mund erschlafft. Zum elenden Gerippe hat das Alter es abgezehrt, das Feuer seiner Augen ist erloschen; lebensmüde senkt es sein Haupt. Und dennoch wird ihm keine Ruhe vergönnt; nicht die freundlichen Winke des Reiters leiten es mehr; eine rohe Hand fesselt es an den schweren Karren und führt die Peitsche mit grausamer Übung. Kaum vermag es noch, im düstern, von Spinngeweben ausgekleideten Stall, aus moderiger Krippe sein hartes Futter zu zermalmen. Nur ein schmachvoller Tod erlöst es von seinem Leiden.

R. Meyer.

†65. Der Herr und sein Knecht.

Es ritt ein Herr, das war sein Recht,
Zu Fuſse lieſs er gehn den Knecht;
Er reitet über Stock und Stein,
Daſs kaum der Knecht kann hinterdrein.
Der Treue schleppt sich hinterher
Dem leichten Ritt und fürchtet sehr,
Zu Falle komm er schwer.

„Herr! Herr!“ erschallt des Knechtes Ruf,
„Ein Nagel ging Euch los vom Huf,
Und schlagt Ihr nicht den Nagel ein,
So wird der Huf verloren sein.“
„„Ei, Nagel hin und Nagel her!
Der Huf hat ja der Nägel mehr
Und hält noch ohngefähr.““

Und wieder schallt des Knechtes Ruf.
„Herr, losgegangen ist ein Huf,
Und schlagt Ihr nicht das Eisen an,
So ist es um das Roſs gethan!“
„„Hufeisen hin, Hufeisen her!
Das Röſslein hat Hufeisen mehr
Und geht noch wie vorher.““

Und eh der dritte Ruf erschallt,
Da ist es an den Stein geprallt;

Das Röſslein liegt und steht nicht auf,
Geendet ist des Herren Lauf.
Er spricht nicht mehr: Roſs hin, Roſs her!
Er rafft sich auf und schreitet schwer
Mit seinem Knecht einher. Rückert.

†66. Der listige Quäker.

Die Quäker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Lande die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht thun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehen; aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferde nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht, ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne; denn sie waren alle ausgebissen — nicht am Haber, aber am Stroh. „Kind Gottes,“ sagte der Räuber, „ich möchte meinem armen Tiere da, das sich noch dunkel an den Auszug der Kinder Israel aus Ägypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das Eurige haben muß dem Aussehen nach. Wenn's Euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei Euch, aber ich.“ Der Quäker dachte bei sich selbst: „Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so habe ich zu Hause noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben.“ Also tauschten sie miteinander, und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäkers nach Haus; aber der Quäker führte das arme Tier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: „Geh voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden als ich.“ Und so ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach, Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stallthür stehen blieb. Als es nimmer weiter wollte, ging der Quäker in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesichte mit einem wollenen Strumpfe. „Seid Ihr wohl nach Hause gekommen?“ sagte der Quäker. „Wenn's Euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben; er ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder; das Eurige steht vor der Thür.“ Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel, gab er dem Quäker sein gutes Pferd zurück.

„Seid so gut,“ sagte der Quäker, „und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn; ich und Euer Rößlein sind mit einander zu Fuß spaziert.“ Wollte der Spitzbube wohl oder übel, mußte er ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. „Nicht wahr, das Tierlein läuft einen sanften Trab?“ sagte der Quäker.

Hebel.

† 67. Liebe Gäste im Garten.

Ein Garten liegt an meinem Haus,
Dort schwärmen Gäste ein und aus,
Sie singen und schmausen und bauen ihr Nest
Und machen sich jeden Tag ein Fest.

Hoch auf dem Giebel schwatzet der Star,
Am Simse nistet ein Schwalbenpaar,
Rotschwänzchen finden überall Raum,
Und Finken fliegen am Apfelbaum.

Doch wenn das Laub von den Bäumen fällt,
Dann flüchtet die Schar in die weite Welt.
Ein Weilchen steht mein Garten leer,
Da kommt von Gästen ein neues Heer.

Es gaukelt und schaukelt in lustiger Hast
Die kleine Meise am schwankenden Ast.
Und Spechte laden sich ein zum Schmaus
Und klopfen den Bäumen die Rinde aus.

Und fängt es endlich an zu schnein,
Dann kommt ein winziges Königlein,
Das kümmert sich nicht um Eis und Schnee,
Dem thuen Sturm und Frost nicht weh.

Das ist ein frisches Sängerblut
Und wahrt sich immer den frohen Mut,
Und schlüpft durch die Hecken und singt so klar,
Als wär es Frühling das ganze Jahr.

Sturm.

68. Der Räuber und das Kruzifix.

Auf dem öden Scheidewege, hinterm hohen Kruzifixe,
Mit dem Säbel in dem Gurte, in der Hand die gute Büchse,
Steht der Räuber, stumm und lauernd, und des Auges dunklen Strahl
Läßt er rasch wie einen Falken abwärts fliegen in das Thal. —

Denn den Kaufmann will er fangen, der aus weit entlegnen Ländern
Heut zurückkehrt zu den Seinen, reich an Gold und Prachtgewändern;
Und was mühsam er erworben auf der Wandrung nah und fern —
An dem Räuber, dem gewalt'gen, find't es plötzlich seinen Herrn. —
Abend wird's, die Sterne flimmern; mit dem Säbel und der Büchse,
Stumm und lauernd, steht der Räuber hinterm hohen Kruzifixe.

Horch! da tönt's wie Engelstimmen! Leise Seufzer, laute Klagen
Kommen hell wie Abendglocken durch die stille Nacht getragen;
Süß, mit ungewohnten Tönen, stiehlt Gebet sich in sein Ohr,
Und er steht nnd lauscht verwundert hinterm Kruzifix hervor.
Alle sind's, des Kaufmanns Kinder, in der Jugend Blütejahren,
Braunen Auges frische Knaben, Mägdelein mit blonden Haaren;
Dicht beim Räuber, vor dem Kreuze, beugen betend sie das Knie,
Für die Rückkunft des Geliebten, ihres Vaters, flehen sie:
„O, du Schirmvogt der Verlass'nen, Hort und Pfleger du der Waisen!
Laß den Vater, unsern teuern, ungefährdet heimwärts reisen;
Den du freundlich schon geführt hast durch die Wüste und das Meer,
Breit auch nun die holden Arme wie zween Flüglein um ihn her,
Daß kein Sturm den Pfad zerwühle, daß kein Irrlicht ihn umschwirrt,
Daß sein gutes Roß nicht strauchle, nicht sein Fuß vom Wege irrt!
Daß kein Räuber, stumm und lauernd, in der Waldschlucht ihn entdeckt,
Kein Verrat den Heimgekehrten an der Schwelle niederstreckt!" —

Also flehten sie; der Räuber hört es hinterm Kruzifixe,
Schnallte fester noch den Säbel, spannte schärfer noch die Büchse.
Und der Jüngste, sich bekreuzend, hub noch einmal an zu lallen:
„Lieber Herr, ich weiß, die Amme sagt' es mir, du hilfst uns allen;
Jeden Hauch vernimmst du droben! Freundlich wie das Sonnenlicht
Über alle, Gut' und Böse, neigest du dein Angesicht!
Gib den Räubern, den gewalt'gen, die da schwärmen auf den Wegen,
Gib ein Haus, darin sie wohnen, einen Vater, sie zu pflegen,
Warme Kleider, blanke Schuhe, Wein und Kleider mancherlei,
Daß sie nicht zu rauben brauchen — und der Vater sicher sei!
Wüßt' ich, wo ein Räuber wäre, ging ich zu ihm ohne Beben;
Dieses Kettchen hier am Halse, diesen Ring wollt' ich ihm geben,
Meinen Pelz, den scharlachroten, dieses Mützchen auch dazu,
Nimm dir alles, lieber Räuber, nur den Vater schone du!"

Und der Räuber hört den Knaben hinterm hohen Kruzifixe,
Nach dem Säbel faßt er schweigend, schweigend faßt er nach der Büchse.
Da, von ferne hört er's nahen! Rosse schnauben, Räder knarren,
Mühsam aus des Thales Grunde schwankt herauf der hohe Karren,

Und den Säbel zieht der Räuber, richtet langsam stumm die Büchse;
Und so steht er, lauscht und zielet, hinterm hohen Kruzifixe.
Nieder knieen noch die Kinder: „Herr, um unsers Vaters Leben
Laß, o laß die holden Arme wie zween Flüglein ihn umschweben,
Daß sein gutes Roß nicht strauchle, nicht sein Fuß vom Wege irrt,
Daß die Kugel nicht des Räubers mörderisch sein Haupt umschwirrt!“ —
Und der Vater kommt gefahren, ungefährdet, wie sie flehn,
Drückt die Kinder an den Busen — und kein Räuber ward gesehn!
Nur den blanken Säbel fand man, nur die scharf geladne Büchse;
Beide waren ihm entsunken hinterm hohen Kruzifixe.

R. E. Prutz.

†69. Das Vogelnest.

Tritt leise, Kind, dafs ich das Nest dir zeige,
Die kleine Wiege ruht auf schwankem Zweige.
Still, reg dich nicht, und bleibe ruhig stehn!
Ich hebe dich empor, du sollst es sehn.

Beiseite heb' ich sacht der Zweige Spitzen.
Siehst du nicht dort zwei schwarze Äuglein blitzen?
Sie blicken nach uns beiden unverwandt.
Das Vöglein dort sitzt auf sein Nest gebannt.

Jetzt regt es sich. Husch! ist's davon geflogen,
Doch fliegt's um uns in immer kleinern Bogen
Und klagt und mahnt, wir sollen wieder gehn.
Hast du die Eierchen im Nest gesehn?

Kaum sind wir fort, so fliegt das Vöglein wieder
Aufs Nest und breitet sorgsam sein Gefieder
Und sitzt auf seinen Eiern unbewegt,
Bis sich geheimnisvoll das Leben regt.

Es pickt und pickt, und wenn ein Ei zerbrochen,
So kommt ein Vöglein an das Licht gekrochen,
Ein winzig Ding. Die Mutter deckt es zu.
Denn nackt kam's auf die Welt, wie einst auch du.

Bald hockt ein ganzes Häuflein in der Wiege.
Der Vater bringt ein Würmlein, eine Fliege,
Ein Räuplein, das am grünen Blatt genascht,
Ein Mücklein, das er flink im Flug erhascht.

So nährt er sie. Bald folgt ihm hin und wieder
Die Mutter auch, fliegt suchend auf und nieder

Und hilft mitsorgen für die kleine Schar,
Bis jedem wuchs ein Kleid und Flügelpaar.

Dann geht es husch! und husch! bis sich die Jungen
Mit flüggen Flügeln aus dem Nest geschwungen.
Im Wald zerstreut sich flink das kleine Heer,
Und in dem Busche bleibt das Nestchen leer.

Und hängt es leer auf seinen schwanken Zweigen,
Dann holen wir's, und dann will ich dir zeigen,
Wie voller Kunst, wie zierlich, weich und fest
Ein Vöglein baut für seine Brut das Nest.

Sturm.

†70. Der kleine Vogelfänger.

„Wart, Vöglein, wart, jetzt bist du mein;
Jetzt hab' ich dich gefangen;
In einem Käfig sollst du jetzt
An meinem Fenster hangen!" —

„Ach, lieber Bube, sag mir doch,
Was hab' ich denn begangen,
Daß du mich armes Vögelein
So herzlos hast gefangen?"

„Ich bin der Herr, du bist der Knecht,
Die Tiere, die da leben,
Die sind dem Menschen allzumal
Und mir auch untergeben."

„Das, lieber Bube, glaub' ich nicht;
Das sollst du mir beweisen."
„Schweig still, schweig still! Sonst brat' ich dich
Und werde dich verspeisen."

Der Knabe rannte schnell nach Haus;
Da fiel er von den Stiegen.
Das Vöglein flog zum Haus hinaus
Und ließ das Büblein liegen.

Hoffmann von Fallersleben.

71. Frankfurt am Main.

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen tot;
Da floh Karolus Magnus, der Kaiser, in großer Not.

„Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!"
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!

Nun betet Kaiser Karol auf Knien an seinem Speer;
Da teilte sich der Nebel. Eine Hirschin ging daher;

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand.
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

Hinüber zogen alle wie Israel durchs Meer;
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da schlug der Kaiser Karol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt."

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werte Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Karols Kron
Und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder; es strömte der Fülle Horn;
Es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal;
Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum;
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat. Kopisch.

72. Der Rhein.

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinfluß stolz sein. Nicht auf die Größe; viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebiets; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint.

In dem erhabensten und herrlichsten zentralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen, tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus dem Gebirg hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa

fünfzehn der größten und schönsten Seen, unergründlichen, smaragdnen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt, einer fast wie das Meer unabsehbar. Krystallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lange aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt und nun dem Schoße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleichbleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüber reichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässerige Öde mit nebligen Ufern.

Der Rhein ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europas. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine ozeanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein und führt zu den Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheins, einem bergummauerten Zentral-Gebiet, führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die

eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden. G. B. Mendelssohn.

73. Der hörnerne Siegfried.

Siegfried, ein Königssohn aus Xanten am Rhein, war so stark und mutig, dafs ihm die Zeit zu lange währte, bis ihm sein Vater ein Ritterschwert gab. Er lief deshalb zu einem Schmied und begehrte zu lernen, wie man ein Schwert schmiedet. Der Schmied willigte ein, wenn Siegfried ihm eine Zeitlang dafür diene. Siegfried war dazu bereit, richtete aber mit seiner ungeheuren Stärke so viel Unheil an, dafs ihn der Meister gern wieder los gewesen wäre. Bald zerschlug der starke Knabe nämlich den Hammer, womit er schmieden sollte, bald mifshandelte er die Gesellen, wenn ihn diese als einen Lehrling necken wollten. Zuletzt sagte der Meister, um den wilden Burschen zu verderben: „Nun, so schmiede dir denn ein Schwert, und mache die Probe damit an dem Lindwurme dort im Walde!“ Siegfried war froh und schmiedete, dafs das Haus erdröhnte, und dafs die Gesellen vor Furcht fortliefen. Als das Schwert vollendet war, sprang er hoch vor Freude und liefs sich von dem Meister den Aufenthalt des Ungeheuers zeigen; aber mitgehen wollte niemand.

Bald traf der junge Held auch wirklich auf eine Quelle*), woraus er seinen Durst zu löschen gedachte, die aber von dem Lindwurm schon besetzt war. Der Kampf dauerte nicht lange; bald lag der Kopf des Wurmes vor Siegfrieds Füfsen, und das Blut rann in die Quelle hinab. Da bekam Siegfried Lust, sich in diesem Blute zu baden, und siehe, von dem Bade wurde seine Haut so fest wie Horn. Kein Pfeil, kein Schwert konnte eindringen, ein einziges Plätzchen zwischen den Schultern ausgenommen, worauf beim Baden ein Lindenblatt gefallen war. Dort blieb er verwundbar, und dort wurde er später auch wirklich zum Tode getroffen.

Siegfried kam nämlich später nach Worms, um den dortigen König, seinen Schwager, zu besuchen. Die Königin zu Worms war aber neidisch auf ihre Schwägerin, die den starken Siegfried zum Manne hatte und dadurch reich

*) Der Sage nach seitwärts von Worms an der Bergstrafse.

an Ehren und Schätzen war. Deshalb reizte sie einen ihrer Ritter, namens Hagen, an, Siegfried *meuchelmörderisch* umzubringen. Weil dieser aber den Fleck nicht wuſste, wo man den Helden verwunden konnte, so ging er zu dessen Gemahlin und spiegelte ihr vor, er wolle den Helden im Kriege beschützen. „Sagt mir nur," sprach er, „wo Siegfrieds Haut nicht *hörnern* ist, dann will ich beständig acht geben, daſs ihn dort keine Lanze und kein Pfeil treffen kann." Die zärtliche Frau lieſs sich *bethören*, entdeckte ihm das Geheimnis und nähte sogar ein rotes Kreuzchen über das Plätzchen in Siegfrieds Kleid. Nun wurde eine groſse *Bären-* und *Eberjagd* im Walde zwischen Worms und der Bergstraſse gehalten, und als Siegfried recht durstig sich nach einer Quelle bückte, stieſs ihm der Mörder eine Lanze an dem roten Kreuzchen in den Rücken, und Siegfried wurde als Leiche nach Worms gebracht. Sein Mörder und alle, die um die schändliche That wuſsten, fanden aber später ihren Lohn. Andere Helden rächten Siegfrieds Tod.

74. Sankt Martinus.

Als Kaiser Theodosius
Regierte mit Arkadius,
Einem Reiter aus Pannonia,
Mit Namen Martin, dies geschah:

Er kam in Sturm und Schnee einst mitten
Zu einem Ort hineingeritten;
Da fleht' alsbald ein armer Mann
Um eine kleine Gab' ihn an.
Der Mann war elend, nackt und bloß,
Der Wind ging auf die Haut ihm los.
Herr Martin hätt' ihm für sein Leben
Gern Koller, Rock und Wams gegeben;
Allein man weiß wohl, ein Soldat
Sehr wenig zu verschenken hat.
Doch hielt er an auf hohem Roß,
Worauf der Regen niederfloß,
Und sprach: „Der Mann ist nackt und bloß;
Es muß ja grad auch Geld nicht sein,
Ich will ihm dennoch was verleihn!"
Sein Schwert drauf mit der Faust gefaßt,
Haut er von seinem Mantel fast
Des einen Zipfels Hälft' herab,
Die er dem armen Manne gab.

Der Arme nimmt das Stück sogleich
Und wünscht dafür das Himmelreich
Dem guten, frommen Reitersmann,
Der sich nicht lange drauf besann.

Wie der gesagt sein Gratias,
So reitet dieser auch fürbaß
Zu einer armen Witwe Thür
Und legt daselbst sich ins Quartier,
Nimmt Speis' und Trank ein wenig ein,
Es wird nicht viel gewesen sein.

Nachdem er also getrunken, gegessen
Und das Gebet auch nicht vergessen,
Legt er sich nieder auf die Streu
Und spricht noch ein Gebet dabei.

Alsbald begibt sich's in der Nacht,
Daß er von einem Glanz erwacht,
Der zwingt das Aug ihn aufzuschließen;
Da steht ein Mann zu seinen Füßen:
Sein Haupt trägt eine Dornenkron;
Er ist's, er ist's, des Menschen Sohn!
Mit hundert Engeln, die ihm dienen,
Ist plötzlich unser Herr erschienen
In aller seiner Herrlichkeit;
Und mit dem Mantel, welchen heut
Der Martin aus Pannonia,
Der dessen gar sich nicht versah,
Geschenkt dem armen Bettelmann,
Ist unser Heiland angethan.

Und so der Herr zu Petrus spricht:
„Siehst, Treuer, du den Mantel nicht,
Den ich hier auf den Schultern trage?"
Auf des Apostels weitre Frage:
Wer ihm den Mantel wohl geschenkt?
Das Aug auf Martin hingesenkt,
Mit einem sanften Himmelston
Fährt also fort des Menschen Sohn:
„Der Martin hier, der ist es eben,
Der diesen Mantel mir gegeben.
Ermuntre dich! Steh auf, mein Knecht,
Den ich erwählt, du bist gerecht!
Du warst bisher ein blinder Heide;
Das Schwert, das stecke in die Scheide:
Ein Streiter Gottes soll auf Erden
Mein frommer Diener Martin werden!"

Als dieses Wort der Herr gesagt,
So kräht der Hahn, der Morgen tagt;
Ein Engel küßt des Mantels Saum,
Und Martin ist erwacht vom Traum,
Denkt nach, klopft an ein Kloster an
Und ist, getreu nach Christi Worten,
Aus einem wilden Reitersmann
Ein gottgetreuer Bischof worden.

Castelli.

† 75. Die Maus und der Löwe.

Ein Löwe schlief in seiner Höhle, und um ihn her spielte eine lustige Mäuseschar. Eine derselben kroch eben auf einen hervorstehenden Felsen, fiel herab und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Tatze festhielt. „Ach," bat sie, „sei doch grofsmütig gegen mich unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen, ich habe nur einen Fehltritt gethan und bin von dem Felsen herabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben, und ich will dir gewifs dankbar sein!" „Geh hin!" sagte der Löwe grofsmütig und liefs das Mäuslein springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „Dankbar sein! Wie könnte ein Mäuslein sich einem Löwen dankbar bezeigen!"

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuslein durch den Wald. Da hörte es das klägliche Geheul eines Löwen. „Der ist in Gefahr,“ sprach es bei sich und ging der Stelle zu, wo das Gebrüll herübertönte. Es fand denselben Löwen von einem starken Netz umschlungen. Die Stricke hatten sich so künstlich zusammengezogen, dafs der Löwe weder seine Zähne, noch seine Tatzen gebrauchen konnte.

„Warte nur, mein Freund!“ sagte das Mäuslein, „da kann ich dir wohl am besten helfen.“ — Es lief hinzu, zernagte die Stricke, welche des Löwen Vordertatzen gefesselt hatten, und als diese frei waren, zerrifs er das übrige Netz und ward so durch die Hilfe des Mäuschens wieder befreit.

Nach Äsop.

76. Der Löwe.

Der Löwe erhascht wie alle Katzenarten seine Beute im Sprunge und greift einen Menschen oder auch ein Tier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10 bis 12 Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, auf einen Löwen nur dann zu schießen, wenn er sich legt und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Mut und Geistesgegenwart. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe herankommt und sich wie zum Sprunge hinlegt; er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur den Mut hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit demselben noch nie versucht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Furcht verriete oder ihn zur Verteidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er sich selbst nicht minder gefürchtet hat als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich nieder, entfernt sich abermals in immer größeren Zwischenräumen und nimmt

endlich, wenn er ganz aus dem Wirkungskreise des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht.

Lichtenstein.

†77. Gott allein die Ehre.

Ein Dachdecker arbeitete hoch oben auf der Spitze eines Kirchturmes. Da riß das Seil, mit dem er sich am Knopf befestigt hatte, und er fiel vom Turme herab auf das Kirchendach. Hier wollte er sich halten, aber er rollte vom Dach hinab in einen Lindenbaum; hier wollte er sich wieder halten, aber die Äste brachen, und so fiel er von Ast zu Ast und endlich herab auf das Pflaster. Die Leute hatten mit einem Geschrei des Entsetzens ihn fallen sehen, rannten herbei und meinten, ihn zerschmettert zu finden; aber der Dachdecker lebte und zwar ganz unversehrt und rieb sich die Augen; denn er wußte gar nicht, wie ihm geschehen war.

Mittlerweile mehrte sich der Menschenhaufe um ihn, und jeder ließ sich die Geschichte erzählen. Endlich rief ein Wirt, der auch hinzugetreten war: „Das ist doch zu wunderbar, der Tag muß gefeiert werden; kommt mit in mein Haus, der Mann muß sich's heut einmal wohl sein lassen!“ Gesagt, gethan! Zwei nahmen den Dachdecker in die Mitte, der andere Haufe folgte, und im Triumph ging's ins Wirtshaus, wo gezecht, gelärmt und Vivat gerufen wurde bis in die späte Nacht. Der Dachdecker wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, auf fremde Kosten sich gütlich zu thun, aß und trank und hörte dabei nicht auf, immer wieder von neuem die Geschichte seines wunderbaren Sturzes zu erzählen. Des lieben Gottes, der seinen Engeln über ihm Befehl gethan, gedachte er dabei mit keiner Silbe, vielmehr erzählte er den Hergang so, als sei das nicht Gottes Beschirmung, sondern eine ganz besondere Geschicklichkeit und Besonnenheit von ihm selber gewesen, zuerst auf das Dach, dann auf den Lindenbaum und dann ganz allmählich von Ast zu Ast bis herunter auf das Pflaster zu fallen, und zuletzt vermaß er sich sogar, wenn sich etwas Erkleckliches damit verdienen ließe, wolle er eigens das ganze Kunststück noch einmal machen.

Von dem vielen Reden und Trinken ward er endlich müde, legte sich auf die Ofenbank und schlief ein. Als die letzten Gäste eben das Wirtshaus verlassen wollten, bemerkten sie, daß er allerlei ängstliche Gebärden machte und ein langes Stöhnen ausstieß. Er fuhr mit den Händen in der Luft herum, als ob er sich an etwas halten wollte, dann schrak er wieder heftig zu-

sammen. Es war offenbar, daß er den Fall noch einmal durchträumte, den er am Vormittag gethan hatte, und die Gäste fanden eine große Belustigung darin, seine seltsamen Bewegungen anzuschauen, besonders als sie bemerkten, daß er jeden Augenblick von der Bank hinunterfallen müsse. Endlich machte er wieder eine Bewegung und fiel wirklich unter schallendem Gelächter der Anwesenden von der Bank herab in die Stube. Sie erwarteten, ihn nun aufwachen zu sehen, aber er blieb liegen, ohne ein Glied zu rühren, und als sie herzutraten und ihn anfaßten, war er — tot! — Er hatte vergessen, dem die Ehre zu geben, der ihn am Morgen unversehrt den Sturz in die Tiefe hatte thun lassen; so hat er sich am Abend von einer Bank herab zu Tode gefallen.

Caspari.

†78. Der Kirschbaum.

Wie prangt der Kirschbaum hoch und schön
Und neigt die vollen Äste!
Er scheint uns freundlich anzusehn
Als seine lieben Gäste.

Wie glänzt und schwanket voll und rund
Die Kirsch' an allen Zweigen,
Als wollte sie zu unserm Mund
Von selbst herab sich neigen!

Seht ihre Bäckchen, rot und schön,
Versteckt im Laube blinken,
Und wenn die Sommerlüftchen wehn,
Vom Baum uns freundlich winken!

Wir aber stehn umher im Kreis
Mit freudevollen Blicken;
Hernieder schwebt das volle Reis;
Wir jauchzen, haschen, pflücken.

Wie lieblich, o, wie kühl und frisch
Zerschmilzt die Kirsch' im Munde!
Dank dir, o Gott, du deckst den Tisch
Uns stets zur rechten Stunde!

Du gibst so gern und weißt so schön
Zu rechter Zeit zu geben!
Bevor des Herbstes Stürme wehn,
Erfreun uns Most und Reben.

Krummacher.

79. Die Vögel unter dem Himmel.

Die ihr zaget, die ihr fraget:
Leib, was essen wir?
Die ihr klaget und euch plaget:
Herz, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen,
Ihr euch quält mit leeren Sorgen —
Nehmt der freien Vögel Schar
Unter Gottes Himmel wahr!

In den Lüften, auf den Zweigen
Und in Feld und Wald,
Wenn die düstern Menschen schweigen,
Lauter Jubel schallt;
Und in aller Welten Zonen,
Wo die muntern Vögel wohnen,
Ruft's: Herr Gott, dich loben wir!
Tönt's: Herr Gott, wir danken dir!

Wenn, ins erste Grün gekleidet,
Sich der Frühling naht,
Wenn der Pflug die Furchen schneidet
Zu der Sommersaat, —
Kehren auch die Schwalben wieder,
Und auf steigendem Gefieder
Singt die Lerch ihr Psalmgedicht;
Doch die Vögel säen nicht.

Wenn ihr in den Sommertagen
Durch die Wälder streift,
Hört die Nachtigall ihr schlagen,
Eh das Korn gereift.
Doch, wenn Erntelieder schallen,
Schweigen schon die Nachtigallen,
Scheuen jede saure Pflicht;
Denn die Vögel ernten nicht.

In den Kammern, in den Scheunen
Liegt des Herbstes Frucht;
An den Hecken, an den Zäunen
Manch ein Vöglein sucht,
Wohl ein Körnlein zu gewinnen,
Trägt's bescheiden dann von hinnen
In das warme Nest und spricht:
Sammle wohl in Scheunen nicht;

Aber der im Himmel droben
Nährt uns alle doch;
Den auch wir als Vater loben,
Sorget immer noch.
Naht des Winters rauh Geleite,
Ziehn die Störche fort ins Weite,
Und der Sperling findet hier
Auch im Dunkeln sein Quartier.

Die ihr zaget, die ihr fraget:
Leib, was essen wir?
Die ihr klaget und euch plaget:
Herz, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen,
Ihr euch quält mit leeren Sorgen,
Nehmt an dieser Vöglein Schar
Eures Glaubens Mangel wahr!

Hagenbach.

80. Die Linde.

Kein Baum ist in den deutschen Landen so volkstümlich wie die Linde. Mögen auch die Dichter die Eiche als einen national-deutschen Baum besingen und sie „deutsche Eiche“ nennen, das Volk weiſs weniger von ihr, und die Linde ist und bleibt des Volkes Liebling. Davon zeugt ihre häufige Anpflanzung, davon zeugen die Volkslieder aller

Zeiten. Die Linde lebt in den ältesten Liedern, die anderer Bäume nur nebenbei gedenken, sie meist nicht einmal nennen, weil sie dem Volke nur eben Waldbäume sind. Aber die Linde ist des Volkes Freund und Nachbar, sein Genosse in Lust und Leid, auf dem Tanzplatze, wie auf dem Kirchhofe. Es hegt und pflegt keinen anderen Baum ohne besonderen Nutzen, nur weil es ihn liebt und schön findet. Wenn der nützliche, kleinere Obstbaum zum Hausbaum geworden ist, so ist die mächtige Linde so recht eigentlich der Gemeindebaum, das allgemeine Eigentum, die Freude aller. Nur auf Burgen und in Klöstern war die Linde Hausbaum. Dort wurde der Gast im Sommer bewirtet. Unter der Linde wurde gezecht, gespielt, erzählt. Dort wurde der reisende Spielmann angehört.

Die Linde liebt, wie die Nachtigall und die Schwalbe, die Nähe des Menschen, weil sie hier gesichert ist, begünstigt und geachtet wird. Sie hat ihre Waldfreiheit verloren, um desto herrlicher sich zu entfalten. Die Linde hat eine so ungeheure Lebensfähigkeit und Zähigkeit, Schicksale zu ertragen, wie kein anderer Baum. Sie erträgt alle Behandlung, Druck und Schmach, und erhält und erhebt sich schnell wieder, so wie sie sich frei davon machen kann. Sie läſst sich den Kopf abschlagen, um alsbald einen neuen, noch häufiger mehrere neue zu bilden. Ihrer Äste beraubt und als trauriger Rumpf dastehend, verjüngt sie sich kräftig und bildet in wenigen Jahren eine neue schöne Krone. Sie läſst sich, ohne zu trauern, in fremden Boden verpflanzen und gewöhnt sich überraschend schnell an den neuen Standort, auch dort Schönheit und Duft verbreitend. Jeder Hauptast ist fähig, den Stamm fortzusetzen, jede Knospe, einen neuen Stamm zu bilden. Als alter Baum innen ganz hohl, lebt sie noch Jahrhunderte und ersetzt nach auſsen an Holzwuchs, was sie am Kern verlor. Ja der innerlich faule, ausgehöhlte Stamm sendet aus dem gesunden Holze Wurzeln in sein Inneres, und so bildet sich im Stamme selbst daraus ein neuer Stamm. Durch Sturm und Blitz ihrer stärksten Äste, ja der Hälfte des Stammes beraubt, grünt und blüht sie dennoch fort. Sie nimmt willig fremde Formen an und läſst sich in der Zucht der Gartenschere halten, ohne die Fähigkeit zu verlieren, nach jahrelanger Schererei ein groſser, lebenskräftiger Baum zu werden. Und ihre herrlichen Blüten, zu welchen tausend und abertausend Bienen fliegen, um köstlichen Honig zu

saugen, welche die ganze Gegend durchwürzen, sind sie nicht ein Bild des deutschen Geistes mit seinem Dufte, der die Welt erfüllt?

Allgemeine deutsche Sagen von Bedeutung gibt es nicht von der Linde, dagegen viele örtliche. — Blutlinden, Femlinden, Geisterlinden, Gerichtslinden u. s. w. gibt es viele. Noch häufiger sind die heiligen Linden, indem es sehr gebräuchlich war, die Linden als Bildstöcke für Marien- und Heiligenbilder zu benutzen. Mehrere Orte haben von solchen Linden ihren Namen erhalten, z. B. Heiligenlinde in Ostpreufsen, wo, wie man sagt, alle Bäume der Gegend sich nach der Linde und dem dort gegründeten Kloster hinneigten.

Noch mehr als ein Sagenbaum ist die Linde ein Gedenkbaum. Unsere Vorfahren pflanzten Linden, um ein merkwürdiges oder freudiges Ereignis zu bezeichnen, wie noch jetzt, obschon in neuerer Zeit von den Gebildeteren die Eiche bevorzugt wird. Obwohl nun die Eiche ein noch dauernderes Denkmal bildet, so erreichten doch die Linden-Pflanzungen ihren Zweck sicherer und schneller. Die Linde wächst während eines Menschenalters zu einem ansehnlichen Baume heran, so dafs die Erinnerung noch dasteht, wenn derselbe schon grofs ist, daher weniger leicht vergessen wird. Dagegen wächst die Eiche so langsam, dafs man häufig schon vergessen hat, warum sie gepflanzt wurde, ehe sie ein Ansehen erhält. Dazu kommt, dafs die Linde an bewohnten Plätzen vortrefflich gedeiht, während die Eiche bei den Wohnungen der Menschen ein Fremdling bleibt, der nicht an seinem Platz ist, weil er in den freien, einsamen Wald gehört. Linden, an welche sich wichtige Ereignisse knüpfen, gibt es und gab es viele, besonders in der Schweiz; so die Linde in Altdorf, welche den Tellschufs sah, — die zum Andenken an die Murtner Schlacht gepflanzte Linde in Freiburg, worunter jetzt noch das sogenannte Lindengericht an Markttagen abgehalten wird, — ferner die Linde an der Stelle, wo das berühmte Beinhaus bei Murten stand, welches 1798 von den Franzosen zerstört wurde. Geringere Veranlassungen zum Pflanzen von Linden kommen fast in jeder Stadt vor. Auf den Dörfern werden noch immer Erinnerungslinden gepflanzt, während die Städte nach Denkmälern von Erz und Stein trachten. Man kann sagen, die Linde sei ein Baum der Ortschronik.

Endlich ist die Linde der Baum der Freude und Jugendlust und der Baum des Todes. Um die Dorflinde tanzt

die Jugend, und die Linde beschattet den Friedhof und umgibt die Kirche. Die Linde ist ein schöner Baum, wird grofs, hat herrlich duftende Blüten, die sogar heilsam sind, und, was wohl besonders hervorzuheben ist, sie wächst, verpflanzt, sehr leicht an und verträgt viel, — genug Eigenschaften, um einen solchen Baum vorzuziehen. Aus demselben Grunde und aus Ursache ihrer bedeutenden, nicht zu verwechselnden Gestalt wurde die Linde auch ein Baum der Zusammenkünfte. Die Linde verbreitet weit dichten Schatten, unter ihr ist es trocken; der Stamm bildet einen guten Hintergrund für den Sprecher, daher ihr Wert für Volksversammlungen. Eine verabredete Zusammenkunft kann auch keinen besseren Platz haben; denn die Dorflinde ist mit keinem anderen Baum zu verwechseln. Noch finden jetzt Mai-, Pfingst- und Kirmestänze in Deutschland fast allgemein unter den Linden statt. Der Baum ist dann meist mit Steinen umgeben, und oft sind die ausgestreckten Äste mit Säulen unterstützt und diese wieder durch Gebälk verbunden, so dafs eine Art Gebäude entsteht, welches bei schlechtem Wetter gedeckt werden kann. Solche Dorflinden sind nicht immer stolze Bäume mit schönen Kronen, sondern viel häufiger verstümmelte, so dafs sie eigentlich nur eine Art Laube bilden.

Die Linde ist erhaben und lieblich zugleich, erhaben und edel durch ihren riesigen Wuchs, während ihre äufsere Blüte stets den Eindruck der weiblichen Anmut macht. Schon der Name Linde deutet auf Weichheit und Anmut. Lind bedeutet weich, mild, lieblich und angenehm. Lind ist ihr Blatt, ihre reizende Blüte, lind ihre Sprache im Winde, jenes liebliche Flüstern, welches durch die langgestielten, leicht beweglichen, keinen Widerstand bietenden weichen Blätter und noch in höherem Mafse durch die den Blütenstiel zierenden Blattflügel hervorgebracht wird. Jäger.

†81. Nachbar Helm und seine Linde.

Im Häuslein gegenüber, da wohnt ein Zimmermann,
Heut vor dem Haus die Linde hub er zu fällen an.
Ich sprach: „Gott grüß euch, Nachbar! doch sagt, was ihr beginnt!
Der Baum beschützt das Häuslein vor Wetter doch und Wind!“

Da hielt er ein und schaute von seiner Arbeit auf
Und sah mich an und blickte zur Linde hoch hinauf;

Dann legt' er beide Hände still auf sein Arbeitszeug,
Lehnt' an den Baum und sagte: „Nachbar, ich danke euch!

Die Linde pflanzt' mein Vater, als ich geboren war,
Sie grünt und blüht alljährlich schon über siebzig Jahr;
Mein Weib am Hochzeitstage — sie war ein junges Blut —
Steckt' mir von diesem Baume ein Zweiglein an den Hut.

Viel Gäste thät ich laden, zu enge war das Haus,
Hier unter dieser Linde, da hielten wir den Schmaus. —
Ein Sohn ward uns geboren, da gab sich's viel zu freun,
Und seinen Namen grub ich in diese Linde ein.

Die Linde wuchs und prangte, der Knabe ward ein Mann;
Bei Leipzig in der Eb'ne stand er im Heeresbann;
Zum Kampfe ziehend, trug er zwei Lindenzweig am Hut;
Bei Leipzig an den Wällen verrann sein junges Blut.

Nun hängt in unsrer Kirche die Tafel an der Wand,
Da steht: „Franz Helm, gestorben für König und Vaterland."
Mein Weib und ich, wir weinten viel um den guten Franz,
Wir wanden um die Tafel frisch einen Lindenkranz.

Seht, unsre besten Tage, die waren nun dahin;
Der Franz lag seiner Mutter zu sehr in Herz und Sinn.
Sie konnt' sich nicht mehr freuen, ich konnt' es auch nicht mehr;
Gott hat sie heut erlöset von Jammer und Beschwer.

Seht, Nachbar, nun beginn' ich, die Linde umzuhaun;
Ich will für meine Alte draus einen Sarg erbaun;
Ich hab' den Baum gemessen: wohl hält er Holz zu zwei'n;
Bald zimmr' ich auch den andern, und ihr — legt mich hinein."

Honkamp.

†82. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigentum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er

sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuche eingenäht. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan. Ich danke euch." Das war nicht schön; aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung: der eine, daß 800 Thaler seien eingenäht gewesen; der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letzteren nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es. Hebel.

†83. Rätsel.

Es ist ein kleiner Soldat, der ein giftig Spießlein hat. Täglich zieht er mit Gesang ins Feld; nur im Winter bleibt er in dem Zelt. Er erobert ohne Zahl die schönsten Schlößlein zu Berg und Thal; er bricht in ihre Keller ein und trinkt daraus aus goldnem Becherlein immer neuen, süßen Wein; dann füllt mit feinem Mehl er jede Hand und baut zu Hause Kammern, Wand an Wand. Die Kammern füllt er mit süßem Most und

sorgt im Sommer für des Winters Kost. Und wäre jedermann so arbeitsam wie er, so gäb's im Land keine Bettler mehr.

Nürnberger Lesebuch.

84. Sprichwörter.

Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. — Wo Treue Wurzel schlägt, da macht Gott einen Baum aus ihr. — Wo nichts ist, kommt nichts hin. — Wo man sich mit Feuerbränden wirft, da bläst der Teufel in die Kohlen. — Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne. — Wo Frösche sind, da sind auch Störche.

†85. Sommerlied.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben!

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide;
Narcissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fliegt aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein ätzt die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh'
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschar
Fliegt hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Kriegt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt;
Darüber jauchzet jung und alt
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüte.

Ich selber kann und mag nicht ruhn;
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Paul Gerhardt.

†86. Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

Als Kaiser Karl zur Schule kam
Und wollte visitieren,
Da prüft' er scharf das kleine Volk,
Ihr Schreiben, Buchstabieren,
Ihr Vaterunser, Einmaleins,
Und was man lernte mehr;
Zum Schlusse rief die Majestät
Die Schüler um sich her.

Gleichwie der Hirte schied er da
Die Böcke von den Schafen;
Zu seiner Rechten hieß er stehn
Die Fleißigen, die Braven;
Da stand im groben Linnenkleid
Manch schlichtes Bürgerkind,
Manch Söhnlein eines armen Knechts
Von Kaisers Hofgesind'.

Dann rief er mit gestrengem Blick
Die Faulen her, die Böcke,
Und wies sie mit erhobner Hand
Zur Linken, in die Ecke;
Da stand im pelzverbrämten Rock
Manch feiner Herrensohn,
Manch ungezognes Mutterkind,
Manch junger Reichsbaron.

Da sprach nach rechts der Kaiser mild:
„Habt Dank, ihr frommen Knaben,
Ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn,
Den güt'gen Vater haben;
Und ob ihr armer Leute Kind
Und Knechtessöhne seid:
In meinem Reiche gilt der Mann
Und nicht des Mannes Kleid!"

Dann blitzt' sein Blick zur Linken hin,
Wie Donner klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse, bessert euch,
Ihr schändet euren Adel;
Ihr seidnen Püppchen, trotzet nicht
Auf euer Milchgesicht;
Ich frage nach des Manns Verdienst,
Nach seinem Namen nicht!"

Da sah man manches Kinderaug'
In frohem Glanze leuchten,
Und manches stumm zu Boden sehn,
Und manches still sich feuchten;
Und als man aus der Schule kam,
Da wurde viel erzählt,
Wen heute Kaiser Karl belobt,
Und wen er ausgeschmält.

Und wie's der große Kaiser hielt,
So soll man's allzeit halten,
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk,
Im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst,
Den Stand nach dem Verstand —
So steht es in der Schule wohl
Und gut im Vaterland. Gerok.

87. Herzog Luitpolds Heldentod.*)

(997.)

Die Völker des Ostens, sie dringen heran;
Sie zeichnen mit Flammen und Blut die Bahn;
Sie brausen einher wie ein Sturmeswind;
Weh, Deutschland, dir, dich leitet ein Kind!

*) Luitpold II., der Stammvater der Schyren oder Wittelsbacher.

Und Ludwig bebt: „Wer schützt mir die Mark?
Auf! Bayerns Herzog so kühn und stark!“
Der spricht: „Ich wahre dir treuen Sinn,
Und willst du mein Leben, ich geb' es dir hin!“

Sie rüsten die Waffen, die spiegelnde Wehr;
An der Ennsburg*) schart sich der Deutschen Heer;
Wo die Donau strömet vorbei mit Macht,
Da lagen im Felde sie bei dunkler Nacht.

Ermattet vom Zuge, wie schlafen sie tief!
Doch warnend die Stimme des Wächters rief:
„Die Feinde stürmen!“ Er rief in Eil';
Schon stürzt er getroffen vom Todespfeil.

Und im Flusse so schaurig, da rauscht es und schäumt:
„Erwacht, ihr Getreuen! nicht länger gesäumt;
Dort schwimmt es und klimmt es am Uferrand;
Schnell greifet zum Schwerte, zum Eisengewand!“

Unholden vergleichbar im nächtlichen Traum,
Umschwammen die Heiden des Lagers Raum;
Mit funkelndem Blick in die Christenschar
Stürzt gierig des Mordes der Magyar.**)

Rings schallt es von Hieben, Geschrei und Stoß;
Aus tiefen Wunden das Blut entfloß,
Und wie sich die Ebene vom Morgen erhellt,
Deckt manche Leiche das Würgefeld.

Und als sich nun Freund und Feind erkannt,
Ist heller am Tage ihr Zorn entbrannt;
Sie ringen in grauser Vertilgungsschlacht;
Da dunkelt aufs neue hernieder die Nacht.

Doch stündlich mehrt sich des Feindes Wut,
Und Hord' um Horde, sie lechzt nach Blut;
Nicht wanken die Deutschen am zweiten Tag;
Am dritten endlich die Kraft erlag.

---

*) In Oberösterreich.
**) Sprich Madschar (Ungar).

Da stürzt entseelt manch tapfrer Abt,
Manch Bischof, edel und mutbegabt.
Der Markgraf teilte der Seinen Not
Und sank mit ihnen im Heldentod.

Herr Luitpold war es, der Schyren Ahn,
Der erste auf Wittelbachs Ehrenbahn;
Er gab sein Leben dem Vaterland;
Drum bleibe sein Name mit Preis genannt.

Aus Solereders Lesebuch.

†88. Der Specht und die Taube.

Der Specht und die Taube flogen eben von einem Besuche zurück, den sie bei den Pfauen gemacht hatten.

„Nun, wie hat dir heute der Pfau gefallen?“ fragte der Specht. „War er dir nicht auch recht widrig? Und wie stolz ist er! Ich möchte nur wissen, worauf er sich so viel einbildet! doch wohl nicht gar auf seine Füſse? — Hast du nicht bemerkt, wie unförmlich diese sind? Aber auch auf seine Stimme kann er sich nichts zu gute thun. Etwas Häſslicheres und Unerträglicheres ist mir noch gar nicht vorgekommen. Habe ich nicht recht?“

Die Taube aber antwortete ganz unbefangen: „Ich gestehe, ich habe auf dies alles nicht acht gegeben; denn ich muſste immer seinen schönen Kopf, die Schönheit seiner Federn und seinen majestätischen Schweif bewundern.“

So sieht ein edler Mensch an seinem Nächsten immer nur das Gute und vergiſst darüber gern kleine menschliche Gebrechen.

Aus A. L. Grimms Fabelbibliothek.

†89. Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer, namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade bei Tisch; da sah der Bauer, was er schön aß und trank, und das Herz ging ihm darnach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen. Erstlich kauf dir ein Abcbuch, so eines, wo vorne ein Göckelhahn drin ist; zweitens mach deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu

Geld, und schaffe dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: Ich bin der Doktor Allwissend, und laß das oben über deine Hausthür nageln.“ Der Bauer that alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen, großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre? Ja, der wär' er. — So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen. O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit. — Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adeligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt; da sollte er erst mitessen. „Ja, aber meine Frau, die Grete, auch!“ sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönen Essens kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste,“ und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb,“ und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an; er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht hinein; er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel hereinkam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten ging's nicht besser; der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er solle seine Kunst zeigen und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es! Nun weiß er auch, wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen.

Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, daß sie das Geld gestohlen; sie wollten's ja gerne herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte; es gehe ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buche suchen,

wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus.“ Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles!“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

Gebrüder Grimm.

† 90. Der Mut einer Katze.

Eine Katze spielte einmal in einem schottischen Dorfe mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Ein grofser Habicht schofs aus der Luft herab und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges. Der Habicht liefs es fahren, wendete sich aber gegen die grofse Katze. Der Kampf von beiden Seiten war sehr heftig. Der Habicht behielt durch seinen mächtigen Flügelschlag, durch seinen spitzen Schnabel und seine scharfen Klauen einige Zeit die Oberhand, zerfleischte jämmerlich die alte Katzenmutter und hackte ihr ein Auge aus. Sie verlor aber den Mut nicht, hielt ihren Gegner mit ihren Krallen fest und durchbifs ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie mehr Gewalt über ihn, aber der Habicht war noch immer sehr stark, und der Streit dauerte fort. Die Katze war beinahe erschöpft; durch eine schnelle Wendung raffte sie sich aber nochmals auf und brachte den Habicht unter sich. Siegreich bifs sie dem grimmigen Wüterich den Kopf ab; dann lief sie, ohne den Verlust ihres Auges und ihrer Wunden zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm die von Blut triefenden Wunden ab, welche die Krallen des Habichts in die Seiten des zarten Tierchens gehauen hatten, und schnurrte, es liebkosend, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Stern.

† 91. Der Distelfink.

Als der liebe Gott die Vöglein schuf, da gab er ihnen Beine zum Hüpfen und Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen, aber auch zum Singen. Und als sie alle fertig waren

und um ihn herstanden, da nahm er einen großen Farbenkasten und malte ihnen bunte Federn. Da kam die Taube an die Reihe und erhielt einen blauen Hals und rötliche Flügel, der Kanarienvogel wurde so gelb wie eine Zitrone, die Bachstelze wurde grau und bekam einen schwarzen Strich und einen Flecken daneben, und alle Vögel wurden prächtig gefärbt, wie es sich für jeden schickte. Nur einer war übrig geblieben, weil er hinter den andern stand und sich nicht vordrängen wollte; das war der Distelfink. Als er endlich auch herbeikam, da hatte der liebe Gott alle Farben verbraucht, und es war nichts mehr übrig als die leeren Schälchen. Da klagte das arme Vögelchen, daß es nicht auch ein so buntes Federkleid haben sollte wie die andern. Der liebe Gott aber redete ihm zu und sprach: „Sei nur ruhig! es ist noch in jedem Schälchen ein klein wenig Farbe zurückgeblieben; das will ich mit dem Pinsel austupfen und auf deine Federn streichen.“ Und er that es und malte den Distelfink ein bißchen rot und ein bißchen blau und ein bißchen schwarz und ein bißchen grün, aus allen Schälchen ein wenig Farbe, so daß er der bunteste unter allen Vögeln wurde und dem lieben Gott dankte, daß er ihm ein so schönes Federkleid gemacht hatte. Curtman.

† 92. Landmanns Morgenruf.

Heraus aus dem Lager, der Hahn hat gekräht,
Schon singen die Vögel, und Morgenluft weht!
Seht, wie uns so freundlich das Morgenrot winkt
Und rings in den Bächen der Sonnenstrahl blinkt!
Das Mieder vom Nagel, den Hut von der Wand,
Greift flink nach dem Rechen, die Sichel zur Hand!
Ihr Mädchen zur Wiese, ihr Burschen aufs Feld,
Und hurtig die Wiese, den Acker bestellt! Schink.

† 93. Morgengebet.

Verschwunden ist die finstre Nacht, die Lerche schlägt, der Tag erwacht, die Sonne kommt mit Prangen am Himmel aufgegangen. Sie scheint in Königs Prunkgemach, sie scheinet durch des Bettlers Dach, und was in Nacht verborgen war, das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht, der über jedes Haus gewacht, mit seinen heil'gen Scharen uns gnädig wollt' bewahren. Wohl mancher schlofs die Augen schwer und

öffnet sie dem Licht nicht mehr; drum freue sich, wer neu belebt den frischen Blick zur Sonn' erhebt! Schiller.

94. Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen, nah und fern,
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise;
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen;
Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Geibel.

95. Die Ähren und die Lerche.

Es regt auf dem reifenden Korngefild'
Sich kaum ein Lüftchen leis und mild;
Wie fromme Beter, still beglückt,
Im Gotteshause stehn gebückt,
So scheinen, von ihrem Segen trunken,
Die Ähren im Gebet versunken.

Und zwischen ihnen, dort und hier,
Der blauen Blümchen süße Zier,
Als ob ein jedes, hold und hehr,
Ein Liebesblick des Himmels wär';
Drum mag die Lerche mit frommem Vertrauen
Bei ihnen gern ihr Nestlein bauen.

Hier wohnet sie in Demut still.
Doch, wenn sie zum Schöpfer reden will,

Schwingt sie sich auf und singt ihr Lied,
Wo sie nur Gottes Auge sieht;
Und wer sie höret ihr Hochamt halten,
Den drängt es, betend die Hände zu falten.

Dein Segen, Herr, wie reich und hold!
Wie lacht und glänzt der Ähren Gold!
O, gib den Armen ihr täglich Brot,
Und lindre ihre Sorg' und Not,
Daß froh, wie Lerchengesänge schweben,
Sich aller Seelen zu dir erheben!

Julius Hammer.

96. Heinrich der Vogelsteller 919—936.

Ein sonderbarer Name! Wer war dieser Vogelsteller? Ein Herzog von Sachsen war er, ein mächtiger, frommer Herr. Darum wählten ihn auch die Deutschen zu ihrem Könige, und die Boten, welche ihm die Nachricht von seiner Wahl brachten, fanden ihn bei der Stadt Quedlinburg auf dem Finkenfange. Daher sein Beiname. Er hätte wohl einen besseren verdient. Zu seiner Zeit war das arme Deutschland ein sehr unglückliches, trauriges Land. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Ungarn herein, trieben den Bauern ihr Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Sammelte sich nun erst langsam ein Haufe deutscher Krieger wider sie und fing an, sich in Marsch zu setzen, dann waren sie samt ihrer Beute schon lange wieder fort, weit, weit über alle Berge. — Und von Nordosten her kamen zu Zeiten die Wenden und machten's ebenso. Das war eine traurige Zeit. Was that da der weise, der bedächtige Heinrich?

Zunächst schloß er einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn und gelobte ihnen einen jährlichen Tribut. Dafür sollten sie dann nicht mehr nach Deutschland kommen und das Vieh wegtreiben. Sie waren dessen auch zufrieden. Nun begann im ganzen deutschen Reiche eine bessere Zeit, überall ein reges und thätiges Leben. Zwar gab es im deutschen Lande schon Städte und feste Burgen; aber Heinrich vermehrte deren Zahl. Überall fing man an, Häuser zu bauen und hie und da eine größere Anzahl derselben mit einer Mauer und mit einem Wassergraben zu umziehen. Aber es war noch leichter, die Städte zu bauen, als Bewohner darein zu finden; denn die Deutschen liebten das Wohnen auf dem Lande und sagten: „Sollen wir uns

lebendig begraben lassen? Die Städte sind nichts anderes als Gräber.“ Da befahl Heinrich, die Leute sollen losen, und jeder neunte Mann, den das Los treffe, soll vom Land in die Stadt ziehen. Damit sie es aber um so lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte, so daß die Bürger hinter ihren Mauern nach und nach freier wurden als die Bauern, welche in damaliger Zeit ihren Edelleuten als Leibeigene dienen mußten. Nun fing auch in den Städten einer an und machte für alle die Kleider, ein anderer für alle die Schuhe; ein dritter baute Häuser für andere; natürlich aber das alles nicht umsonst! Mit einem Worte: es entstanden die verschiedenen Handwerker. Bis dahin hatte nämlich jeder sein eigener Schneider, Schuster, Maurer, also alles mögliche selbst sein müssen. Und da ging's gerade nicht sehr gut. In den Städten ging's natürlich besser. Und doch merkten es die Städter noch immer nicht, daß sie es besser hatten.

Als aber nach 9 Jahren die Ungarn wieder kamen, und die Bauern nun ihr Vieh und ihre sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten konnten, wohin die Ungarn nicht einzudringen vermochten, und als Heinrich mit Gottes Hilfe die Räuber bei Merseburg dermaßen besiegte, daß sie, so lange er lebte, nicht wiederkamen: da jubelte alles „dem Städteerbauer“ entgegen und freute sich des Königs. Nicht lange darnach brachte Heinrich auch die Wenden zur Ruhe. Mitten im Winter nahte er sich ihrer Hauptstadt Brannibor. Sie zagten aber nicht, sondern dachten: „Laß ihn nur kommen; durch die weiten Sümpfe um unsere Stadt kann er gewiß nicht dringen!“ Er kam aber dennoch, zwar nicht durch, sondern über die Sümpfe her. Gott schickte einen harten Frost, und Heinrich marschierte auf dem Eise gegen die feindliche Stadt und eroberte sie. Die Wenden waren besiegt. Wer konnte aber dafür stehen, daß sie nicht bald wieder ihre Schläge vergaßen und aufs neue plündernd in das deutsche Reich einfielen? Das fürchtete Heinrich auch, und darum machte er aus dem Lande an der linken Elbseite, das noch jetzt die Altmark heißt, eine Grafschaft und setzte einen seiner Diener zum Grafen über dieselbe mit dem Auftrage: „Du mußt darauf achten, daß die Wenden nicht mehr plündernd ins deutsche Reich einfallen. Ich mache dich zum Wächter meiner Grenze!“ Und wenn nun ein solcher Graf — Markgraf, Grenzgraf — starb, dann setzte der jedesmalige deutsche König oder Kaiser einen andern dahin, wen er wollte. Diese Markgrafschaft Nordsachsen ist der geringe erste Anfang der preußischen Monarchie gewesen (927). König Heinrich der Städteerbauer starb 936. Knappe.

97. Heinrich dem Vogelsteller wird seine Erwählung zum deutschen Kaiser angezeigt.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.

In Wies' und Feld und Wald und Au'
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? heut gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?"

Der Staub wallt auf; der Hufschlag dröhnt;
Es naht der Waffen Klang:
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang.

Ei nun! — was gibt's?" Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr Herrn? sagt an!"

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

Dies rufend, knie'n sie vor ihm hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang;
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

J. N. Vogl.

98. Das sächsische Erzgebirge und seine Bewohner.

Das Erzgebirge ist die größte und volkreichste Provinz des Königreichs Sachsen. Hier erheben sich die meisten und größten Berge, hier sind die größten Waldungen, hier ist der Born der meisten größeren Flüsse, hier ist das Vaterland des sächsischen Bergbaues, der Bergfabriken, des Klöppelwesens, zum Teil auch der Baum- und Schafwollenweberei, des Maschinenbaues und der Holzwarenarbeiten; hier ist der größte Reichtum in und oft die größte Armut über der Erde. Die Fälle sind nicht selten, daß, während Mutter und Töchter am Klöppelsacke sitzen, tief darunter Vater und Sohn als Bergknappen arbeiten.

Vom Meißner und Leipziger Kreise steigt das Land allmählich an, erhebt sich wellenförmig in stetem Wechsel von Berg und Thal bis zu den höchsten Punkten an Böhmens Grenze und ist reich an Naturschönheiten aller Art, aber auch an Gegenden, wo nur düstere Wälder und kahle Bergrücken dem Auge sich darstellen, wo kein Singvogel nistet und nur selten eine Biene summt, weil sie den Rauch der Hammer- und Schmelzhütten flieht, wo keine Rose prangt, wenig Obst und selten Korn gedeiht, und wo gewiß Unzählige sterben, die nie einen Pfirsichbaum oder Weinstock gesehen haben. Die schönsten Gegenden sind in den unteren Mulde-, Pleiße-, Zschopau- und Flöhn-Thälern, sowie bei Annaberg, Schneeberg, Chemnitz und Olbernhau, die unwirtbarsten im sogenannten sächsischen Sibirien, wie man den Landstrich bei Wiesenthal, Karlsfeld, Jöhstadt und Johanngeorgenstadt wegen der außerordentlichen Rauheit seines Klimas und wegen des unfruchtbaren Bodens sehr richtig zu nennen pflegt, die wildesten endlich beim Greifensteine und im untern Steinbachthale bei Schwarzenberg.

Große Waldungen, neben welchen es auch nicht an Torf- und Steinkohlenlagern fehlt, decken besonders die höheren Gegenden. Des Bodens wellenförmige Gestalt und meist zu steinreicher Gehalt erschweren Feld- und Gartenbau, und rauhes Klima vereitelt in den höchsten Gegenden nicht selten die größten Anstrengungen des Landmanns. Der Felder bester Segen sind Haber, Lein- und Erdäpfel. Letztere, welche man vor etwa 130 Jahren statt Butter zum Brote aß, vertreten jetzt nicht selten dessen Stelle und sind die wahre Brotfrucht des Erzgebirges, welche oft nur mit Salz, seltener mit Butter oder Leinöl dem Armen Morgen-, Mittag- und Abendbrot gibt. Ohne Getreidezufuhr aus Böhmen und den angrenzenden Provinzen würde der arme Erz-

gebirger oft hungern müssen, obschon er mit unglaublicher Anstrengung, gleich dem Tiroler und Schweizer, der Erde gleichsam abzuzwingen sucht, was sie ihm versagt. Bergabhänge bepflügt er, die der Niederländer kaum erklettern kann. Gras mäht er auf Höhen, wo ein Fehltritt ihn verunglücken läßt. Heu holt er mitten im Sommer auf Schlitten, wo er mit Wagen nicht fortkommen kann. Mit Zentnergeduld liest er Steine von den Feldern, und doch wird ihm meist nur dürftige Ernte zu teil.

Den Erzgebirger charakterisieren Zufriedenheit mit wenigem, Treuherzigkeit und Geradheit im Umgange, etwas Singendes beim Sprechen, ein häufiges Verdrehen üblicher, auch einheimischer, fremder oder selbstgeschmiedeter Wörter und noch so manche andere Eigenheiten. Ganz besonders eigen sind ihm Fleiß und Sinnen auf Erwerb, wozu ihn die Natur gleichsam spornt; denn fast jede Gabe läßt sie nur mit Mühe sich abgewinnen. Sogar das Gehen erschwert sie ihm. Kaum viertelstündig sind die Ebenen, und das Steigen und Klettern nimmt kein Ende. Mühsamer wird nirgends der Landbau betrieben und frühzeitiger wohl nirgends die Jugend zur Arbeit angehalten. Mit dem 5. und 6. Jahre schon hilft das Kind verdienen in der Klöppelstube, wie am Spinnrocken und in der Hütte. — Eigen ist ferner den Erzgebirgern, gleich dem Tiroler und Savoyarden, das gewerbfleißige Wandern in ferne Gegenden und die doch ewig lebende Sehnsucht nach den Bergen und Thälern der Heimat. Den Strichvögeln gleich ziehen aus manchen Gegenden im Frühjahre Hunderte mit Bändern, Spitzen, Blechwaren, blauer Farbe u. s. w. in alle Länder deutscher Zunge. Zum Winter aber kehrt fast alles heim, um, umnebelt von Hütten- und Hochöfenrauch, nicht selten in verschneiter und ärmlicher Wohnung den sauer errungenen Verdienst mit Weib und Kind zu verzehren.

Nebel, welche die nächsten Häuser kaum erkennen lassen und die höchstens in der Mittagsstunde weichen, kündigen dem Erzgebirger den Winter an, der ihm gewöhnlich in der fürchterlichsten Gestalt erscheint; denn wochenlang schneit es in einem fort, ja wohl in einer Nacht so, daß man sich aus den Häusern schaufeln, bisweilen sogar aus dem Dache steigen muß, um einen Gang zur Hausthüre oder Gucklöcher für die Fenster der Unterstuben, die meist düsteren Kellern gleichen, zu schaffen. Zwei bis vier Meter hoher Schnee ist im strengen Winter nicht selten, und Stürme, die nirgends fürchterlicher heulen, bilden oft 15 bis 20 Meter tiefe Windwehen. Selten vergeht ein Winter, in dem nicht Menschen im tiefen Schnee ihr Grab finden. Dessenungeachtet

heißt der Erzgebirger den Winter willkommen; denn er bringt ihm eine seiner liebsten Erscheinungen, die Schlittenbahn, welche die Wege ebnet, Verkehr und Geselligkeit fördert und gewöhnlich länger dauert, auch weit schöner ist als im Niederlande. Selbst Kinder gleiten im Handschlitten die steilsten Höhen hinab. — Überhaupt ist die Jugend hier weit abgehärteter als im Niederlande, und oft, wenn man da unten schon nach Pelz und Mantel greift, springen hier noch die Kinder unter freiem Himmel barfuß und in bloßen Hemden umher, die noch dazu meist nur Hemden gewesen zu sein scheinen.

Erbärmlicher in Ansehung der Wohnung behilft man sich wohl nirgends, als in diesen rauhen Gebirgsgegenden, wo nicht selten 3 bis 4 Familien, jede mit einem Herdchen Kinder, oft also 20 bis 24 Personen in einer Stube hausen, die kaum 6 Meter lang und 5 Meter tief ist. Kann jede Familie ihren besonderen Platz am Fenster erhalten, so preiset sie sich glücklich. — Außerdem lebt und webt alles bunt durch einander. Und was für Hütten sind meist diese bevölkerten Häuser! Oft genug wird so ein Grundstück für achtzig bis hundert Thaler verkauft. An Betten ist bei Armen gewöhnlich nicht zu denken. Die meisten schlafen auf Stroh oder Moos, häufig nur auf der Diele oder Ofenbank.

Engelhardt.

† 99. Der Holzhacker.

Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich'; —
Er seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unser eins immer sich peinigen muß!
Wie ist doch der Arme so elend daran, —
Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!"

Da kommet ein holder, schönlockiger Knab'
Im Silbergewande, mit goldenem Stab;
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß dich, du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt,
Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt!"

Es wird zwar dem Bäu'rlein ganz schau'rlich und bang;
Bei all dem bedenkt sich mein Bäu'rlein nicht lang.
Er ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab
Und spricht, sich verneigend: „O himmlischer Knab'!
Ich bitte, — weil Ihr es doch selber so wollt, —
Was ich nur berühre, das werde zu Gold."

Da lächelt gar seltsam der lockige Knab',
Berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab:
„Ich wollte, du hättest was Bess'res begehrt;
Indessen sei dennoch die Bitte gewährt."
So spricht er, verschwindend in goldenem Duft,
Und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

„Gottlob!" ruft das Bäur'lein, „nun bin ich ja reich!"
Er prüfet die herrlichen Künste sogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmeten Ast,
So kracht er von goldener Eichelein Last;
Die Blättlein und Knösplein ohn Ende und Zahl,
Sie schimmern von lauterem Golde zumal.

„O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nach Haus!
Die Arbeit hier mache ein anderer aus.
Nun esse ich nichts mehr als Braten und Wurst
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst.
Nur diesmal noch eß ich vom Brot da genug
Und trinke die Letze*) aus irdenem Krug!"

Er langet sein irdenes Krüglein herbei, —
Wie schwer ist's, wie schimmert's und funkelt's! Ei, ei!
Doch — weh! — auch das Wasser gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt.
Er bricht von dem Brote und beißet — o Graus! —
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

„O Schrecken, o Jammer! Was fang' ich jetzt an?
Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold statt des Weines stillt nimmer den Durst.
O, hätt' ich statt Goldes nur Wasser und Brot!
Ach, was mir ein Glück schien, das ist jetzt mein Tod!"

Vor Ängsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht;
Denn alles dies war nur ein Träumlein der Nacht.
„Gottlob!" spricht er, froh der verschwundenen Not,
„Ich habe statt Goldes das tägliche Brot;
Gottlob! daß ich wieder bei ruhigem Sinn
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin!"

„Gar gut ist's — so hat mich das Träumlein gelehrt —
Daß Gott nicht gleich jeglichem jedes gewährt;

*) Letze = Abschiedstrunk.

Gar mancher begehrte des Goldes wie Stroh
Und würde doch nimmer zufrieden und froh.
Ja, mancher fleht' manches mit thörichtem Mund
Und ginge an Leib und an Seele zu Grund!" Schmid.

†100. Der Greis und seine Söhne.

Ein Vater schied von seinen lieben Söhnen.
Doch eh er schied, sucht' er durch ein Symbol
Zur Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen.
„Ich scheide," sprach er, „Söhne, lebet wohl!
Doch eins: zerbrecht mir diese Pfeile,
Gebunden, wie sie sind!" In größter Eile
Will jeder den Befehl vollziehn;
Jedoch umsonst ist ihr Bemühn.

Der Vater löst hierauf das Band,
Gibt jedem einen Pfeil besonders in die Hand.
„Zerbrecht mir den!" sprach er mit nassen Blicken,
Und, knack! lag jeder Pfeil in Stücken.
„Merkt, Söhne, am zerbrochenen Geschoß:
Durch Eintracht wird man stark und groß,
Durch Zwietracht stürzet alles nieder.
Lebt wohl, und liebt euch stets wie Brüder!" Weiße.

101. Der Bodensee.

An Seen ist Deutschland, wenigstens das westliche, nicht reich, und nur einer, der zur Hälfte noch der Schweiz angehört, ist von beträchtlicher Größe: der Bodensee. Dafür übertrifft derselbe an Naturschönheiten alle die zahlreichen Seen an der Küste der Ostsee, und nur wenige Seen der eigentlichen Schweiz können ihm vorgezogen werden. Der Bodensee ist eigentlich nichts weiter als eine Erweiterung des Rheinbettes zu einem weiten und tiefen Becken. Aber freilich ist dies Becken 7 Meilen lang und 2 Meilen breit und nimmt eine Fläche von 10 Quadratmeilen ein. Dabei ist die größeste Tiefe an 300 Meter gefunden worden. Man hat berechnet, daß, wenn der Bodensee leer wäre, der Rhein über 2 Jahre brauchen würde, um ihn wieder zu füllen. Auf dieser gewaltigen Wasserfläche gibt es denn auch Stürme, welche denen auf dem Meere gleichen, und wobei sich haushohe Wellen erheben. Da diese oft plötzlich hervorbrechen,

so gilt die Schiffahrt auf dem See für gefährlich; doch seit die Dampfschiffe eingeführt sind, haben Reisende sich nicht mehr zu fürchten; denn diese Schiffe widerstehen dem heftigen Sturm. Die Fischer aber, welche in leichten Kähnen das Gewässer befahren, erkennen meistens an vorausgehenden Zeichen die Gefahr und flüchten in einen Hafen.

Fische halten sich zahlreich und gern in dem klaren Gewässer auf, welches noch den Vorteil gewährt, daß es fast niemals zugefriert. Außer vielen andern Arten, zum Teil von beträchtlicher Größe, fängt man jährlich eine ungeheure Menge sogenannter Blaufellchen, welche für eine Leckerei gelten. Natürlich ziehen sich nach einer solchen Nahrungsquelle auch viele fischfressende Vögel: Reiher, Strandläufer, sogar Möven und Taucher.

Die Ufer des Sees sind sanft aufsteigend und herrlich mit Früchten, Obst und Wein angebaut. Die höheren Berge der Schweiz erblickt man nur in der Ferne. Besonders lieblich nehmen sich aber die zwei kleinen Inseln Mainau und Reichenau aus, welche in den Erweiterungen des Sees gegen den Ausfluß des Rheines hin liegen, dort, wo die alte Stadt Konstanz hervorragt. Wie schön es an dem See sein muß, sieht man auch daran, daß fünf verschiedene Staaten sich sein Ufer angeeignet haben: im Süden die Schweiz, westlich Baden, nördlich Würtemberg und Bayern, im Osten Österreich, welches mit seinem Tiroler Lande daranstößt. Curtman.

102. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Thal;
Aufs Schneefeld schimmert der Sonne Strahl;

Er trabet im Schweifs durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will landen drüben vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Rofs feldein.

Aus den Bergen heraus, ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt;
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus.

So fliegt er hin, eine Meil' und zwei;
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor;
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr.

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.

Fort geht's wie auf Sammt auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schliefsen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn;
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

»Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?«

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
»Der See liegt hinter dir und der Kahn;

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du.«

Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
»Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!«

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
»Herr Gott, so rittest du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stofs!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?«

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär';
Es stellen die Knaben sich um sie her.

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
»Glückseliger Mann, ja segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brot, und ifs vom Fisch!«

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd;
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräfslichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis;
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweifs.

Da seufzt er, da sinkt er vom Rofs herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab. G. Schwab.

† 103. Die drei Blümchen.

Es blühen drei Blümchen, gar hold und schön,
In Gottes reichblühendem Garten;
In Wäldern und Feldern, auf Fluren und Höhn
Der Engelein Hände sie warten;
Die kindliche Einfalt mit Freuden sie bricht,
Zu Sträufschen sie füget, zu Kränzchen sie flicht.

Das zarte Maiblümchen, so hell und weifs,
Die Glöcklein wie Perlen gereihet,
Es blüht zu der göttlichen Vorsicht Preis,
Es blühet, der Unschuld geweihet.
»Ehrt,« saget das Blümchen, wo immer es blüht,
»Den Schöpfer der Blumen mit reinem Gemüt!«

Das liebliche Veilchen, bescheiden blau,
In grünende Blätter verhüllet,
Den Augen verborgen, die Frühlingsau'
Mit süfsen Gerüchen erfüllet.
Es duftet so himmlisch, so süfs und so mild,
Bescheidenen Wohlthuns ein liebliches Bild.

Das holde Vergifsmeinnicht malt den Rand
Des Bächleins mit himmlischer Bläue;

Es blühet, und welkte auch rings das Land,
Es treibet der Blüten stets neue;
Es nährt die Gefühle der Freundschaft so rein,
Mit sel'ger Erinnrung uns oft zu erfreun. Schiller.

104. Dichterspruch.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn, ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten. Herder.

†105. Das Reh.

Es herrscht tiefe Waldstille. Da knackt es in den Zweigen. Ein Rehbock, erst mit halbem Leibe sichtbar, tritt aus dem Waldesdunkel. Das Haupt mit seinem kräftigen, doch nicht vielzackigen Geweih ist keck emporgerichtet. Die großen, hellen Augen rollen nach allen Seiten, ob alles sicher und ohne Gefahr sei. Er zieht sich wieder zurück, kommt noch einmal und prüft, und nun erst gibt er den Seinen das Sicherheitssignal. Im Nu ist das Reh mit seinen beiden Kälbchen ihm zur Seite, und in muntern Sprüngen geht es hinab ins Thal und auf die betaute Waldwiese. In den drolligsten, mutwilligsten Sätzen umkreisen die netten, weißgefleckten Zicklein die Mutter, entfernen sich von ihr, sind mit Blitzesschnelle wieder da, tändeln mit ihr und werfen sich nieder, um zu saugen. Bald kommen noch mehrere der munteren Tiere hinzu; schon ist ein ganzes Rudel beisammen. Da schlagen die Hunde bei der in der Ferne durch den Wald läutenden Kuhherde an; im Nu ist der Haufe auseinander. In wilden Sprüngen setzen die Tiere durch die Fichtenschonung, und bergauf, bergab geht die Flucht.

Das Reh ist ein munteres, gewecktes und schönes Tier. In allen seinen Bewegungen zeigt sich eine Leichtigkeit, in seinem Laufe eine Flüchtigkeit, die Staunen erregt. Seine vollen, glänzenden Augen beseelt ein frisches und mildes Feuer, das ganz mit seinem zierlichen Bau, mit seinen raschen Bewegungen und der Behendigkeit im Springen übereinstimmt. Sein heiterer Jugendsinn meidet feuchte und sumpfige Stellen und hohe, finstere Eichen- und Buchenwaldungen. Es liebt mehr lichte Schläge, die an Saatfelder stoßen. Es ist listiger und viel flüchtiger als der Hirsch und läßt den verfolgenden Hund bald hinter sich.

Es weiß diesen durch mannigfaltige Umwege, durch verdoppelte Kreuzsprünge irre zu führen, macht mitten im Laufe einen starken Absprung zur Seite, duckt sich wie ein Hase nieder und läßt die ganze Meute seiner aufgehetzten, bellenden Feinde vorüberziehen. Die Jungen verbirgt das Reh im Gestrüpp und zeigt sich lieber selbst dem Jäger, um die Feinde von ihnen abzulenken; doch bald kehrt es auf weiten Umwegen unversehrt zu denselben zurück. Wenn ihm der Wind entgegenkommt, wittert es den Menschen auf dreihundert Schritte. Stößt dem Rehbock etwas unvermutet auf, so stutzt er im ersten Augenblick, ist dann aber blitzschnell davon und warnt die Seinigen durch ein Pfeifen, das er dreimal wiederholt, und das weithin schallt. Jung aufgezogen, sind die Rehe allerliebste Geschöpfe, allein die Böcke nur so lange, bis sie ein tüchtiges Gehörn aufgesetzt haben. Dann fühlen sie sich und suchen mit ihrem Geweih zu stoßen. Wunderlich.

106. Die Rettung.

Vom stillen Alpenkloster schied
Im Frost ein Pilger schnell.
Fidel, sein Hündchen, springt voraus
Mit freudigem Gebell.

Er sieht mit Staunen rings um sich
Des Winters Majestät
Und betet still den Schöpfer an,
Indem er thalwärts geht.

Da tönt's wie dumpfer Donnerhall,
Da kracht's und rollt's im Nu,
Und eine Schneelawine deckt
Den Wandrer plötzlich zu.

Sein Hündchen eilt zurück und sucht
Wohl auf und ab die Höh'
Und schnobert nahe seinem Herrn
Und scharrt umsonst im Schnee.

Es fliegt den frommen Mönchen zu,
Es wedelt, winselt dort
Und lockt zu rascher Hilfe sie
Mit Schmeicheleien fort.

Schon weilt es, wo sein lieber Herr
Verschüttet lag, und bellt,

Sie graben nach — er hört's und ruft
Wie aus der Unterwelt.

Sie rasten nicht, sie schaufeln fort
Wohl eine Stunde lang. —
Er ist's, — er tritt aus seinem Grab —
„Ihr Retter, meinen Dank!"

„Nicht wir, mein Freund, dein Retter ist
Der kleine, treue Hund."
Er forscht. Sie thun, was sich begab,
Dem tief Gerührten kund.

„Als ob er uns verstände, hüpft
Dein Hund empor an dir."
Er drückt ihn weinend an sein Herz
Und küßt das kluge Tier.

„Nun hab' ich deinen Wert erkannt,
Du Freund in höchster Not!
Dich lohne steter Überfluß,
Ich denke dein im Tod!"

Joh. Chr. Haug.

† 107. Alles mit Gott.

Mit dem Herrn fang alles an!
Kindlich mufst du ihm vertrauen,
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen.
Sie nur gehn auf sichrer Bahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Mut wird dir dein Helfer senden,
Froh wirst du dein Werk vollenden;
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang alles an!

Hohlfeld.

† 108. Und führe uns nicht in Versuchung.

Im nächsten Städtchen war Jahrmarkt; deshalb waren alle Leute aus dem Dorfe dorthin gezogen, um einzukaufen und lustig zu sein. So war es denn am Abend gar still im Orte; kein Mensch war zu sehen noch zu hören. Der Brunnen, an dem sonst um diese Zeit die Mägde plauderten und lachten, streckte seinen langen Balken neugierig in die Luft, als wollte er fragen: Kommt denn heute niemand her, Wasser zu holen? Unter der großen Linde, wo an andern Abenden die jungen Bursche saßen und ihre Lieder sangen, regte sich heute kein Grashälmchen, und nur oben im Baume pfiff ein Vöglein sein Abendlied.

Allmählich kam die Dämmerung herauf. Es wurde immer dunkler und stiller, und nachdem auch die lustigen Vögel in ihre Nester gekrochen waren, schlüpften die Fledermäuse hervor und schwirrten und huschten durch die Abendluft.

Da kam um die Ecke der Scheune ein Mann. Er schlich leise an der Mauer entlang, wo es am dunkelsten war. Dabei sah er sich scheu nach allen Seiten um, ob auch kein Mensch da wäre, der ihn bemerken könnte. Als er sich nun ganz sicher glaubte, kletterte er auf die Mauer, kroch auf allen Vieren wie eine Katze weiter bis an eine Stelle, wo die Mauer ans Haus stieß, und schwang sich dann in ein Fenster des Hauses hinein, das gerade offen stand.

Der Mann hatte aber böse Dinge im Sinn; denn er war ein Dieb und gedachte, die Leute, die im Hause wohnten, zu bestehlen.

Nachdem er in das Fenster hineingekrochen war, befand er sich in einer leeren Kammer. Dicht daneben war die Wohnstube; eine Thür, die in dieselbe führte, war nicht verschlossen, sondern nur leicht angelehnt.

Der Dieb wußte wohl, daß die Leute ebenfalls auf den Jahrmarkt gegangen waren; doch dachte er, es könne vielleicht zufällig jemand in die Stube gekommen sein. Er legte daher das Ohr an die Thürspalte und horchte.

Drinnen hörte er ein Kind laut sprechen, und wie er durchs Schlüsselloch guckte, sah er im Dämmerschein, daß es ganz allein mit gefalteten Händen in seinem Bettchen saß. — Das Kind betete laut sein Vaterunser. — Schon sann der Mann darüber nach, wie er dennoch seinen Diebstahl am besten ausführen möchte; da hörte er, wie das Kind eben betete: „Und

führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!"

Das ging dem Manne tief zu Herzen, und sein Gewissen erwachte. Er fühlte, wie schwer die Sünde sei, die er eben hatte begehen wollen. Da falteten sich auch seine Hände, und auch er betete inbrünstig für sich: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!" Und der liebe Gott erhörte ihn.

Auf demselben Wege, den er gekommen, schlich er wieder zurück bis in sein Kämmerlein. Dort bereute er von ganzem Herzen sein bisheriges Leben, bat Gott um Verzeihung und dankte ihm für den Schutz, den er ihm durch den Mund eines frommen Kindes hatte angedeihen lassen.

Er ist darauf ein arbeitsamer und ordentlicher Mensch geworden.

Reinick.

† 109. Rätsel.

Ich bin das Nützlichste für dich wohl auf der Erde,
Und dennoch gleicht dem nichts, wie ich gemartert werde;
Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszustehen,
Ich muß durchs Wasser erst und dann durchs Feuer gehen,
Und alles, was man mir nur Hartes angethan,
Beschließt zuletzt mit Graus das Messer und der Zahn.

110. Das Mahl zu Heidelberg.

Von Württemberg und Baden
Die Herren zogen aus;
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus, zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüte
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Ährenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte groß und klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz;
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt;
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten samt dem Troß.

Zuhinterst an der Mauer
Da ragt ein Turm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker, trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Württemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsternis und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
Ans goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag.
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein:
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebricht's?

Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz beschert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sahn verlegen
Den andern jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen,
Doch eines thut ihm not,
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest du das Brot?"

„Wo ich das Brot gelassen?"
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man allerorten
Ins offne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl geduldeu,
Bis ihr besät mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet euern Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brot den rechten Platz!"

G. Schwab.

111. Das Tischgebet.

An der Tafel im Gasthaus zum goldenen Stern
Waren beisammen viel reiche Herrn.
Vor ihnen standen aus Küch' und Keller,
Gar lieblich lockend, die Flaschen und Teller.
Schon safsen sie da in plaudernden Gruppen,
Die Kellner reichten die dampfenden Suppen,
Und mehr noch begannen Gemüs' und Braten
Mit süfsem Wohlgeruch zu laden.
Da kam zur Thüre still herein
Ein Fremder mit seinem Mägdelein.
Sie setzten sich unten am langen Tisch,
Um auch zu kosten von Wein und Fisch.
Oben klirrten die Löffel und Messer,
Klangen die Gläser und scherzten die Esser.
Auf einmal tönt gar hell und fein
Eine Stimme in den Lärm hinein,
Wie wenn von fern ein Glöcklein klingt,
Wie wenn im Wald ein Vogel singt.
Und wie auch der Strom der Rede rauscht,
Still wird es rings, und jeder lauscht:
Der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
Der Kaufmann, der über die Zölle geschmält,
Die Wandrer, die von Abenteuern
Gesprochen und von Ungeheuern,
Die Stutzer, die von Pferd und Wagen
Und Hunden und Moden so gar viel sagen.
Und wie sie schauen nach dem Orte,
Von woher dringen die lieblichen Worte:
Mit gefalteten Händen ein Mägdlein steht
Und spricht sein gewohntes Tischgebet.

Und wie gedrungen von höherem Geist,
Falten auch sie die Hände zumeist
Und horchen alle recht mit Fleiſse
Auf des stammelnden Kindes Weise.
Drauf setzt es sich nieder mit stiller Freude
Und achtet nicht auf all die Leute.
Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
Thaten sich oft noch daran erinnern;
Und mancher hat wieder gebetet fortan,
Was er schon lange nicht mehr gethan.

Güll.

112. Der Elefant.

Dieser Riese der jetzigen Tierwelt gehört der Ordnung der Dickhäuter an. Der asiatische Elefant erreicht eine Höhe von 4,2 — 4,5 Meter; seine beiden Stoßzähne sind länger als der größte Mann, nämlich 2,7 Meter lang, und jeder einzelne ist ebenso schwer als ein ausgewachsener Mensch, nämlich 75 Kilogr. Mit seinem Rüssel zieht er nicht weniger als 75 Kilogr. Wasser auf und schleudert es drei Meter in die Höhe. Wenn das Kamel 600 Kilogr. zu tragen vermag, so nimmt der Elefant 2000 Kilogr. auf seinen gewaltigen Rücken; daß er vormals einen hölzernen Kriegsturm mit Soldaten in die Schlacht trug, ist bekannt. Seine Kraft ist so groß, wie die von 6 Pferden zusammengenommen. Das Gewicht seines Körpers kommt dem von 50 Menschen gleich; denn es erreicht die enorme Zahl von 4000 Kilogr. Das Wunderwerk an dem Elefanten ist sein Rüssel. Derselbe ist eine verlängerte Nase, ein doppelter Schlauch, welcher sich äußerlich in den Nasenhöhlen fortsetzt und innerlich mit einer faserigen und sehnigen Haut bekleidet ist, um welche herum Tausende von kleinen Muskeln liegen, die in einander geschlungen und so angelegt sind, daß sich der Rüssel verlängern, verkürzen und nach allen Richtungen biegen kann. Der Elefant kann seinen Rüssel, der 2,1—2,4 Meter lang wird, bis auf 0,6 Meter einziehen; er besitzt in ihm eine solche Kraft, daß er nicht bloß einen Menschen, sondern den stärksten Tiger augenblicklich zu Boden schlägt, Bäume ausreißt und ein Gewicht von 100 Kilogr. mit Leichtigkeit vom Boden hebt. Wie der Ochs seine Hörner, der Löwe seine Tatzen, so hat der Elefant seinen Rüssel als furchtbare Waffe bekommen. Zugleich ist dieser starke Arm wieder die zarteste, feinste Hand, fähig, die kleinsten Geldstücke von der

Erde aufzuheben, Knoten zu lösen, Thürschlüssel zu drehen und Blumen zu pflücken; denn der Rüssel endigt in eine fingerähnliche Spitze, die noch biegsamer ist als der menschliche Finger und eben so fein zu tasten versteht als dieser; ja noch mehr, dieser Finger kann auch riechen; denn in der Mitte ist eine Öffnung, auf deren Grunde man die beiden Nasenlöcher sieht, so daß man mit Recht zu sagen pflegt, der Elefant habe seine Nase in der Hand. Der Rüssel, dieses bewunderungswürdige Meisterstück der Natur, hebt den Elefanten weit über seine Verwandten: das unbändige Nashorn, das stumpfe Flußpferd, das rohe Schwein.

Die vier Füße des Elefanten stehen wie vier dicke, mächtige Säulen, auf denen das schwere Gebäude des Riesenleibes ruht. Das Maul liegt so tief im untern Teile des Kopfes, daß es ein Teil der Brust zu sein scheint. Der Elefant würde sich vergebens anstrengen, damit auf die Erde zu reichen, um sein Futter zu ergreifen; denn der Hals, auf welchem der Kopf sitzt, ist so kurz, steif und dick, daß er sich gar nicht biegen läßt. Der Rüssel aber pflückt das Gras, wie er das Laub von den Bäumen reißt; er schöpft das Wasser und spritzt es in den Mund. Sind die Elefanten heiß und durstig, so ziehen sie Wasser in den Rüssel und bespritzen alle Teile ihres Körpers damit. Setzen sich Insekten in die Falten und weicheren Stellen der Haut, so ziehen sie wohl letztere zusammen, um die Fliegen zu erdrücken, schlagen dann mit dem Schwanze, den Ohren und dem Rüssel nach ihnen; wird die Plage ärger, so brechen sie mit dem Rüssel Zweige von den Bäumen, um die lästigen Gäste zu verjagen, oder sie sammeln Staub und Sand in den Rüssel und bedecken die empfindlichen Stellen damit. Vermöge seiner hohen Beine kann der Elefant doch seine große, plumpe Masse sehr schnell fortbewegen, so daß sein gewöhnlicher Gang dem Trabe des Pferdes gleichkommt, sein Trab aber noch schneller ist als der Galopp des schnellsten Pferdes. Er ist auch ein sehr guter Schwimmer und trägt große Lasten glücklich über einen Strom, wobei er, um Luft zu schöpfen, seinen Rüssel in die Höhe hält.

Der Elefant lebt in der heißen Zone Asiens und Afrikas, in schattigen Wäldern, gesellig, oft in großen Herden beisammen; in Afrika ist er noch viel häufiger als in Asien. Seine Rudel stürmen dort kühn über die Negerdörfer weg und machen, gleich einer unwiderstehlichen Windsbraut, alles dem Boden gleich. Zum Einfangen und Zähmen des Tieres zeigt der Neger weder Fähigkeit, noch Lust; er ist gerade klug genug, um dem Koloß

auf seinem Pfade tiefe Löcher zu graben und dem Erschlagenen die Stoßzähne auszubrechen und den Schwanz abzuschneiden. Der letztere mit seinen stachlichten Haaren wird von den Eingebornen als Schmuck hochgeschätzt. Auch von dem Fleische schneiden sie erkleckliche Stücke zum Schmause ab. Die Zähne aber sind eines von den drei Gütern, welche die Fremden von jeher von den Küsten des Erdteils abholen, in dessen innere Länder sie früher nicht zu dringen wagten: Gold, Elfenbein und leider — Sklaven.

Die größten, schönsten und gescheidesten Elefanten sollen in Hinterindien und auf Ceylon leben. Auf dieser Insel, wo die Natur ihr reiches Füllhorn ausgeschüttet hat, wo die Rinden einiger Bäume kostbares Gewürz sind und die majestätischen Palmen himmelhoch aufstreben, da gelangt auch das größte Landtier zu seiner ganzen Macht und Pracht. Eine Elefantenjagd gehört zu den großartigsten Schauspielen. Es gibt nur zwei Stellen, wo ein Schuß, selbst aus der Entfernung von 1,2—1,5 Meter, augenblicklich tötet, nämlich vor dem Ohr neben dem Auge, oder, wenn der Elefant von vorne auf den Jäger losstürzt, dicht über der Wurzel des Rüssels; alle andern Wunden dienen nur dazu, ihn wütend zu machen. Es ist also die Elefantenjagd ein sehr gefährliches Vergnügen.

Um die Elefanten behufs der Zähmung einzufangen, sucht man in den Wäldern einen passenden Platz aus, ebnet die Stelle gehörig, gräbt einen Wasserbehälter und umgibt das Ganze mit einem festen Zaune. Da hinein werden die wilden Elefanten getrieben und ihnen zahme nachgeschickt, die sich als Schließer, Gefangenwärter und Zuchtmeister ganz ausgezeichnet benehmen und schlau zu ihren bis dahin freien Brüdern sich gesellen, um ihnen die Anfangsgründe menschlicher Kultur beizubringen. Die Gefangenen werden, nachdem man ihnen um Hals und Beine starke Stricke geschlungen, an starke Bäume angeknüpft. Will sich der wilde Bruder nicht lenken lassen, so eilen die wohlgezogenen Geschwister herbei, fallen über ihn her, stoßen und prügeln ihn so lange mit ihren Rüsseln, bis sie ihn völlig ruhig und nachgiebig gemacht haben. So wird dieser Riese der Tiere ein gehorsamer Diener des Menschen und zwar das folgsamste, sanfteste Geschöpf von der Welt, das auf die Stimme seines Herrn hört, aufmerksamer und klüger als mancher Hund, das den leisesten Ton zu unterscheiden weiß, das die Wünsche und Gedanken des Menschen schon von fern versteht, oft noch, bevor sie ausgesprochen sind, das seinem Wärter mit der wärmsten Liebe zugethan ist und ihn

sogar liebkost. Der Elefant ist Reitpferd, Lasttier, Zugvieh, Handarbeiter, Packknecht, Hirt, Jäger, Schauspieler und bei den Indiern selbst ein Halbgott geworden. Der Elefant nimmt mit Leichtigkeit sechs Menschen auf seinen Rücken, die sich dort bequem auf einem Tragsessel niederlassen. Eine Kanone, die sechs Pferde kaum fortbringen würden, zieht er ohne Mühe auf dem schlechtesten Wege fort. Er trägt und fährt nicht bloß die Lasten, sondern er hilft sie selber sich aufladen, indem er niederkniet wie das Kamel und dann mit dem Rüssel die Waren auf den Rücken hebt. Er trägt Tonnen, Säcke und Ballen nicht bloß auf dem Rücken, sondern auch auf dem Halse, auf seinen Hauern und selbst im Maule, indem man ihm das Ende eines Seiles reicht, das er mit den Zähnen festhält. Dabei ist er so behutsam und vorsichtig, daß er niemals etwas beschädigt, was man ihm anvertraut und in Verwahrung gegeben hat. Vor dem Gebrauch des Feuergewehrs war der Elefant auch ein gewaltiger Krieger, von dessen Rücken Soldaten aus hölzernen Türmen ihre Geschosse schleuderten.

Der Elefant gehört mit vollem Recht zu den wahrhaft vornehmen und edlen Tieren. In der langen Reihe der Tiergeschlechter ist er vom Schöpfer auf die oberste Stufe gestellt. Der plumpe Koloß ist das gewandteste, fein gebildetste, vollkommenste Tier. Er liebt den Wohlgeruch der Blumen. Wenn er satt ist, pflückt er sich auf der Wiese die schönsten, wohlriechendsten Blumen, ordnet sie zu einem Strauße und zieht den Duft durch die Nase ein. An der Musik bezeigt er das größte Gefallen. Sein kluges Auge ist für schöne Formen und Farben sehr empfänglich und findet großes Vergnügen an kostbaren Teppichen und sonstigem Zierat. Der Elefant ist ein großer Liebhaber geistiger Getränke; eine Flasche Wein oder Arak geht ihm über alles.

So sanft und zahm der Elefant bei wohlwollender Behandlung ist, so furchtbar wird er, wenn er betrogen oder mißhandelt wird. Ist ihm eine Beleidigung widerfahren, oder hält er seine Würde für verletzt, so muß gewöhnlich der arme Kornak, sein Führer, schwer dafür büßen. Ist aber die Wut vorüber, so schämt sich das Tier seiner Übereilung und möchte sie gerne wieder gutmachen. In Indien hatte sich ein gereizter Elefant losgerissen, der Kornak trat ihm in den Weg; allein von seiner Wut überwältigt, tötete er den Unglücklichen, dem er sonst mit der größten Liebe zugethan war. Die Frau, durch den Tumult

aufgeschreckt, eilte mit ihren Kindern herbei, und als sie sah, was geschehen war, warf sie ihren ältesten Knaben vor die Füße des rasenden Tieres mit den Worten: „Hast du den Vater getötet, so töte nun auch den Sohn!“ Der Elefant kam plötzlich zur Besinnung, hob den Knaben sanft mit seinem Rüssel sich auf den Rücken, kehrte ruhig in den Stall zurück und litt nie einen andern Kornak als diesen. Aus Bumüller und Schuster.

† 113. Der Elefant und der Schneider.

Ein Elefant, ein gar gemütlich Tier,
Sieht täglich, wenn er geht durch ein Quartier
Der Stadt, bei einem muntern Schneiderlein
Durchs offne Fenster keck hinein.
Da faßt der Schneider eines Tags den frechen
Entschluß, den Elefanten derb zu stechen
In seines Rüssels Spitze, die er dreist
Ihm täglich durch das offne Fenster weist.
Das nimmt jedoch das Tier sehr krumm und denkt:
„Die Rache ist dem Schneider nicht geschenkt!“
Und geht darauf zur Tränke wild und toll
Und säuft — und füllt sich dann den Rüssel voll.
Dann kehret es, mit Ruhe in dem Blick,
Durch selb'ge Straße nach dem Stall zurück
Und setzet, als es kommt zum Rockverfasser,
Das ganze kleine Stübchen unter Wasser,
So daß vor Schreck der Schneider niedersinkt
Und fast in seinem Zimmerchen ertrinkt.
Der Elefant jedoch ist hoch erfreut
Und spricht: „Freund, merke dir für alle Zeit:
Soll dich im Leben keine Rache schrecken,
Mußt du auf plumpe Art nie andre necken.“

Erdm. Stiller.

114. Die gemäßigten Zonen.

Die beiden gemäßigten Zonen umfassen mehr als die Hälfte der gesamten Erdoberfläche. Zur nördlichen gemäßigten Zone gehört das nördliche Afrika, ferner ganz Europa mit Ausnahme des nördlichsten Teiles, Asien und Nordamerika mit Aus-

nahme der südlichen und der nördlichsten Teile. Die südliche gemäßigte Zone umfaßt den größten Teil von Neuholland und die südlichsten Teile Afrikas und Südamerikas.

Die gemäßigten Zonen sind die Heimat der Getreidearten, welche den Bewohnern die wichtigsten Nahrungsmittel bieten. An den Abhängen der Berge wird Wein gebaut; südlicher reifen die nützlichen Früchte des Olivenbaums. In den Gegenden, die der heißen Zone zunächst liegen, ist die Cypresse der vorherrschende Waldbaum; nördlicher gibt es Zitronen-, Orangen- und Kastanienwälder, dann Eichen-, Buchen- und Birkenwälder, endlich Nadelholzwaldungen. Die Obstbäume sind allgemein verbreitet. Die saftreichen Früchte, wie die Apfelsinen, Feigen und Granatäpfel, gedeihen in den Nachbarländern der tropischen Zone, nördlicher: Kirschen, Pflaumen, Birnen und Äpfel. Nahrhafte Kräuter entsprießen überall den feuchten Wiesen, und Tausende von schöngefärbten Blumen zieren die gesegneten Fluren.

Geringer an Zahl, aber auch weniger wild sind die Tiere in den gemäßigten Zonen als in den heißen. Auf den europäischen Hochgebirgen lebt die flüchtige Gemse in zahlreichen Herden; auch der kräftige Steinbock wird noch hier und da gefunden. Überall ist der Stier verbreitet; im westlichen Amerika lebt der Bison oder amerikanische Auerochse in Rudeln von mehreren Tausenden; auf der Südspitze Afrikas weiden die großen Rinderherden der Kaffern, und in den fruchtbaren Niederungen Europas, wie auf den grasreichen Hochebenen seiner Gebirge ist die Rindviehzucht allgemein zu Hause. Die Schafzucht wird selbst noch in den kräuterarmen Gegenden an den Ufern der Nordsee mit Erfolg betrieben. Das Pferd ist das allbekannte Haustier der gemäßigten Zonen. Der Wolf, der Bär, der Luchs sind die wichtigsten Raubtiere; doch von Jahr zu Jahr vermindert sich ihre Zahl, je weiter nach allen Seiten hin der Anbau vordringt. Das schüchterne Reh, der schlaue Fuchs, der stolze Hirsch und der furchtsame Hase sind die Bewohner der Wälder und Holzungen, selbst noch in der Nähe menschlicher Wohnungen. Nur der Biber flieht die Nachbarschaft der Menschen; in Labrador, in Kanada und anderen wenig bevölkerten Ländern führt er seine kunstreichen Baue aus. Ebenso leben in den Waldungen Nordamerikas Scharen von Eichhörnchen, Mardern, Dachsen, Füchsen und Fischottern, denen die Pelzjäger nachstellen. Auf den unzugänglichen Felsspitzen der höchsten Gebirge horsten Adler und Geier. Unter ihnen ist der Lämmergeier der größte; mit Blitzes-

schnelle stürzt er auf seine Beute nieder und trägt sie davon; selbst Gemsen und Schafe faßt er mit seinen mächtigen Fängen. In den Wipfeln der höchsten Waldbäume nistet das Geschlecht der Falken. Habicht und Sperber, die bei uns gewöhnlichsten Raubvögel, rauben manche Taube und kleinere Vögel; doch verschmähen sie auch im Notfalle Frösche und Insekten nicht. Gespensterhaft stiert mit ihren feuerroten Augen aus hohlen Bäumen die große Ohreule (der Uhu), die wie alle ihres Geschlechts das Tageslicht scheut und nur nachts hervorkommt, um ihren Raub zu fangen. Einer der stattlichsten Vögel ist der in den Wäldern Nordamerikas wild lebende Truthahn. Dort, in ihrer Heimat, strahlen die laut kollernden Vögel in herrlicher Farbenpracht. Ein glänzendes Bronze, in Blau, Violett und Grün hinüberspielend, bildet die Grundfarbe ihres Gefieders. Ebendaselbst durchziehen unabsehbare Schwärme der Wandertaube die Lüfte, so daß oft das Tageslicht verdunkelt wird, wenn sie, einer Wolke gleich, vorüberschweben. Unzählig sind ferner die Schwimm- und Sumpfvögel in den gemäßigten Zonen. Wer kennt nicht Gans und Ente und den langgeschnäbelten Storch, den treuen Bewohner unserer Dächer! Das Geschlecht der Möven, der wilden Schwäne, Gänse und Enten bevölkert in zahlreichen Arten die einsamen Küstendünen und Inselufer Europas. Lieblich ertönen unsere heimischen Wälder und Holzungen vom Gesange der Nachtigallen, Finken und Meisen, hallen wieder vom Hämmern der Spechte und vom Rufe des Kuckucks; prächtig glänzt das Gefieder des schönen Pirols durch die Büsche. — Von den Amphibien gehören die Flußschildkröte und mehrere kleine Schlangenarten unseren Gegenden an, sowie der Frosch, die behende Eidechse und der bunte Salamander in den Sümpfen und feuchten Felsenklüften. — Meer und Flüsse liefern die bekannten schmackhaften Fische: Lachse, Hechte, Aale, Störe u. a. m. — In unseren Gärten, auf Äckern und Wiesen schwärmt das zahllose Heer der Insekten; unter den Schmetterlingen sind einige an Farbenpracht denen der tropischen Zone ähnlich, wie das Pfauenauge, der Totenkopf, der Trauermantel, der Nachtfalter. Im Grase zirpen die Grillen, an den buschigen Ufern der Bäche schweben die zarten Wasserjungfern, und der Regen lockt den Regenwurm aus dem Boden hervor. Aus Wetzel.

115. Reine Luft.

Als vor ungefähr hundert Jahren ein bengalischer Nabob mit den in Kalkutta ansässigen Engländern in Streit geriet,

ließ er 146 derselben in ein Gefängnis legen, das durch die entsetzliche Bezeichnung „schwarzes Loch" allgemein bekannt war. Der Raum maß ungefähr 5 Meter im Quadrat und besaß nur enge Luftlöcher.

Die Gefangenen wurden mit gezogenen Schwertern hineingetrieben und die Thüre sofort hinter ihnen geschlossen. Unbeschreiblich waren die Schrecknisse jener Nacht, wie sie die wenigen Überlebenden schilderten. Die Unglücklichen schrieen laut um Erbarmen und suchten, die Thür gewaltsam einzudrücken, — doch vergebens! Sie erhielten zur Antwort, man könne nichts thun ohne den Befehl des Nabob, dieser aber schlafe und dürfe nicht geweckt werden.

Da steigerte sich die Verzweiflung der Gefangenen zum Wahnsinn. Sie warfen einander zu Boden, sie kämpften um einen Platz an den Fenstern. Ihre Qualen steigerten sich; sie rangen, sie tobten und flehten die Wache an, auf sie zu schießen. Doch diese hielt Lichter an die vergitterten Fenster und verlachte laut ihre Opfer. Allmählich legte sich der Tumult; man hörte nur noch ein leises Stöhnen und Wehklagen.

Der Tag graute, der Nabob erwachte und ließ die Thür öffnen; es dauerte eine ganze Weile, bis die Soldaten den Überlebenden Bahn machen konnten, indem sie auf beiden Seiten die Leichen auf einander häuften. Dreiundzwanzig hohlwangige, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Männer wankten aus dem Leichenhause; die 123 Toten wurden sofort in eine Grube verscharrt.

Nun bleibt die Thatsache diese, daß jene Männer, wenn auch das Klima und die große Hitze Indiens ihre Qualen steigerten, dennoch an schlechter Luft starben.

Das Atmen besteht bekanntlich darin, daß unsere Lungen blasebalgartig Luft ausströmen und einziehen. Die Luft, welche wir einziehen, ist gute, frische Luft, die ausgeströmte ist schlechte, unreine. Einen Teil derselben haben die Lungen zurückbehalten und mit dem Blute vermischt. Wenn wir einen Menschen in einen Kasten einsperren, wo keine frische Luft ihn erreichen kann, so muß er dieselbe Luft immer und immer wieder einatmen. Nach und nach werden alle guten Bestandteile der Luft verbraucht, und es bleiben nur die schlechten zurück; der Mensch muß sterben wie jene Unglücklichen in Kalkutta.

Wo nun verschiedene Menschen schlafen, reicht die Luft für die Dauer der Nacht auch nicht aus; sie sind also genötigt, dieselbe Luft immer und immer wieder einzuatmen, so daß diese

bis zum Morgen ganz untauglich für die Lungen ist. Die Erwachenden erheben sich dann müde und angegriffen, anstatt erfrischt und gestärkt, wie das sein sollte. Ein kräftiger Mann merkt das wohl nicht; doch schwächliche Frauen und namentlich Kinder leiden darunter, ohne sich davon Rechenschaft zu geben. Wie oft hört man die Klage: „Ich stehe ebenso müde auf, wie ich mich hinlegte!" — Oft mag der Grund dafür der sein, daß die Lungen eine ungenießbare Luft eingeatmet haben. Und wenn nicht, gottlob, Thüren und Fenster meist so schlecht schlössen, so stände es hiermit noch schlimmer. Freilich gewöhnt man sich an die schlechte Luft und bemerkt sie kaum, so lange man selbst darin steckt, doch vermindert das ihre Schädlichkeit nicht. Wenn man aus einem ungelüfteten Schlafzimmer ins Freie tritt und dann wieder zu demselben zurückkehrt, da merkt man erst, wie schlecht die Atmosphäre ist. Reines Wasser, reine Luft, reine Haut, das sind die Hauptbedingungen einer guten Gesundheit.

Da wir die schlechte Luft nicht sehen können, so ist es schwer, uns klar zu machen, wie verderblich sie ist; allein jene „unsichtbare Luft" kann einem Menschen eben so sicher den Todesstoß geben, als versetzte man ihm einen Schlag auf den Kopf oder einen Messerstich ins Herz. Die entsetzlichen Unglücksfälle sind uns allen bekannt, welche wiederholt vorkommen, weil man leider noch so häufig die Unvorsichtigkeit begeht, das Ofenrohr zu einer Zeit zu schließen, wo die Glut im Ofen noch nicht gehörig ausgebrannt ist. Es entwickelt sich das sehr schädliche Kohlengas, dessen Gegenwart sich für den Augenblick nur wenig bemerklich macht. Schlafen Menschen in einem solchen Zimmer, so findet man sie erstickt in ihren Betten. Viele Menschen haben schon beim Graben oder Reinigen von Brunnen ihr Leben verloren, indem sie eine mit einer großen Menge Kohlensäure vermischte Luft einatmeten, wie solche bisweilen dem Innern der Erde entströmt. Dieselbe Kohlensäure kommt auch in Kellern und Brauereien vor, wo Flüssigkeiten in Gärung begriffen sind, und die Luft kann an solchen Punkten so giftig werden, daß Menschen, welche hineinkommen, auf der Stelle tot niederstürzen. Aus solchen Beispielen erkennt man, daß böse Luft kein bloßes Spiel der Phantasie ist.

Es ist ferner erwiesen, daß Cholera, Scharlach, Typhus und die Blattern hauptsächlich von dem Mangel an frischer Luft und von den Ausdünstungen schlechter Senken, Kloaken und

sonstigen Unrats herrühren. Gott hat die frische, reine Luft, ohne welche wir nicht atmen können, zur „Alltagsluft" gemacht, zu dem allergewöhnlichsten und erreichbarsten Element, zu welchem Reiche und Arme Zugang haben, wenn sie es nur wollen. Es erfordert nur ein wenig Nachdenken, um jeden Raum, den wir bewohnen, der Luft zugänglich zu machen. Wie es nun als ein schreiendes Unrecht erscheint, unsere Kinder verhungern zu lassen, so sollte es uns erst recht zur heiligen Pflicht werden, ihnen, sowie allen Hausbewohnern, das allernötigste Lebensbedürfnis, frische Luft, nicht vorzuenthalten. Um die Luft in einem Zimmer rein und gesund zu erhalten, ist es durchaus nötig, dasselbe fleißig zu lüften. Durch Räucherungen läßt sich die Erneuerung der Luft niemals ersetzen; wohl aber ist das Aufstellen von Blattpflanzen für das Atmen von Vorteil. Am besten wirkt die Herstellung von Luftzug. In der Nacht, bei Ruhe im Schlafe, nimmt das Blut mehr Sauerstoff auf als am Tage bei Bewegung und Thätigkeit. Es ist also ganz besonders in den Schlafzimmern auf gute, reine Luft zu halten. Deshalb sollte des Morgens beim Aufstehen das erste sein, die Fenster des Schlafraumes weit zu öffnen. Auch sollte man die Betten und Bettücher einem gründlichen Luftdurchzug unterwerfen, ehe man das Bett macht. Solche kleine Gesundheitsregeln dienen mehr zur Erhaltung des Wohlbefindens und des Lebens als weitgepriesene Mittel. Mit Herzbewegung und Entsetzen lesen wir von Tausenden, welche der Krieg dahingemäht; allein unbeachtet fallen uns zur Rechten und zur Linken die Opfer der vielen unerklärlichen Krankheiten, deren Ursprung man in zahllosen Fällen auf die mangelhafte Speisung der Lungen zurückführen kann, auf das „schwarze Loch" unserer Schlafzimmer.

Nach dem Daheim.

116. Von der Elektricität und dem Gewitter.

Wenn ich eine Siegellackstange mit einem Stück Wollenzeug reibe und dann über Papierschnitzelchen, Flaumfedern oder Sägespäne halte, die auf dem Tische liegen, so fliegen diese kleinen Körper rasch an die Siegellackstange, werden von ihr abgestoßen, fliegen wieder an, fallen von neuem ab, und so geht es fort, bis diese geheimnisvolle Kraft im Siegellack geschwächt worden ist und man die Stange wieder reiben muß, um die Erscheinung abermals zu bewirken. Dasselbe wird erfolgen, wenn ich Glas, Harz oder Bernstein reibe. Mache ich solche Versuche im Dunkeln,

so bemerke ich beim Reiben einen Lichtschein um die Siegellackstange herum. Wäre die Oberfläche derselben groß genug, und würde sie sehr stark gerieben, so würde, wenn ich meinen Fingerknöchel ihr näherte, ein kleiner Funke knisternd aus ihr hervorspringen und ich in meinem Knöchel ein leises Stechen empfinden. Fahre ich mit dem geriebenen Siegellack nahe am Gesichte hin, so entsteht ein Gefühl, als wenn Spinngewebe an die Haut geflogen wären; zugleich nehme ich einen besonderen Geruch wahr. Die Kraft, durch welche die Körper im stande sind, solche Erscheinungen hervorzubringen, nennt man Elektricität. Diesen Namen hat man vom Bernstein abgeleitet, welcher griechisch Elektron heißt, und an dem schon die Alten jene Wirkungen entdeckt haben sollen.

Auch in der Luft ist Elektricität verbreitet, einmal mehr, einmal weniger. Man nimmt an, daß besonders durch Wasserverdunstung die Luft in elektrischen Zustand versetzt werde. Ist nun die Luft hier und dort mit Elektricität überfüllt, so suchen die einzelnen Luftschichten oder Wolken sich dieselbe mitzuteilen und dadurch die Elektricität auszugleichen. Dabei fährt ein gewaltiger elektrischer Funke aus der einen Wolke in die andere oder auch zur Erde hernieder; und das ist der Blitz. Durch seinen hellen Glanz bringt er das starke Leuchten hervor, und dadurch, daß die Luft von dem durch sie hindurchfahrenden Blitz plötzlich zerrissen wird und eben so plötzlich hinter ihm sich wieder vereinigt, wird der Donner erzeugt. Das länger dauernde Hin- und Herrollen des Donners entsteht durch das zwischen den Wolken gebildete vielfache Echo.

Den Blitz sehen wir jederzeit früher, als wir den Donner hören; denn das Licht macht seinen Weg mit viel größerer Schnelligkeit als der Schall. Das Licht durchläuft nämlich über 300 000 Kilometer in einer Sekunde, während der Schall in der gleichen Zeit nur ungefähr 340 Meter zurücklegt. Je längere Zeit daher zwischen dem Blitz und Donner vergeht, desto entfernter ist das Gewitter. Zählt man die Sekunden — Pulsschläge — zwischen Blitz und Donner, so kann man die Entfernung des Gewitters annähernd berechnen. Im allgemeinen nimmt man an, daß für jede Meile Entfernung der Gewitterwolke ungefähr 20 Sekunden Zeit zwischen dem Blitz und dem Hörbarwerden des Donners gerechnet werden dürfen.

Folgt der Donner unmittelbar nach dem Blitz, so ist das Gewitter sehr nahe; wenn es dagegen weit entfernt ist, so reicht

der Donner nicht bis zu unserm Ohr, und wir können nur den Blitz oder dessen Widerschein am Himmel sehen, was man Wetterleuchten, Himmelskühlen nennt.

Der Blitz schlägt gern in Türme, hohe Gebäude und Bäume ein; es ist daher immer gefährlich, während des Gewitters unter Bäumen Schutz zu suchen.

Das beste Mittel, Blitze unschädlich zu machen, ist der Blitzableiter. Derselbe besteht aus einer langen, eisernen Stange, die auf der höchsten Spitze eines Gebäudes senkrecht befestigt ist. Von der Stange laufen stark um einander gewundene Metalldrähte an dem Gebäude herab und verlieren sich mehrere Schuh tief in der Erde. Das oberste Ende der Stange soll spitzig und blank und die ganze Leitung darf an keiner Stelle unterbrochen sein. Wenn nun ein Gewitter darüber hinweggeht und der Blitz in den Blitzableiter einschlägt, so verfolgt er seinen Weg durch die Leitung in die Erde hinab, und der Bau bleibt unbeschädigt.

Solcreder.

117. Rätsel.

Unter allen Schlangen ist eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.
Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roſs.
Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloſs, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch lockt sie an.
Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.
Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer;
Wie's tötet, ist es tot!

Schiller.

118. Gewitter.

Ihr Kinder, kommt herein vom Spiel,
Die Lüfte wehn so dumpf und schwül,
Die Wolken stehn so schwarz zu Hauf,
Ein schwer Gewitter zieht herauf, —
Behüt uns Gott in Gnaden!
Schauet, schon kommen die Winde geflogen,
Himmelan wirbelt erstickender Staub,
Pappeln erbrausen, vom Sturme gebogen,
Silbern erzittert das rauschende Laub;

Dampfend noch in die geöffnete Scheuer
Ziehen die Rosse das duftende Heu,
Und in dem Neste am Giebelgemäuer
Duckt sich das Vögelein schweigend und scheu.
Ihr Kinder, duckt euch nicht so scheu,
Seid unverzagt, kommt all herbei,
Ein treues Vaterauge wacht
Auch über schwarzer Wolkennacht, —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

Sehet, wie schaurig die Lüfte sich schwärzen,
Mittag verkehrt sich in dämmernde Nacht;
Stille wird's draufsen, es klopfen die Herzen,
Mächtige Tropfen schon melden sich sacht.
Plötzlich ein Blitz, der mit feuriger Lohe
Blendet das Aug' und erhellt das Gemach,
Und durch das Himmelsgewölbe, das hohe,
Rollet der Donner mit dumpfem Gekrach!
Ihr Kinder, fleht zum starken Gott:
Erbarme dich, Herr Zebaoth,
In Donnerhall und Blitzesschein
Vertrauen dir die Kindlein dein, —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

Habt ihr die feurige Schlange gesehen?
Hört ihr den plötzlichen, schmetternden Streich?
Ist in der Stadt wo ein Unglück geschehen?
Wimmert vom Turme das Glöckchen sogleich? —
Nein, es ist stille; auf feurigem Wagen
Fuhr uns im Wetter Jehova vorbei;
Aber nicht wollt' er mit Jammer uns schlagen;
Denn er ist gnädig, barmherzig und treu.
Ihr Kinder, fleht im Blitzeslicht:
Herr, geh mit uns nicht ins Gericht,
Mit Wetterschlag und Feuersnot
Verschon, verschon uns, lieber Gott, —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

Wo jetzt im Feld sich ein Wandrer noch eilet,
Fern auf der Heide noch hütet ein Hirt,
Unter dem Baum sich ein Mäher verweilet,
Weinend im Wald sich ein Kind hat verirrt,
Lafst uns der Fernen, Verlassenen, Armen
Betend gedenken im sichern Gemach,

Schütze der Herr sie mit mildem Erbarmen
Unterm unendlichen himmlischen Dach!
Ihr Kinder, ruft zur Himmelshöh':
Du Herrscher über Land und See,
Den Pilger schütz in Sturmesnot,
Auf wildem Meer das schwanke Boot, —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!
Siehe, nun stürzen die himmlischen Quellen,
Strömend ergiefsen die Wolken den Schofs!
Dächer, sie traufen, und Bäche, sie schwellen,
Alle die Schleusen des Himmels sind los;
Dämmernd verschwindet im düsteren Regen
Himmel und Erde, die weite Natur;
Aber den süfsen, befruchtenden Segen,
Durstig verschluckt ihn die lechzende Flur.
Ihr Kinder, lobt den Herrn der Welt,
Er tränkt die Flur, er labt das Feld,
Er schmückt das Blümlein, speist den Wurm
Und segnet auch im Wettersturm; —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!
Milder schon fallen die silbernen Tropfen,
Munter schon zwitschert ein Sperling vom Dach;
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen,
All das verschüchterte Leben wird wach;
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,
Murrt noch der Donner, ein fliehender Leu;
Aber am Himmel der leuchtende Bogen
Kündet's der Erde: der Herr ist getreu!
Ihr Kinder, auf, hinaus ins Feld!
Wie weht's und duftet's durch die Welt!
Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur!
Hab Dank, o Herr der Kreatur! —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

K. Gerok.

†119. Der kleine Friedensbote.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe, und wenn der Bäcker in seinem großen Obstgarten an die Stelle eines ausgedienten Invaliden einen Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine schöne Baumschule und hob den

schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume oder einen Apfel oder eine Birne oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. — Zu Ostern, zu Martini und am heiligen Abend kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer mit einem großen Korbe zu den Nachbarsleuten hinüber und teilte unter die kleinen Paten aus, was ihr der Hase oder der gute Märtel oder gar das Christkindlein selbst unter die schneeweiße Serviette gelegt hatte. — Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Weiber, und man brauchte keine Zigeunerin zu sein, um aus dem Satze in ihren Kaffeeschalen zu prophezeien, daß sie einander immer gut bleiben würden. Aber jeder ihrer Männer hatte einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen, braunen Feldmann und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Spitz. Beide meinten, die besten und schönsten Tiere in ihrem Geschlechte zu haben. Da geschah es denn eines Tages, daß der Spitz ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit entzwei gebissenem Genicke vor ihm, und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon. Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dem Besitzer desselben durch das Fenster mitten auf den Tisch, an dem er gerade die Zeitung las. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar in der weißen Schürze und mit aufgestülpten Hemdärmeln blieb nichts schuldig, und Kinder und Leute liefen zusammen. Der Bäcker verließ zwar den Kampfplatz zuerst, aber nur, um seinen Nachbarn bei Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorne der beiden Männer unter, und bald darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, den totgebissenen Spitz mit einem Reichsthaler zu büßen. Der Bäcker mußte den zertrümmerten Fensterflügel und das Loch in der Zeitung nicht viel geringer bezahlen und sich mit seinem Gegner in die erwachsenen Gerichtskosten teilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Kluft befestigt. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche,

so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts; saß der Bäcker im Posthause außen in der Stube zum Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im Nebenzimmer. Für den an dem Zerwürfnisse ganz schuldlosen Teil aber, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Osterhase, noch der gute Märtel, noch das Christkind mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Frau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Weck zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen! Ich hole das Brot." Dann wandte er sich in seiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und sagte: „Heute aber lauf' ich nicht lange herum, und wenn es beim Thorbäcker kein Brot gibt, geh' ich wieder einmal zu dem Herrn Paten hinüber." Der Gerber, der vielleicht die anklopfende Gnadenhand des Herrn spürte, sagte nicht ja und nicht nein darauf und ließ den Knaben ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecke schon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thore herein, laut singend, wie es manchmal lebhafte Kinder mit ihren Gedanken zu thun pflegen, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heute geh' ich zum Herrn Paten! heute geh' ich zum Herrn Paten!" Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein — und kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote zurück. Statt des Ölzweigs hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand und rief, über die Schwelle in die Stube hineinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wieder kommen."

Noch an dem nämlichen Abend wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse; am folgenden saßen die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen; am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der sie in den schlimmen drei Jahren oft mit ihren Thränen über den unseligen Zwist den Faden genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten geweckt hatte. Denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet schnell in ein Nervenfieber und aus diesem nach wenigen lichten Augenblicken in den Todesschlummer. — Gott gebe ihm eine fröhliche Auferstehung!

K. Stöber.

120. Der Regenbogen.

Zu den Schönheiten in der Natur, die wir zu gewissen Zeiten wahrnehmen, ist auch der vielfarbige Regenbogen zu rechnen. Er erscheint nur dann, wenn die Sonne uns im Rücken steht und in den Regen vor uns ihre Strahlen fallen läßt. Immer also der Sonne gegenüber erscheint der Regenbogen, des Abends im Osten, des Morgens im Westen. Er zeigt desto hellere Farben, je dunkler die dahinter stehende Wolke ist. Die Hauptfarben des Regenbogens sind: violett, dunkelblau, hellblau, grün, gelb, orange, rot, außerdem aber noch alle Farben, die durch den Übergang von einer zur andern entstehen. Bisweilen zieht sich um den Hauptregenbogen in einiger Entfernung von ihm ein Nebenregenbogen, dessen Farben im Vergleich mit jenem in verkehrter Richtung liegen; seltener entsteht noch ein dritter Regenbogen, dessen Farben wieder so auf einander folgen, wie sie in dem Hauptregenbogen zu sehen sind. Der Nebenregenbogen zeigt uns mattere Farben, und bei dem dritten sind sie am schwächsten. Sie entstehen, ähnlich den Nebensonnen, durch Abspiegelung.

Wenn nicht an allen Stellen eine Wolke regnet, so erblickt man nur da Stücke von einem Regenbogen, wo Regentropfen niederfallen, und diese nennt man Regengallen. Bei großen Wasserfällen, wo viele feine Wassertropfen die Luft erfüllen, sieht man, wenn man ebenfalls die Sonne im Rücken hat, vor sich die schönsten Regenbogen, die das erhabene Schauspiel der Natur, welches ein großer Wasserfall bildet, noch mehr verschönern. Wenn das Meer stürmt und die Wellen in Tropfen aufstieben, dann erzeugen die Sonnenstrahlen oft zwanzig, dreißig Regenbogen zugleich, deren Farben gegen die Sonne gelb und gegen das Meer blaßgrün sind. Das Mondlicht in der Nacht bildet bisweilen auch Regenbogen; die Farben derselben sind aber nur sehr blaß.

Was die Entstehung des Regenbogens betrifft, so beruht dieselbe darauf, daß jeder Sonnenstrahl aus sieben Farben besteht und sich in dieselben zerteilt, wenn er in einem durchsichtigen Körper gebrochen wird. Dieses sieht man schon an einem Glas Wasser, wenn die Sonne darauf scheint, noch deutlicher aber an einem dreiseitig geschliffenen Glase, das man ein Prisma nennt. Läßt man das Sonnenlicht durch ein solches Glas in ein dunkles Zimmer fallen, so zeigen sich dieselben schönen, bunten Farben, die man auch bei dem Regenbogen sieht.

Bormann.

121. Otto I. und Heinrich.

Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang;
Der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang.
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.
Hoch sitzt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
Das Auge scharf wie Blitze, von goldnem Haar umwallt.
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt;
Schon mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.
Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt;
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt.
Es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrotes Banner trug.
Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht;
Vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht.
Es beugen sich die Knie; es beugt sich jedes Herz;
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.
Da öffnen sich die Pforten: es tritt ein Mann herein;
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein.
Er schreitet auf den Kaiser; er wirft sich vor ihm hin;
Die Knie er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.
„O Bruder, meine Fehle, sie lasten schwer auf mir;
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir;
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein;
Vergib, o strenger Kaiser, vergib, du Bruder mein!“
Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt;
Nach dreier Tage Wechsel, da fällt dein sündig Haupt!“
Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise, gleichwie im Totenreich.
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub;
Denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.
Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt;
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand.
Er liest mit lautem Munde der heil'gen Worte Klang,
Daß es in aller Herzen wie Gottes Stimme drang:
„Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so? Genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergib,
Nein, siebenzig mal sieben; das ist dem Vater lieb.“

Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt;
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust.
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht. —
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht. Mühler.

122. Die Kreuzotter.

Diese gefährliche Schlange wohnt fast überall in Deutschland und zwar da, wo sie gute Schlupfwinkel, genügende Nahrung und Sonnenschein findet. Sie lebt in Löchern, welche Mäuse und andere Tiere verlassen haben, und kommt bei warmem Sonnenscheine hervor. Im Winter sind diese Ottern nur ermattet, nicht völlig erstarrt, kommen sogar an wärmeren Tagen aus ihrer Höhle hervor, und nur dann, wenn der Frost sehr stark ist und bis in ihre Wohnung eindringt, erstarren sie ganz und leben nicht wieder auf. Die Farbe dieser Schlangen ist nach dem Alter verschieden; leicht erkennt man sie an einer auf dem Hinterkopfe beginnenden dunklen Zickzacklinie, die über den ganzen Rücken hin bis zur Schwanzspitze läuft und in deren Winkeln jederseits ein kleiner, dunkler Fleck ist. Jede Seite des Unterkiefers und der Gaumen haben kleine Zähne; aber auch auf jeder Seite des Oberkiefers ist ein sehr beweglicher Knochen, auf dem ein langer, sehr feiner Zahn steht, und dieser ist der Giftzahn. Neben ihm steht öfters noch ein zweiter, und hinter ihm stehen auch noch kleinere, die später an seine Stelle rücken. Die Giftzähne sind etwas nach hinten gebogen und mit einer häutigen Scheide umgeben, aus der ihre Spitze hervorragt. Bei geschlossenem Rachen liegt sie nach hinten; sobald das Tier aber den Rachen öffnet, um zu beißen, richtet sie sich nach vorn empor. Der Biß dieser Schlange ist oft so gefährlich, daß der Gebissene in wenigen Stunden davon sterben muß. Doch kommt es sehr darauf an, wie die Schlange beißt; ob die Zähne wirklich tief in die Wunde eingedrungen sind, oder die Haut nur leicht geritzt haben; ob sie mit beiden oder nur mit einem Zahne verwundet hat u. s. w. Nach dem Bisse schwillt die Wunde sogleich auf und wird rot oder blau. Das Aussaugen der Wunde ist vergeblich; dagegen kostet es nicht viel Mühe, sie auszuschneiden, was stets von den besten Folgen ist, sobald es gründlich und schnell geschieht. In Gegenden, wo sich Kreuzottern aufhalten, sich in den Rasen zu legen und zu schlafen oder barfuß zu gehen, ist stets gefährlich.

Reichenbach.

† 123. Der Sperling, genannt Spatz.

Wer hat wohl noch keinen Spatzen gesehen? — Das wäre mir ein merkwürdiger Mensch, so viel er sich auch auf seine Kenntnisse einbilden dürfte. Der Spatz gehört zu den Gassenbuben unter den Vögeln. Er sieht auch gerade so aus. In seinem dicken Kopfe stecken ein Paar frische, freche Augen, denen man sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen bekümmere, und daß es ihm einerlei sei, was man von ihm denke. Von Zucht und Ehrgefühl hat er gar keinen Begriff. Zu diesem dicken Kopfe paßt ganz sein plumper Schnabel und sein freches Geschrei. Er gibt sich nicht die geringste Mühe, anständig zu sprechen, sondern schreit in den Tag hinein, wie es ihm in die Gurgel kommt. — Sein Anzug paßt ganz zu seinem Wesen, und Eitelkeit kann man ihm nicht vorwerfen. Er denkt nicht daran, was er anhat. Gewöhnlich trägt er eine grobe, graue Jacke, auf welcher man nicht leicht Schmutzflecken sehen kann; daher geniert ihn dieselbe auch wenig, und er treibt sich damit auf dem Mist, im Kot, in Lachen und auf den Feldern umher. Händel hat er mit seinen Kameraden alle Augenblicke, und dabei gibt es ein Geschrei, daß man es im ganzen Dorfe hört. — Vor den Menschen hat er nicht die geringste Scheu und Achtung. Er drängt sich überall herbei und macht sein Nest, ohne dich lange um Erlaubnis zu fragen, zwischen den Laden und das Fenster deines Zimmers und blickt frech herein, um zu sehen, womit du dich beschäftigest. — Bei seiner Unverschämtheit treibt er die Schwalbe aus ihrem Neste und pflanzt sich mit seiner Brut hinein, die ebenso unverschämt wird, wie die lieben Eltern sind. Jeder Platz ist ihm zu seinem Neste recht. Ein Palast oder eine Strohhütte, ein herrliches Denkmal von Marmor oder ein alter Topf — was fragt der Spatz darnach! — das ist ihm einerlei! — Und zu dem Baue desselben kann er alles brauchen: alte Lumpen und seidene alte Läppchen, Papierstreifen, kurze und lange Hälmchen, Fäden und Federn, alles weiß er zu benutzen.

Seine Gefräßigkeit ist ein Stück von der Ewigkeit. Wann siehst du den Spatzen nicht fressen? — Was würde ein reicher Müßiggänger für einen solchen Magen geben! Schleckerhaft aber ist er nicht; — er frißt alles, was ihm vor den Schnabel kommt, und verdaut so herrlich und leicht, daß er von der Migräne (Kopfweh) gar keinen Begriff hat. Von Magendrücken, Magensäuren, Leibschmerzen und ängstlichen Gemütsstimmungen weiß er nicht das geringste. — Und sein Schlaf? — Von diesem

will ich nichts sagen; er möchte sonst von manchem darum beneidet werden. — Überall hat er seine Augen, wo es etwas zu fressen oder zu naschen gibt. Hält ein Fuhrmann mit seinen Pferden vor dem Wirtshause, und der Hausknecht bringt den Futtertrog, so ist auch mein Spatz schon da und holt sich seinen Teil Haber oder Brot; mag auch der Fuhrmann darüber schimpfen, wie er will, das stört den Spatzen in seinem Appetite nicht. — Kommt die Köchin mit einem Teller voll Brot, das sie mühsam in zierliche, viereckige Stückchen geschnitten hat, oder mit andern Leckerbissen, um damit ihre lieben Hühner zu füttern, so läßt der Spatz gewiß nicht auf sich warten; er kennt die Zeit genau, in welcher sie in das Hühnerhaus geht. Jagt sie ihn weg, so fliegt er einen Schritt beiseite, und man merkt ihm nicht die geringste Verlegenheit an. Kaum hat sie den Rücken gewendet, so ist er wieder da, und indem er aus Leibeskräften hineinwürgt, sagt er zu den Hühnern: „Ihr dürft nicht glauben, daß dies Fressen für euch allein da ist! Ich will auch etwas haben; versteht ihr mich?" — Die guten Hühner lassen sich in keinen Disput (Wortwechsel) ein, sondern eilen nur, damit der Spatz mit seinen Kameraden nicht alles erwische; aber die Köchin kehrt jammernd zu ihrer Frau zurück und klagt: „Ach, die unverschämten Spatzen fressen das meiste! Sie lassen sich nicht fortjagen." — Kaum fangen die Kirschen an, sich zu färben, so holt sich der Spatz eine Probe davon, und es fällt ihm nicht ein, zu sagen: „Erlauben Sie gütigst!" Gott bewahre! Er benimmt sich, als ob die Kirschen für ihn allein gewachsen wären. Sind sie erst reif, so kennt er vom frühen Morgen bis zum späten Abend gar keine andere Beschäftigung, als Kirschen zu fressen. Pfeifet, klatscht in die Hände, schreit euch die Kehle wund, macht mit Klappern einen Höllenlärm, werft mit Steinen und Prügeln nach ihm, schießt, so oft ihr wollt, — das nützt euch alles nichts. Der Spatz lacht euch nur aus und frißt seine Kirschen doch, und ist es nicht auf diesem Baum, so ist es auf einem andern, und ihr müßt froh sein, wenn ihr noch einen kleinen Rest retten könnt. Auch diesen gönnt er euch nicht einmal. Laßt nur ein Fenster offen, wo ihr sie verwahrt; bald werdet ihr merken, daß ein Dieb dagewesen ist.

Eben so unverschämt treibt er es auf den Feldern, wenn die Frucht reif wird. Fragt nur die Bauern; die können euch Stückchen erzählen, die alle das Zuchthaus verdienten. Selbst auf ihren Kornböden können sie ihr Getreide nicht sichern; der Spatz holt sich seine Gilt selbst, und das alle Tage. Vom Reisen ist er kein Freund; er bleibt im Winter da und denkt: „Ich kann

mir ja mit Stehlen helfen!" — Ist das nicht arg? — Werdet nicht wie die Spatzen! Walther.

†124. Die Sperlinge unter dem Hute.

Ein ziemlich großer Bauernjunge, namens Michel, hatte Spatzen gefangen, und weil er nicht wußte, wohin damit, so that er sie in seinen Hut, und stülpte diesen so auf den Kopf. Man kann denken, was das für ein Getümmel auf dem Kopfe war. Nun begegnete ihm ein Fremder, der grüßte ihn freundlich und sprach ihn an: „Guter Freund, wo geht der Weg hinaus?" Weil aber der Michel die Spatzen auf dem Kopfe hatte, so dachte er: „Was geht dich der Fremde an!" ließ den Hut sitzen und gab gar keine Antwort. Der Fremde sagte zu sich selbst: „Hier müssen grobe Leute wohnen," und ließ den Michel weiter gehen.

Jetzt begegnete diesem der Amtmann, den pflegten alle Leute zu grüßen; der Michel that es aber nicht, einmal, weil er die Spatzen unter dem Hute hatte, und zweitens, weil er ein Grobian von Haus aus war. Der Amtmann aber sagte zu dem Gerichtsdiener mit dem roten Kragen, welcher hinter ihm herging: „Sieh doch einmal, ob dem Burschen dort der Hut angeleimt ist!" Der Gerichtsdiener ging hin und sprach: „Hör einmal, Michel, der Herr Amtmann möchte sehen, wie dein Hut inwendig aussieht. Flugs zieh ihn ab!" Der Michel aber zögerte immer noch und wußte nicht, wie er es machen sollte. Da riß ihm der Gerichtsdiener den Hut herunter und — brrr! — flogen die Spatzen heraus nach allen Ecken und Enden. Da mußte der Amtmann herzlich lachen, und alle Leute lachten mit. Der Michel aber hieß von der Stunde an Spatzenmichel, und wenn einer seinen Hut oder seine Kappe vor Fremden nicht abzieht, so sagt man noch heutigen Tages: „Der hat gewiß Spatzen unter dem Hute."

Wer auf dem Kopf hat einen Hut,
Dem steht er noch einmal so gut,
Wenn er ihn oft herunter thut.

Curtman.

125. Der Star.

Dieser bei uns sehr gern gesehene Vogel hat ein schwarzgrün schillerndes, mit weifsen Punkten besprengtes Gefieder und einen angenehm pfeifenden, aber auch ins Schnarren übergehenden Gesang. Er findet sich überall, besonders häufig auch in Deutschland. Er zeigt gezähmt eine grofse

Gelehrigkeit, aber auch eine unverwüstliche Laune und Keckheit. Wie der amerikanische Spottvogel ahmt er die Stimmen der Katze und des Huhns, das Kläffen des Hundes, das Gequak des Frosches, das Knirschen eines gesperrten Wagenrades täuschend nach. Bald versieht er den Dienst einer Windmühle, bald hilft er dem Schreiner seine Säge feilen. Dann wieder macht er den Zimmermann oder Geometer; sein zierlicher, fast viereckiger Schnabel mufs ihm dabei als Zirkel und Richtmafs dienen. Er lernt sehr leicht Melodien nachsingen, selbst Wörter und Sätze sprechen. Doch schaltet er mit dem Erlernten durchaus selbständig, mischt mit einer komischen Zerstreutheit die verschiedensten Weisen untereinander, webt von seinem Eigenen ein und erfindet so immer neue Strophen, die er stets mit einer Flügelbewegung begleitet. Der Star galt schon bei den Alten für ebenso gefräfsig als geschwätzig. Er nährt sich von Insekten und folgt gern den Herden auf der Weide, um ihnen hier die lästigen Schmarotzer abzufressen. Der Massenflug der Staren gewährt einen anziehenden Anblick; denn dichtgedrängt, jeder einzelne nach der Mitte strebend, bewegt sich der Schwarm gleich einem drehenden Balle durch die Luft. Die Staren verlassen uns spät und kommen mit der Lerche am frühsten unter allen Zugvögeln wieder.

Nach Masius.

† 126. Der Star des Königs Max I.

Wer in Bayern gewesen ist, als Maximilian Joseph das Land regierte, oder wer noch jetzt dahin kommt, der wird von diesem Könige vieles vernehmen, worüber er sich freuen kann. Er war aber auch recht die Freude und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn, wie Kinder ihren Vater lieben. Auch war er jedem zugänglich, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn, wo er mit Thaten nicht helfen konnte, da half er mit tröstenden Worten, die von dem Munde des Königs noch besser zu Herzen gehen als von anderen. Früh schon, und ehe er hoffen konnte, irgend etwas zu regieren außer dem Regimente, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den besten Mann im Lande und gewann die Herzen aller, die ihm nahe kamen. Was aber gar oft geschieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichtum wächst, das Herz sich zusammenzieht,

und wenn der äußere Mensch sich erhebt, der innere niedersinkt, das widerfuhr dem guten Max Joseph nicht; sein Herz blieb, wie es gewesen war, ehe die Krone sein Haupt schmückte, und der Strom menschlicher Gefühle ergoß sich bei ihm noch reicher unter dem königlichen Purpurmantel als zuvor. Darum hat er gar nie ein Haus verlassen und niemals eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit sich zu nehmen, und es war die Lust und der Stolz seines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben. Ich habe gesehen, wenn er von einer Reise oder sonst in die Hauptstadt zurückkam, und der offene Wagen langsam durch das Gedränge fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem Könige die Hand zu reichen, und er keine zurückwies, wie hart sie auch war. Gern mischte er sich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk und hörte auf die Reden der Leute und fragte sie aus; denn er wußte, daß er so die Wahrheit besser erführe als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausstreuen. Oft, wenn er einsam ging und ein bekanntes Gesicht von weitem sah, rief er ihm ein freundliches Wort zu oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte sich geehrt und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein so guter und liebevoller Hausvater war, seine Kinder immer gern um sich hatte und so häufig an der Seite seiner Gemahlin auf einsamen Spaziergängen in vertraulichem Gespräche gesehen wurde. Sein Ausgang aus dem Leben war, wie er ihn selbst gewünscht hatte. Nur eine leise Ahnung von Unwohlsein ging vorher; aber niemand war besorgt, so wenig als er selbst; kein Arzt ward gerufen, kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen Frühzeit aufstand, und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn tot, in derselben Lage, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Bestürzung des Volkes war groß, die Trauer allgemein. Es war die Wehklage verwaister Kinder um einen geliebten Vater — ein aufrichtiger Schmerz tiefster Liebe; und jede der zahllosen Thränen, die aus vollen Herzen um ihn flossen, war ein Opfer der Dankbarkeit und ein stummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach seinem Tode wurde nebst vielen anderen Dingen auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte; viele seltene Tiere mannigfaltiger Art, auch

überseeische Loris, Papageien und deutsche Staren. Von den letzteren waren schon alle verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte und von unscheinbarem Äußeren. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübte, wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgeräte fortgeschafft wird, unter dem er alt und grau geworden war, stumm umhergeht und sich grämt, daß er das alles überlebt. Als nun der alte, unscheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei- oder viermal angeboten hatte und alles schwieg, wurde der Käfig mit dem Staren in eine Ecke beiseite gesetzt und wurden andere Dinge ausgerufen. Auf einmal schallt es aus der Ecke: „Max Joseph, Vater Max!“ — Alle Köpfe wendeten sich nun nach der Seite hin, woher der Ruf kam. „Wer ist's? Wer ruft?“ fragten viele; und da einer, der dem Käfig zunächst stand, sagte: „Es ist der Star, der weggesetzt worden ist,“ da riefen alle, wie aus einem Munde: „Den Star, den Star her!“ So kam der unscheinbare Vogel mit einem Male zu Ehren, weil es eben jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er selbst im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Star selbst aber, da alles um ihn her lebendig wurde, und alle Anwesenden ihn liebkosten und lobten, wurde nun auch ganz munter und rief in einem fort: „Max Joseph! Vater Max!“ nicht, wie man zu sagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, sondern so recht aus vollem Herzen. Da wollte nun jeder den beredt gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überstiegen sich, so daß wohl nie ein Star so teuer bezahlt worden ist. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte, einen Sieg gewonnen zu haben, und trug ihn im Triumphe nach Hause, und die anderen beneideten ihn. — Das war denn auch eine Leichenfeier von eigentümlicher Art und gewiß keine der schlechtesten. Jacobs.

127. Waldkirche.

Wenn zum grünen Waldesgrunde
Kommt der Sonntag still herein,
Dann in erster Morgenstunde
Gehn zur Kirch' die Vögelein.
Waldraum wird zur Tempelhalle,
Und die Vöglein kommen alle,
Wenn der Glocken süsser Klang
Rufet mild den Wald entlang.

Maienblumen, zart gestaltet,
Sind im Wald die Glöckelein,
Haben früh sich all entfaltet,
Läuten nun den Sonntag ein.
Alles reget froh die Schwingen,
Überall die Glöcklein klingen;
Durch die Wipfel säuselt's auch,
Just, als wär's der Engel Hauch.

Jetzo fängt mit zarter Weise
Nachtigall das Singen an;
Klinget erst so still und leise,
Tönet immer voller dann.
Und nun jubeln tausend Kehlen
Thut kein einz'ges Vöglein fehlen,
Singen alle gar zu gern
Dankeslieder Gott, dem Herrn.

J. H. Ch. Schmidt.

† 128. Die beiden Äxte.

Ein armer Holzhauer sollte Weiden fällen, die dicht am Rande eines tiefen Flusses standen. Gleich beim ersten Baume that er einen Fehlhieb: die Axt glitt vom Stiele und fiel ins Wasser. »Ich unglücklicher Mann!« rief er aus, »womit soll ich nun für meine hungrigen Kinder Brot verdienen?« und weinte bitterlich; denn wieder suchen konnte er sie nicht, so tief und reifsend war der Strom. Als er noch so stand und mit Thränen in den Augen auf die Stelle sah, wo seine Axt untergegangen war, da rauschte plötzlich das Wasser; ein Greis mit langem, weifsem Barte und himmelblauen Augen kam bis an die Brust empor und fragte mitleidig: »Was weinst du? Ich habe dein Jammern gehört; rede!« — »Meine Axt!« stammelte der Holzhauer, »meine Axt! — Meine armen Kinder! Womit soll ich nun Brot schaffen?« und wies aufs Wasser; denn er war sehr erschrocken. »Hier unten?« fragte der Wassermann; »sei ruhig, die wird sich finden.« Er tauchte unter und hob eine glänzende, silberne Axt aus dem Wasser empor. »Ist das deine?« fragte er. — »Ach nein!« jammerte der Holzhauer, »das ist nicht die rechte.« Da tauchte der Greis schnell zum zweiten Male unter, und langsam schob er eine goldene Axt aus dem Wasser, die blitzte im Sonnenscheine wie ein Spiegel. »Das ist wohl die rechte?« — »Nein, ach nein!«

schluchzte der Holzhauer. Da tauchte der Greis zum dritten Male unter und hob die eiserne Axt empor. Als die der arme Mann sah, rief er voll Freude: »Das ist meine! das ist die rechte!« Da sprach der Greis: »Weil du so ehrlich bist trotz deiner Armut, so sollst du alle drei haben,« und warf ihm die eiserne samt der silbernen und goldenen ans Ufer und verschwand. Hoch erfreut rannte der Holzhauer nach Haus und erzählte, wie es ihm ergangen sei; von seiner Ehrlichkeit aber sagte er kein Wort. Da lief in aller Eile ein anderer Holzhauer an den Fluſs, warf mit Willen seine Axt hinein und jammerte und wehklagte laut. Der Greis brachte sogleich eine goldene hervor und fragte: »Ist das deine?« — »Ach ja!« rief er vergnügt und wollte schon darnach greifen, als Axt und Wassermann im Nu verschwanden. Er weinte nun allen Ernstes und wäre gern zufrieden gewesen, wenn ihm der Greis nur die rechte wiedergebracht hätte; aber es war zu spät. Das hatte er von seiner Unredlichkeit.

Meiſsner.

† 129. Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß;
Den Text der Pfarrer aus Johannes las,
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?“ —
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmut dagesessen.
Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ,
So fragest du? O, wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast,
Und halt an meinem armen Tische Rast.
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl fürlieb.“
Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag morgens läßt's ihn nimmer ruhn;
„Frau,“ hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit es kräftig, fege Flur und Haus,
Stell in die Stub' auch einen schönen Strauß;

Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirten hast!
Putz unsre Kinderlein, mach alles rein;
Der werte Gast will gut empfangen sein."
Da springen alle Kinderlein heran:
„O, Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?"
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herrn ludst du zu dir?"
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.
Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall;
Zum lieben Gotteshause ziehn sie all,
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O, liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert; ach, so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!"
Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht;
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tisch, bereitet alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:
„Wo doch der Gast so lange bleiben mag?"
Es schlägt auch eins. Da wird ihr endlich bang:
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein; die Kinder stehn
So hungrig da, und noch ist nichts zu sehn.
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast."
Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! Er kommt nun bald herein."
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast,
Und segne uns, was du bescheret hast!"
Da klopft es an der Thüre. Seht, ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß!
„Gesegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Not!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt,
Vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird!"
Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast,
Wie du so lange doch gesäumet hast!

Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht;
Komm, labe dich, du kommst noch nicht zu spät!"
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.
Und: „Mutter, sieh doch! Seht, ihr Kinderlein,
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein.
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
Er einem nicht am Haus vorübergeht.
O, Kinder, seht! in diesem Ärmsten ist
Heut unser Gast, der Heiland Jesus Christ." Albert Knapp.

130. Von Kleidern.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleide, oder irgendwo einen Rifs hast, denkst du oft: »Pah, das sieht man nicht, und die Leute haben anderes zu thun, als immer alles an mir auszumustern.« — Du gehst dann frank und frei umher, und es kann oft sein, du hast recht, es sieht niemand den Flecken und den Rifs.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe hast, sei es nur ein schön Halstuch, oder ein frisch Hemd mit weifser Brust, oder gar eine goldene Nadel und dergleichen, da gehst du oft mit herausforderndem Blick hinaus und schlägst die Augen dann nieder, um es nicht zu bemerken, wie alle Leute, was sie in Händen haben, stehen und liegen lassen und gar nichts thun, als deine Herrlichkeit betrachten. — So meinst du; aber das ist auch gefehlt; kein Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht. Das eine Mal meinst du, man sieht dich gar nicht, und das andere Mal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber beides ist gefehlt.

Gerade so ist es auch mit deinen Tugenden und Lastern.

Wenn du einen bösen Weg gehst, meinst du, es kennt dich kein Mensch, und keiner sieht nach dir um, und es ist stockdunkel; wenn du aber dem Rechtschaffenen nachgehst, redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken, und tausend Sonnen scheinen. Aber das Gute, wie das Schlimme, wird oft von der Welt übersehen. Ein Auge aber sieht alles: das Auge Gottes.

Drum halte dich selber vor deinem Gotte über dir und deinem Gewissen in dir in Ehren; dann brauchst du nicht das eine Mal zu fürchten, dafs dich alles sieht, und

dir dabei etwas vorzulügen, und das andere Mal zu zürnen, dafs dich niemand sieht. B. Auerbach.

† 131. Der Esel.

Wenn man den Esel, welcher bei uns zu Lande die Säcke zur Mühle trägt oder den Milchkarren zieht, mit seinen südländischen Brüdern vergleicht, könnte man versucht werden, beide als verschiedene Arten anzusehen, so gering ist die Ähnlichkeit zwischen ihnen. Der nordische Esel ist, wie allbekannt, ein träger, eigensinniger, oft störriger Gesell, welcher allgemein, wenn auch mit Unrecht, als Sinnbild der Einfalt und Dummheit gilt. Der südliche Esel dagegen, zumal der ägyptische, ist ein schönes, lebendiges, außerordentlich fleißiges und ausdauerndes Geschöpf, welches in seinen Leistungen gar nicht weit hinter dem Pferde zurücksteht, ja, es in mancher Hinsicht noch übertrifft. Ihn behandelt man aber mit weit größerer Sorgfalt als den unsrigen. In vielen Gegenden des Morgenlandes hält man die besten Rassen so rein, wie die des edelsten Pferdes, füttert die Tiere sehr gut, plagt sie in der Jugend nicht zu viel und kann deshalb von den erwachsenen große Dienste verlangen, welche unser Esel gar nicht zu leisten im stande wäre. Man hat vollkommen recht, viel Sorgfalt auf die Zucht des Esels zu verwenden; denn er ist dort Haustier im vollsten Sinn des Wortes; er findet sich im Palast des Reichsten und in der Hütte des Ärmsten; er ist der unentbehrlichste Diener, welchen der Südländer kennt. Schon in Griechenland und Spanien trifft man sehr schöne Esel an, obgleich sie noch immer weit hinter den im Morgenlande, zumal in Persien und in Ägypten gebräuchlichen zurückstehen.

Nirgends dürfte die Eselreiterei so im Schwunge sein als in Ägypten. Hier sind diese willigen Tiere in beinahe allen größeren Städten geradezu unentbehrlich zur Bequemlichkeit des Lebens. Man gebraucht sie, wie man unsere Lohnkutschen verwendet, und deshalb gilt es auch durchaus nicht für eine Schande, sich ihrer zu bedienen. Bei der Enge der Straßen jener Städte sind sie allein geeignet, die notwendigen Wege abzukürzen und zu erleichtern. Daher sieht man sie in Kairo z. B. überall in dem ununterbrochenen Menschenstrome, welcher sich durch die Straßen wälzt. Die Eseltreiber Kairos bilden einen eigenen Stand, eine förmliche Kaste; sie gehören zu der Stadt, wie die Minarets und die Palmen. Der Reisende begegnet ihnen, sobald er in Alexandrien seinen Fuß an die Küste setzt. Auf jedem

belebten Platze stehen sie mit ihren Tieren von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Die Ankunft eines Dampfschiffes ist für sie ein Ereignis; denn es gilt jetzt, den in ihren Augen Unwissenden, bezüglich Dummen, zu erkämpfen. Der Fremde wird zunächst in drei bis vier Sprachen angeredet, und wehe ihm, wenn er englische Laute hören läßt. Dann entsteht um den Geldmann eine Prügelei, bis der Reisende das Klügste thut, was er thun kann, nämlich auf gut Glück einen der Esel besteigt und sich von dem Jungen nach dem ersten besten Gasthause schaffen läßt. So stellen sie sich zuerst dar; aber erst, wenn man der arabischen Sprache kundig ist und statt des Kauderwelsches von drei bis vier durch sie gemißhandelten Sprachen in ihrer Zunge mit ihnen reden kann, lernt man sie kennen. Es ist überaus ergötzlich, ihre Redensarten, vor allem aber die ihren Tieren gespendeten Lobeserhebungen mit anzuhören.

Der Esel ist, wie bekannt, außerordentlich genügsam; er begnügt sich mit der schlechtesten Nahrung, mit dem kärglichsten Futter. Gras und Heu, welches eine wohlerzogene Kuh mit Abscheu verratendem Schnauben liegen läßt und das Pferd unwillig verschmäht, sind ihm noch Leckerbissen; er nimmt ja mit Disteln, dornigen Sträuchern und Kräutern fürlieb. Bloß in der Wahl des Getränkes ist er sorgsam; denn er rührt kein Wasser an, welches trübe ist; salzig, brackig darf es sein, rein muß es sein. In Wüsten hat man oft sehr große Not mit dem Esel, weil er allen Durstes ungeachtet nicht von dem trüben Schlauchwasser trinken will. Brehms illustriertes Tierleben.

†132. Der Esel und die drei Herren.

Ein armer Bauer wollte sterben,
Drei Söhne stunden um ihn her.
Ach, arme Kinder! seufzet er,
Euch hinterlaß ich nichts zu erben
Als meinen Esel! Und mein ganzes Testament
Ist dies: Besitzt ihn ungetrennt;
Dem dien' er heute, jenem morgen,
Und wer ihn braucht, mag ihn versorgen.

Der Vater stirbt, der Ält'ste muß
Den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er den Schimmel traben,
An Futter nichts, an Schlägen Überfluß.

Mein Bruder, denkt er, hat ihn morgen,
Der wird ihn schon mit Kost versorgen.

Der zweite holt den matten Gaul
Und überladet ihn mit Säcken.
Ha, ha! das Schmausen macht dich faul,
Du ließt es dir beim Bruder schmecken;
Der Esel keucht mit dürrem Gaum
Und schleppt sich bis zum Stalle kaum.

Den dritten Tag die alte Plage:
Es gibt nicht lauter Feiertage,
Ein wenig Fasten ist gesund;
Ich merke schon, du wirst zu rund.

Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
Schnappt auf und reget sich nicht wieder.
Nun teilt euch in die Haut, ihr Brüder!

Nicolai.

133. Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Im Jahre 955 kamen die Ungarn aus Frankreich zurück ins Bayerland und drohten übermütig, dafs ihre Rosse die deutschen Ströme austrinken sollten. Zahlloses Volk (es wird erzählt, dafs ihrer 100000 gewesen) tobte gegen Bayern heran und legte sich an den Lech vor Augsburg. In dieser Stadt war der Bischof Ulrich, ein gar frommer und mutiger Mann; der machte die Augsburger wehrhaft und stärkte sie im Vertrauen auf Gott. Wie nun die Ungarn eines Morgens zu den Mauern aufschauten und sie von lauter Harnischen und Schwertern leuchten sahen, ward ihnen plötzlich Botschaft, dafs der König mit dem deutschen Heerbann wider sie aufs Lechfeld herangezogen sei; das breitet sich zwischen dem Lech und der Wertach zehn Wegstunden lang aus. Da mochten die Ungarn vor Kampflust nicht länger vor Augsburg liegen bleiben und ritten dem Könige Otto entgegen an den Lech. Schnell zogen auch die Augsburger mit dem Bischof Ulrich zu dem Heerbanne hinaus. Der König teilte denselben in acht Haufen; drei davon waren lauter Bayern, die führte Graf Eberhard von Sempt und Ebersberg an, weil der Herzog Heinrich krank lag. Den vierten Haufen bildeten die Franken; an ihrer Spitze stand Herzog Konrad, der voll Scham über seinen Verrat war und vor

Begier brannte, ihn durch einen ehrlichen Tod in der Schlacht zu büfsen. Der fünfte Haufe bestand aus den edelsten Kampfeshelden des ganzen Heeres. Der König selbst war ihr Vorfechter, und vor ihm her flog das Banner des Erzengels Michael, wie vor seinem Vater bei Merseburg. Den sechsten und siebenten Haufen bildeten die Schwaben mit ihrem Herzog Burkhard, und den achten die Böhmen; — alle diese Völker schwuren sich unter einander Treue und Hilfe, wie leibliche Brüder. Das war am 9. August 955. Als die Ungarn das deutsche Heer in Schlachtordnung erblickten, schwammen sie voll Ungeduld auf ihren Rossen durch den Lech ans linke Ufer; dort umringten sie die Schlachtordnung der Deutschen und warfen sich plötzlich mit wildem Geheul auf die Böhmen. Diese hielten den Pfeilregen nicht lange aus, flohen und überliefsen voll Schrecken dem Feinde den Trofs. Da brachen die Sieger schnell auf die Schwaben los, welche sich mannhaft wehrten, aber endlich dennoch weichen mufsten. Als der König diese grofse Gefahr sah, winkte er dem Herzog Konrad von Franken. Wie ein gereizter Löwe sprang dieser den Ungarn entgegen, warf sie zurück, befreite alle Deutschen, welche sie gefangen hatten, und brachte sie dem Könige. Am andern Morgen betete der König inbrünstig zu Gott und gelobte, wenn Christus ihm die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes überwinden helfe, in Merseburg ein Bistum zu stiften. Dann las der Bischof Ulrich dem Heere die Messe und reichte dem knieenden Könige den Leib des Herrn. Nachdem sich Otto wieder erhoben, sprach er zu den Deutschen: „Seht um euch! Zahllos sind die Haufen der Heiden; aber mit uns ist der mächtigste Helfer, Christus, mit seinen Scharen. So lafst uns aushalten und lieber sterben als weichen. Doch wozu viele Worte? Statt der Zunge rede das Schwert!“ Hoch zu Rofs, den Schild am Arm, die heilige Lanze schwingend, sprengt er jetzt, im Glanz der Morgensonne, seinen Deutschen voran. Nun beginnt die Schlacht. Unwiderstehlich rückt das deutsche Heer, Mann an Mann, gegen die Ungarn heran; vor deutscher Einigkeit und deutscher Begeisterung wird ihr blinder Ungestüm zu Schanden. Schon weichen sie aus einander. Um so heifser wird ihre Wut: viele deutsche Helden müssen sie büfsen. Da sinken Graf Theobald, der Bruder des Bischofs Ulrich, und sein Vetter Reginald. Herzog Konrad von Franken löset sich in der Hitze den Helm; da trifft ihn

ein Pfeil in die Kehle, und so befreit ihn der Tod von seiner Schuld. Wie nun die Ungarhaufen zersprengt werden, schreiten die Deutschen über die, welche noch widerstehen wollen, zermalmend hinweg. Jetzt wird ihre Verwirrung allgemein, ihr Entsetzen wächst. Die weite Ebene wimmelt von Flüchtlingen; die Deutschen stürmen über sie herein, wie der Zorn Gottes. Heulend sprengen die Ungarn in den Lech; aber der ist gut deutsch und läſst weder Rosse noch Reiter los. Leichen füllen das Fluſsbett; die blutgefärbten Wasser schwellen an. So wird das übermütige Volk vernichtet; nur wenige entrinnen dem heiſsen Tage. Noch am Abend zieht Otto mit dem Bischof Ulrich glorreich in Augsburg ein und dankt dem Herrn für Deutschlands Befreiung. — Nur sieben Männer von den hunderttausend, die gekommen waren, sollen die Botschaft der Niederlage nach Ungarn heimgebracht haben. Darnach hielt Herzog Heinrich zu Regensburg ein strenges Gericht über alle Verräter des Vaterlandes, welche sie herbeigerufen. Die Ungarn aber wagten sich seit der Zeit nicht weiter vor als bis zu ihrer Grenzfestung, welche die Eisenburg hieſs; diese stand gar trotzig auf einem Felsen am rechten Donauufer, auf der Stelle, wo nachher das stattliche Kloster Mölk erbaut worden ist.

Eduard Duller.

†134. Der Hausvater und die Birke.

Dich pflanz' ich ein zu des Hauses Zier;
Nun sprich, o Birke, was schenkst du mir?
  Ich schenke dir einen grünen Strauß;
  Den trägt zur Maienlust dein Haus.
Der grüne Strauß gefällt mir sehr;
Doch Birke, was schenkst du mir noch mehr?
  Ich schenke dir eine schwanke Rute,
  Die deinen Kindern kommt zu gute.
Die schwanke Rute gefällt mir sehr;
Doch Birke, was schenkst du mir noch mehr?
  Ich schenke dir einen Besen rauh;
  Den führt mit Fleiß im Haus die Frau.
Der rauhe Besen gefällt mir sehr;
Doch Birke, was schenkst du mir noch mehr?
  Ich schenke dir einen Peitschenstiel;
  Den schwingst du über Rossen viel.

Der Peitschenstiel gefällt mir sehr;
Doch Birke, was schenkst du mir noch mehr?
Ich schenke dir einen zähen Ast,
Damit du den Reif zum Weinfaß hast.
Der zähe Ast gefällt mir sehr;
Doch Birke, was schenkst du mir noch mehr?
Ich schenke dir auch den Wein dazu;
Laß träufeln mein Blut, so hast du Ruh'!
Der Birkensaft gefällt mir sehr;
Doch Birke, was schenkst du mir noch mehr?
Nachdem ich alles gegeben dir,
Bleibt nichts als das nackte Leben mir;
Doch, um nicht zu leben mir selbst zur Pein,
So komme ich noch und heize dir ein. G. Pfarrius.

135. Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Tier; viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus; denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen und nimmt doch das Netz nicht in acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will. Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermals die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl zweitausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl 100 bis 400 feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal an allen diesen Öffnungen ein Faden herausgeht, dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das

Tier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag alles gut sein, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unseren Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brot streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem's schmeckt! Auch sonst thun diese Tierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu leide. Im Gegenteil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen; für diese wäre noch anderer Rat. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer, sehr kleiner Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich und schädlich würden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgentau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte.

Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es bemerkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdiger? Ein solches Tier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört?

Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen,

was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut; und wenn sich jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen; wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute.

Im Frühjahr, und noch viel mehr im trockenen, warmen Nachsommer, sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft umherfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinst ist von unzählig viel kleinen, schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermütig machen. Allein es ist, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabei und auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Tier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tötet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel? Hebel.

136. Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger, fromm und gut,
Mit weißem Stab und Muschelhut,
Im schwarzen, wollenen Gewand,
Zog weit umher von Land zu Land.

Er sah die Unschuld oft gedrückt,
Die Schuld mit Stern und Glück geschmückt;
Der Welt verworrenes Gewühl
Schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.

So wallt er einst mit trübem Sinn
Durch eine rauhe Wildnis hin;
Der Himmel ist von Wolken schwer,
Es regnet, schneit und stürmet sehr;
Da zeigt sich moosbedeckt und alt
Ein Kirchlein einsam in dem Wald;
Er zieht den Hut und geht hinein,
Und schaurig Dunkel schloſs ihn ein.

Das Spitzgewölb', die Wänd' umher
Sind ohne Zierat, kahl und leer;
Der kleine, steinerne Altar
Vielfältig grün vom Schimmel war;
Des Kirchleins einzig Fensterlein
Nimmt des Altarbilds Stelle ein,
Und schwärzlich-rot und ungestalt
Sind alle Scheiben übermalt.

Pfui, spricht der Mann, welch garstig Stück
Beleidigt hier den frommen Blick!
Das malte wohl in Fiebersglut
Ein blinder Mann mit Ruſs und Blut;
Man sieht hier nichts als Fleck an Fleck,
Nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck;
Ja, dieser dunkle Wirrwarr stellt
Mir dar ein treues Bild der Welt.

Indem der Pilger dieses spricht,
Die Sonne aus den Wolken bricht,
Entzündet, wie mit einem Strahl,
Des Glasgemäldes Farben all;
Ein Bild von wundersamem Glanz
Erscheint in buntem Feuer ganz,
Und der Kapelle düstre Nacht
Erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbusch man erkennt,
In dem der Name Gottes brennt,

Beleuchtet von dem Wunderlicht,
Liegt Moses auf dem Angesicht.
Sein Purpurkleid, des Mantels Blau,
Der braune Fels, die grüne Au,
Der weifsen Schäflein zarte Schar
Erscheinen lieblich, hell und klar.

Ha, rief der Pilgrim, welch ein Bild,
Wie feuerreich und doch wie mild:
Was dunkel und verworren war,
Wie ist es nun so licht und klar!
Was vorhin ohne Zweck mir schien,
Setzt' wohlbedacht der Meister hin;
Kein Strichlein dürfte anders sein,
Soll ich mich dieser Schönheit freun!

Auch seine düstre Seel' wird licht,
Im Herzen tief die Stimme spricht:
„Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf —
Geht einst der Wahrheit Sonne auf,
Dann wird, was dir jetzt dunkel scheint,
Zu einem Lichtgemäld' vereint.
Drum glaube jetzt und bete an;
Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

Chr. Schmid.

† 137. Das Flußgebiet der Regnitz.

Denkt man sich den Lauf des Lechs in gleicher Richtung bis an den Main fortgesetzt, so würde er im Bett der schwäbischen Rezat — Rednitz, Regnitz — seine wilden Bergwasser dem sanft dahin fließenden fränkischen Hauptflusse zuströmen. Lech- und Rednitzbett bilden gleichsam eine sich ergänzende, fast geradlinige Furche von Schongau bis nach Bamberg. Das ist denn auch die Thalung der alten Handelsstraße, deren Mittelpunkt Nürnberg war. — Von West und Ost eilen der Regnitz zahlreiche Flüßchen zu, nicht selten in fast rechtwinkeligem Laufe. Selbst der Hauptarm des Flusses, die fränkische Rezat, zieht in südöstlicher Richtung. Sie entspringt unweit der Altmühl und wandert mit dieser, als wollte sie der Donau zueilen. Auf diesem ihrem Laufe kommt sie an Ansbach vorüber, dem Sitze der Kreis-Regierung und der ehemaligen Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums. Den Ursprung der Stadt mißt man dem

hl. Gumbert zu, einem der drei Frankenapostel, der hier ein Kloster gegründet haben soll. Durch Kauf kam sie 1331 an die Burggrafen von Nürnberg, und bald darauf wurde sie die Hauptstadt des untergebirgischen Fürstentums Ansbach oder Onolzbach. Der Markgrafen aber waren es wenige, die ein dankbares Angedenken in den Herzen ihrer Unterthanen hinterlassen haben. Von den Leiden, die im Laufe der Zeiten die Stadt getroffen, zeugt das Sprüchlein:

„O Onolzbach, o Onolzbach,
Fängst an mit O! hörst auf mit Ach!“

Markgraf Alexander entsagte i. J. 1791 der Regierung und trat sein Land an Preußen ab; i. J. 1806 wurde es von Bayern in Besitz genommen.

Ansbach ist der Geburtsort des Dichters Uz und des noch größeren August v. Platen. Aus dem in der Nähe von Ansbach gelegenen Eschenbach stammt Wolfram v. Eschenbach, der ausgezeichnetste Dichter des Mittelalters. Er gehörte dem Ritterstande an, scherzte aber selbst über seine Dürftigkeit. Ritterleben schätzte er höher als gelehrte Kenntnisse und gesteht unverhohlen, daß er weder schreiben, noch Geschriebenes lesen konnte. Sein Aufenthalt war die Wartburg, der Hof des gesangskundigen Landgrafen Hermann von Thüringen.

Unweit dem Städtchen Spalt, das aus einem Walde von Hopfengärten die Doppeltürme seiner Stiftskirche emporstreckt, vereinigt sich mit der fränkischen die schwäbische Rezat; der Fluß nimmt nun den Namen Rednitz an und zieht in nördlicher Richtung seinem Ziele zu. — Auf einem Vorsprunge des Weißenburger Waldes thront die ehemalige Veste Wülzburg, von den Ansbacher Markgrafen erbaut.

Am linken Ufer der Rednitz liegt die ehemals ansbachische Stadt Schwabach, der Hauptsitz der deutschen Nadelfabrikation.

Schwabach gegenüber fließt von Osten her die Schwarzach in die Rednitz. In der Nähe der Schwarzach liegt Altdorf, einst der Sitz eines nürnbergischen Pflegegerichts. Im Jahre 1623 gelang es dem Streben des Rates zu Nürnberg, in Altdorf eine Universität zu errichten. Sie bestand bis zum Jahre 1809. Die Bürgerschaft findet ihren Reichtum vorzugsweise im Hopfenbau.

Von der Schwarzach abwärts dehnt sich ein wahres Sandmeer, der Laurenziforst, aus, dessen krüppelige Föhren davon Zeugnis ablegen, wie nur unablässiger Fleiß und die Hilfsmittel einer reichen, gewerbsthätigen Handelsstadt die sandige Heide in einen wahren grünen Garten umzuschaffen vermochten.

Da, wo die Pegnitz in die Rednitz mündet, liegt das gewerbthätige Fürth. Die Fürther Spiegel, Galanteriewaren, Bronzefarben und hauptsächlich Goldschlägerfabrikate haben ihren Absatz in allen Ländern der Erde gefunden. Die Brillenfabrikation hat eine Ausdehnung gefunden, die überraschend groß ist. Man weiß und spricht wenig davon, und doch ist der größte Teil von Brillen, welche in der Welt getragen werden, von Fürth (Nürnberg) in den Handel gebracht worden.

Die Pegnitz hat ihre Quellen nahe bei den Quellen des roten Maines. Eine Wegstunde vor ihrer Vereinigung mit der Rednitz durchfließt sie eine Perle der deutschen Städte — Nürnberg.

Solereder.

†138. Die Sonne.

Der Sonne bin ich herzlich gut —
Wie ist ihr Glanz so schön!
Sie meint's zu allen Zeiten gut;
Wohl uns, wenn wir sie sehn!

Verbirgt sie uns ihr Angesicht,
So schwindet unsre Lust;
Zeigt sie ihr allbelebend Licht,
Strömt Freud' in unsre Brust.

Im Winter schmachten wir nach ihr,
Erstarrt von Kält' und Frost;
Sie kommt bald wieder, sagen wir,
Und das ist unser Trost.

Wenn sie der Erde näher rückt,
Erscheint die Frühlingszeit;
Das Glöckchen kommt, das Veilchen schmückt
Der Wiese neues Kleid.

Sie zieht viel tausend Früchte auf,
Nährt, pflegt und zeitigt sie
In ihrem segensvollen Lauf
Für Menschen und für Vieh.

Zwar blendet sie; frech darf ich nicht
Ihr ins Gesichte sehn;
Doch seh' ich stets ihr holdes Licht
Der Erde Reiz erhöhn.

Wie bin ich, Sonne, dir so gut!
Wie ist dein Glanz so schön!
Du meinst es immer mit uns gut;
Wohl uns, wenn wir dich sehn!

Aus dem Nürnberger Lesebuch.

† 139. Sonnenschein.

Sonnenschein,
Klar und rein,
Leuchtest in die Welt hinein,
Machst so hell, so warm, so schön
In den Thälern, auf den Höhn,
Die du alle überstrahlst
Und so hold, so lieblich malst.

Sonnenschein,
Klar und rein,
Kehr auch in das Herz mir ein!
Wenn ich habe heitern Sinn,
Gut und froh und friedlich bin,
Dann ist in dem Herzen mein
Wunderbarer Sonnenschein.

Karl Enslin.

140. Vom Waschen und Baden.

»Reinlichkeit ist das halbe Leben.« Dieser Satz wird von allen gesitteten Menschen anerkannt und deshalb das tägliche Waschen des Gesichtes, der Hände, auch des Halses und der Brust als notwendig und unentbehrlich angesehen.

Die Haut des Menschen besteht aus drei verschiedenen Lagen, die zusammen ein gar nicht schwaches Leder liefern. Die obere Schicht heifst die Hornhaut. In ihr fliefst weder Blut, noch sind in derselben Nerven vorhanden. Sie ist blut- und gefühllos, reibt und nutzt sich fortwährend ab, erneuert sich ungemein schnell und hat aufserordentlich viele Löcher, die sogenannten Schweifslöcher oder Poren. Unter der Hornhaut befindet sich die Lederhaut, welche von Nerven- und Blutäderchen vielfach durchwebt ist. In dieser liegen die Wurzeln der Haare eingebettet. Auch diese zweite Haut ist durchlöchert; denn die Schweifskanäle führen noch tiefer unter derselben fort. In der That ist es aber die dritte Hautschicht, in welcher alle Schweifskanäle ihre Wurzeln haben. Gewissenhafte Naturforscher haben die Zahl der Schweifslöcher des ganzen Körpers mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt. Auf einem Stück Haut von der Gröfse eines Markstückes am Nacken und am Rücken finden sich an 400 Schweifslöcher, auf einem ebenso grofsen Stück Haut von den Wangen sind 540, ein gleich grofses Stück Haut von Bauch und Brust hat 1130, von der Stirn 1258, vom Halse

1300, von der Fufssohle sogar 2685 solcher Schweifslöcher. Alles in allem gerechnet, ergibt für den ganzen Körper eines erwachsenen Menschen an 2380000 offene Kanäle der Verdunstung. Könnte man dieselben an einander legen, so erhielte man ungefähr ein so grofses Loch, dafs man es mit einem gewöhnlichen Teller zudecken könnte. Es ist nun sehr wichtig, die Haut in einem solchen Zustande zu erhalten, welcher die Absonderung der Stoffe, deren Verbleiben im Körper durchaus schädlich ist, gestattet. Wenn man zwei Drittel der Haut durch irgend einen Lacküberzug undurchdringlich macht und so die Thätigkeit derselben stört, so erfolgt nach kurzer Zeit der Tod.

Die Haut ist also ein äufserst wichtiges Organ, und man darf über dieser bereits dreifachen Hautschicht nicht noch eine vierte anwachsen lassen, eine Schmutzschicht, welche die Grenzsperre zwischen innen und aufsen in gefahrvoller Weise verstärken würde. Der wässerige Schweifs, der sich aus den Schweifsporen drängt und der unsern Körper mehr oder weniger befeuchtet, ist kein reines Wasser. Es befinden sich in diesem gar viele Stoffe aufgelöst, die man schwerlich sonst hier suchen würde. Es ist eine Portion Salz, einiges von Schwefelverbindungen, es sind ferner Säuren in dem Schweifse enthalten. Die Natur lagert demnach mit dem Strome von Schweifs, den sie vom Innern des Körpers nach aufsen hin sendet, auf die Haut eine ganze Masse ihr nicht mehr nützlicher Stoffe ab. Nun führt zwar die Luft das Wasser in Form von feinem Dunste fort, und mit diesem Dunste verbindet sich eine Menge flüchtiger Säuren des Schweifes, die ihm seinen eigentümlichen Geruch verleihen; aber die anderen Stoffe bleiben als feste Kruste auf der Haut zurück und bilden einen Überzug über dieselbe. Dieser verleiht der Haut jene Klebrigkeit und das sogenannte ungewaschene Ansehen, das wir an recht gehörig verschlafenen Gesichtern bemerken, bevor frisches Wasser und gute Seife die Reinigung vollzogen. Kommt nun zu dieser klebrigen Naturschminke noch von aufsen her der Staub aller Art, den kein Mensch ganz von sich abwehren kann, so vollendet sich ein Überzug, der nicht nur unserer Schönheit, sondern hauptsächlich unserer Gesundheit schweren Abbruch thut.

Indessen müssen wir der Natur die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs sie nicht so ganz und gar unbarmherzig mit unserer Haut umgeht, sondern ein sehr praktisches Mittel

weiſs, ihre Ablagerungen fortzuschaffen. Die Oberhaut, der sie so viel aufbürdet, wird von der Natur selber in kleinen Schüppchen abgestoſsen, während sie eine neue Oberhaut unter derselben bildet. Wir stecken nicht gar lange Zeit in unserer Haut, sondern werfen sie in feinen Stückchen von uns ab. Wir häuten uns nicht wie die Schlangen und dergleichen Kreaturen mit einem Male, sondern fahren äuſserst langsam und stückweise aus der Haut; weshalb denn Menschen, die sich lange nicht gewaschen oder sonst die Haut durch Arbeit abgerieben haben, wie z. B. nach Hautkrankheiten, sich förmlich abhäuten und als neue Menschen aus ihrer eigenen Haut kriechen.

Das ist nun freilich eine Naturreinigung, aber eine, auf die man nicht warten kann; denn wenn sich Fettigkeit auf der Oberhaut befindet, so werden die Schüppchen der Hornhaut von derselben festgehalten, und sie helfen so den Leib noch mehr verkleistern. Wer seine Gesundheit erhalten will, muſs daher für gründliche Hautreinigung seines Körpers sorgen. Es ist Thatsache, daſs die meisten der gewöhnlichen Krankheiten ihren Grund in unterdrückter Hautthätigkeit haben.

Nach Bernstein.

† 141. Die Eidechse.

Die Eidechsen sind muntere und flinke Tierchen. Stundenlang kannst du am waldigen Bergabhange sitzen und sie bei ihren Spielen und Jagden im Sonnenscheine belauschen; immer von neuem würdest du dich an ihrem zierlichen Schwänzeln, ihren anmutigen Bewegungen, gefälligen Stellungen und kecken Sprüngen ergötzen.

Wenn im Frühjahr die Eidechse das alte Kleid mit einem neuen vertauscht hat, legt das Weibchen in Erdlöcher, unter Steine, ja selbst in Ameisenhaufen sechs weißliche Eier, fast so groß wie Haselnüsse, mit lederartiger Schale. Hat sie ihr Geschäft verrichtet, so geht sie ihres Weges davon. Sie bittet ihre gute Freundin, die Sonne, das Geschäft des Ausbrütens zu übernehmen, und die thut es auch gern und umsonst. Die Eidechse könnte ja hundert Jahre auf den Eiern sitzen, sie würde nie etwas Lebendiges hervorbringen. Das Blut, das in ihren Adern fließt, ist zwar schön rot, aber so kalt, daß das Tier mit seinem Leibe den Eiern die Wärme nicht zukommen lassen kann, welche diese zu ihrer Entwicklung nötig haben. Dies und der Mangel an Nahrung ist auch der Grund, wenn im Spätherbste die Ei-

dechse, nachdem sie das Sommerkleid aus- und den Winterrock angezogen hat, tiefer in die Erde hineinkriecht und an einer trockenen, sonnigen Stelle sich zum Schlafe zusammenwickelt. Hier liegt die Eidechse, unbekümmert darum, ob der Frost die Bäume sprengt oder der Wintersturm Schnee und Regen in wildem Tanze über das Feld jagt. Ist es aber wieder warm geworden und lebendig im Walde und in den Lüften, so weiß sie ihre Zeit, aufzustehen vom Schlafe, ohne aus dem Kalender ersehen zu haben, auf welchen Tag Frühlingsanfang fällt. Runkwitz.

142. Der Seidenbau.

Die Seide wird aus dem Gespinste einer Raupe gewonnen, deren Schmetterling zu den Nachtfaltern gehört. Das Weibchen legt etwa 2—300 Eier, aus denen die Seidenraupe oder der Seidenwurm entsteht. Dieses Tier hat wie alle Raupen Spinnwarzen an den Lippen, aus denen die Fäden hervorkommen. Vor der Verwandlung umspinnt sich die Seidenraupe mit einem dichten Gewebe von länglich runder Form; auf diese Weise entstehen die Hülsen, die sogenannten Cocons, welche nichts anderes als die Puppen der Schmetterlinge sind.

Der Seidenbau stammt aus Indien und China, wo die Raupe auf Maulbeerbäumen lebt. Schon 2600 Jahre v. Chr. soll die Seidenweberei erfunden worden sein, und zwar von der Kaiserin Si-Ling-Chi, der Gemahlin des Kaisers Hoang-Ti. Die Römer erhielten ihre Seidenstoffe von fremden Kaufleuten, und unter Mark Aurel (161—180 n. Chr.) soll die Seide noch so teuer gewesen sein, daß sie mit Gold aufgewogen wurde. Zur Zeit des griechischen Kaisers Justinian, in der Mitte des 6. Jahrhunderts, begaben sich zwei Mönche nach Indien und brachten in ihren ausgehöhlten Stöcken eine Anzahl Eier zurück, die man im folgenden Frühjahr ausbrüten ließ, worauf die jungen Raupen mit Maulbeerblättern gefüttert wurden. Auf diese Weise wurde die Zucht der Seidenraupen in Europa einheimisch.

Die wilde Seide, welche von den im Freien lebenden Raupen gewonnen wird, ist von geringem Werte. Die Seidenraupen werden daher auch in ihrem Vaterlande, ganz wie bei uns, in mäßig warmen Stuben gepflegt. Das Füttern der Tiere ist ein mühsames Geschäft; denn ihre Lebenszeit dauert drei volle Monate, während welcher sie sich viermal häuten. Die Maulbeerblätter müssen durchaus trocken sein; nur im Notfall darf man ihnen zarten Gartensalat, Ahorn-, Birn- und Eichenblätter, auch

wohl Himbeer- und Rosenblätter geben, aber niemals lange. Die Blätter müssen zweimal des Tages gewechselt werden; außerdem darf man die Raupen nicht mit den Fingern anfassen, sondern muß sie mit einer Feder auf die frischen Blätter übertragen.

Sobald sich die Raupen verpuppen wollen, setzt man ihnen Zweige von Heidelbeeren hin, an die sie sich anheften. Ist die Verpuppung erfolgt, so beginnt das Einsammeln der Hülsen. Einige bewahrt man sich auf, um Schmetterlinge daraus zu bekommen; die übrigen werden in heißes Wasser geworfen, oder man tötet den in der Puppe entstehenden Schmetterling, indem man mit Terpentinöl getränktes Papier in die Nähe der Cocons legt. Außerdem kann man auch Kampher dazu nehmen oder die Puppen in einem Backofen rösten. Auch in diesen letzteren Fällen werden die Cocons in heißes Wasser geworfen, welches den Leim auflöst, der die Fäden zusammenhält. Hierauf rührt man das Wasser mit Reisern um, wobei zarte Fäden von den Cocons an denselben hängen bleiben. Diese werden vereinigt, abgehaspelt und liefern die rohe Seide. Nachdem dieselbe mehrmals mit Seife abgekocht, gebleicht und geschwefelt worden ist, erscheint sie weiß, weich und glänzend, und nun wird sie wie die Leinwand auf einem Webstuhl zu Zeugen verarbeitet.

China und Italien liefern noch jetzt die meiste Seide; auch die Fabriken von Lyon und Valenzia sind berühmt. In Deutschland hat sich besonders Friedrich der Große für den Seidenbau interessiert; er legte Seidenfabriken zu Berlin, Potsdam und Magdeburg an. Indessen ist das Klima bei uns zu kalt, um den Seidenbau mit demselben Erfolge zu betreiben wie die südlicheren Länder.

Rudolph.

143. Kaiserwahl Konrads des Saliers.

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn;
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken mafs!
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,

Dafs, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch und Holzteil Sprache hielt;
Nein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschart,
Ins Maienfeld hinab, zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen samt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben.
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer,
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüfsen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm, verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein grofses Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was jeder im besondern erst beriet,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählich war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschlufs.
Aus vielen wurden wenige gewählt,
Und aus den wenigen erkor man zween,
All beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones wert erkannt
Vor allen, die der deutsche Boden nährt,

Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daſs fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
Und daſs die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demut überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daſs man des Rheines stillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am andern Unrecht zu begehn,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist:
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faſsten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuſs.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt.
»Weil doch« — so rief er — »einer es muſs sein,
So sei's der Altre!« Freudig stimmten bei
Gesamte Fürsten und am freudigsten
Der jüngre Kunrad. Donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederlieſs,
Ergriff er seines edeln Vetters Hand
Und zog ihn nieder auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwitwe Kunigund.
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reihn,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüſst.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhab'nen Dom

Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk. Uhland.

†144. Sprichwörter.

Wie die Arbeit, so der Lohn. — Wie man sich bettet, so schläft man. – Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. – Je höher der Baum, desto schwerer sein Fall. – Wie man's treibt, so geht's. — Wie man in den Wald schreit, so hallt's wieder.

†145. Der Ziegenbock.

Frau von Hill wohnte in einem schönen Hause vor der Stadt. Eines Sonntags frühe sprach sie zu ihrer Magd: „Kreszenz, ich gehe jetzt in die Kirche; schließ doch die Hausthüre fleißig zu! Ich habe dir das schon öfter gesagt; folg mir einmal! Sonst könnte sich leicht jemand in das Haus schleichen und Schaden anrichten."

Die Frau ging; Kreszenz holte über eine Weile Wasser am Brunnen und ließ richtig wieder alle Thüren offen stehen. „Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen," sagte sie und lachte über die Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Kreszenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Geißbock zur Hausthüre hinein, sprang die Stiege hinauf und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hing in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beinahe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sei noch ein Bock da und drohte mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch so. Plötzlich sprang jetzt der rechte Bock auf den eingebildeten los und stieß so gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tausend Stücke zerbrach.

Kreszenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hauthüre herein und hörte das Klingeln der Glasscherben. Sie lief in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und trieb den Bock mit vielen Streichen wieder aus dem Hause; allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz.

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd wegen ihres Ungehorsams und des angerichteten Schadens ohne Lohn fortgeschickt. In ihrem neuen Dienste durfte man es ihr nicht befehlen, die Thüre zu schließen. Schmid.

†146. Der Nutzen des Schafes.

Das Schaf ist eines der nützlichsten Haustiere; denn es gibt dem Menschen nicht nur einen grofsen Teil seiner Nahrung, sondern liefert auch den bedeutendsten Teil des Stoffes zu seiner Kleidung und nützt sonst noch durch eine Menge anderer, brauchbarer Gegenstände. Die Mutterschafe geben eine wohlschmeckende, fette Milch, die entweder roh genossen oder gekocht oder zu Butter verarbeitet wird. In der Regel benutzt man jedoch die Schafmilch nicht, weil es bei der Schafhaltung hauptsächlich auf die Zucht der Lämmer ankommt. Im Mai oder Juni werden die Schafe geschoren. Die Wolle spinnt man zu Garn und verstrickt sie zu Strümpfen, Handschuhen, Nachtjacken und vielen anderen Kleidungsstücken, oder verwebt sie zu Tuch und sonstigen wollenen Zeugen. Die rohe Wolle wird auch zu Filz, zum Polstern und Ausstopfen benutzt. Das Fleisch des Schafes ist unter dem Namen Schöpsen- oder Hammelfleisch bekannt und wird besonders in der wärmeren Jahreszeit häufig gegessen. Den Talg benutzt der Seifensieder zu Seife und Lichtern, und das gegerbte Fell verarbeitet der Pergament- und Schuhmacher. Aus den Därmen macht man Violinsaiten, sowie Bogensehnen, und aus den Füfsen und anderen Abgängen kocht der Leimsieder Leim. Der Unrat der Schafe gibt dem Landwirt ein ganz vorzügliches Düngemittel.

So ist fast nichts an dem Schafe, das nicht zu benutzen wäre, und der Landmann hält darum oft sehr zahlreiche Schafherden. Wunderlich.

147. Das Rhöngebirge.

Die Hügel und Berge an der Saale und Sinn gehören dem Rhöngebirge an. Gleich dem Fichtelgebirge ist dieses ein riesiger Grenzstein zwischen Nord- und Süddeutschland und weist seine Gewässer beiden zu, diesem die Sinn und die fränkische Saale, jenem die Fulda und die Ulster, die in der Weser sich vereinigen.

Aus der breiten Ebene des Saalgrundes erhebt sich die gewaltige Masse des Kreuzberges — 931 m — hoch empor. Westlich vom Kreuzberge liegt die breite Kuppe des Damersfeldes, von wo aus die Rhön im Südwesten mit dem Spessart zusammentritt. Nordwärts vom Kreuzberge, bis hinauf nach Tann und Kaltennordheim, zieht sich ein langer, plateauartiger Rücken, fast ganz aus Basalt gebildet. Außerdem sind um das Nordende des Gebirges noch eine Anzahl Berge gehäuft von abenteuerlichster Gestalt, in Kuppen-, Kegel-, Sarg- und Glockengestalt.

Um diese vier Hauptteile des Gebirges schlingen sich die Thäler der fränkischen Saale, der Fulda und der Werra.

Die Rhön in ihrer Ausdehnung nach Norden ist ein rauhes, unwirtliches Land. Nur magere Triften ziehen sich an den sonderbar geformten, spärlich bewaldeten Einzelkuppen hinan. Der Basalt, aus dem dieser Teil der Rhön aufgebaut ist, widersteht eben hartnäckig jeder Zerstörung, die bei anderem Gestein durch die Einflüsse der Atmosphäre bewerkstelligt wird, und hilft auch deshalb nicht, eine fruchtbare Dammerde zu bilden.

Totenstille herrscht droben auf dieser Höhe. Wanderer und Lustreisende sind hier nirgends; nur der einsame Bauer, der Viehhändler durchkreuzen hie und da die Wildnis. Außer einigen Hütten für Torfstecher kein Dorf, kein Gehöfte weit und breit. Selbst die Namen der wenigen Ortschaften Sparbrod, Wüstensachsen, Steinau, Dürrfeld, Kaltennordheim ꝛc. erinnern an die Dürftigkeit, die allenthalben auf der Rhön herrscht.

Bei alledem hängt der Rhöner Bergländer zäh an seiner Heimat, und Auswanderungen sind äußerst selten. Ist das kleine Hauswesen besorgt und tritt Mangel an Verdienst ein, so zieht er südwärts ins „Franken“ oder in die Wetterau — das sogenannte Niederland, arbeitet den Sommer, Herbst und Spätherbst hindurch bei den Bauern als Taglöhner und kehrt gegen Weihnachten in seine tiefverschneiten Thäler, auf seine neblichten, übereisten Höhen, in seine arme Hütte zurück.

Der Winter im Rhöngebirge steht dem hochnordischen am Nordkap und in Sibirien an Großartigkeit und Schrecknissen wenig nach. Grimmige Kälte und brausende Stürme, abwechselnd mit frostigen Nebeln, Regen und finsterem Schneegestöber währen da ununterbrochen bis Ende April, oft bis Mitte Mai. Der 8—10 m hohe, festgefrorene Schnee trägt den Menschen über unsichtbar gewordenes Buschwerk und über Bäume hinweg; nur die höchsten Wipfel ragen um etliche Fuß aus der allgemeinen

Öde hervor. Verloren ist da auf der weiten Gebirgsfläche jede Bahn, jeder Fußweg; Stangen und Pflöcke bezeichnen die Wege.

Da herrscht im genügsamen Völkchen große Not. Wenn dann der karge Wintervorrat zu Ende, frißt das vor Hunger brüllende Vieh das magere Heidekraut; der Preis des Viehes sinkt bis zur Hälfte herab, jener des Futters und der Menschennahrung — Erdäpfel — wächst zum doppelten an. In der unerträglichen Kälte greift der Ärmere wegen Holzmangel alle brennbaren Gegenstände an, um seine Kleinen dem Erfrieren zu entreißen.

Die beträchtlichste Höhe des ganzen Rhöngebirges ist die große Wasserkuppe und in der Nähe derselben die kleine Wasserkuppe, an deren Fuße die Fulda entspringt. An den beiden Wasserkuppen lagern sich fast alle Tage des Jahres hindurch, wenigstens für die Dauer einiger Stunden, Wolken.

Die eigentümlichen Formen mancher Rhönberge, ihre kraterartigen Vertiefungen, welche ringsum von gleichmäßig gebildeten, wie aus geschmolzenen Felsenmassen bestehenden Wänden umschlossen sind, lassen die Rhön als ein Glied der erstorbenen Vulkankette zwischen Rhein und Elbe erscheinen.

Manche der ehemaligen Krater sind nun mit Wasser gefüllt, so der Frickenhäuser See, eine halbe Stunde von Mellrichstadt. In der Mitte soll er fast unergründlich sein. Das Wasser ist hell, ohne sichtbaren Zu- und Abfluß, gleichwohl auch ohne Zu- und Abnahme, und niemals faulig.

Von ähnlicher Unergründlichkeit sollen die zahlreichen Moore auf der Rhön sein. Sie sind von Basaltgebilden umschlossen und dehnen sich über große Räume aus, um welche her der Boden schon bei ferner Annäherung feucht und schwankend wird. Der unvorsichtige Betreter würde spurlos in denselben versinken; denn ein großes, ästiges Wassermoos überzieht die tiefen Wassertümpel mit einer betrügerischen, grünen Matte, die mehrere Fuß über den gewöhnlichen steinigen Wiesboden in die Höhe tritt.

Walther.

148. „Warum,“ „was“ und „wie“ müssen wir essen und trinken.

„Essen und Trinken erhält den Leib,“ ist eine alte und sehr wahre Redensart. Mit dem Baue unseres Körpers verhält es sich auf ziemlich ähnliche Weise wie mit dem Baue eines Hauses. Man braucht zu einem Hausbaue sehr verschiedenes Baumaterial; man braucht da Holz, Steine, Eisen, Glas, Lehm u. dgl. m. Alle diese Stoffe müssen aber ihrer Bestimmung ge-

mäß verarbeitet werden, so das Holz zu Brettern und Balken, das Eisen zu Platten und Nägeln. Erst dann sind sie zur Herstellung von Wänden und Räumen mit Thüren, Fenstern, Öfen, Schlössern u. s. w. zu verwenden. Ganz dasselbe ist der Fall mit dem Bau des menschlichen Körpers. Es sind dazu ebenfalls eine Anzahl ganz verschiedener Stoffe nötig, wie Wasser, Eiweiß, Fette, Salze, Kalke, Eisen u. s. w. Diese Stoffe müssen nun aber erst innerhalb unseres Körpers für den Aufbau vorbereitet und zu den kleinsten Körperteilchen, wie zu Bläschen (Zellen), Fäserchen, Röhrchen, Plättchen und Häutchen verarbeitet werden. Erst dann können sie zur Zusammensetzung der Knochen, Knorpel, Muskeln (oder Fleisch) und Nerven dienen.

Wie bekannt, gibt es an jedem Gebäude fortwährend auszubessern, da es ja durch die Zeit und den Gebrauch außen und innen Schaden leidet. Natürlich sind dann die Schäden an den ruinierten Teilen nur mit demjenigen Material auszubessern, aus welchem sie gearbeitet waren; die Fenster müssen durch Glas, die Mauern durch Steine, die Schlösser durch Eisen repariert werden. — Ebenso verhält es sich mit unserem Körper. So lange wir leben, nutzt sich derselbe fortwährend in allen seinen Teilen ab, und er kann nur dann ordentlich ausgebessert, dadurch aber gesund erhalten werden, wenn das Abgenutzte immerfort wieder aufgebaut wird: das Fleisch durch Fleischstoffe, die Knochen durch Leim und Kalk, die Nerven durch Eiweiß und Fett. Das fortwährende Abnutzen (Absterben) unserer Körperteile und das immerwährende Wiederersetzen (Erneuern) derselben nennt man den Stoffwechsel. So lange dieser vor sich geht, leben wir; hört er auf, dann sterben wir; hat er aufgehört, so sind wir tot; geht er schlecht und falsch von statten, dann sind wir krank.

Der Stoffwechsel wird mit Hilfe des Blutes im Gange erhalten. Die Stoffe, aus denen sich das Blut bildet, werden demselben durch die Nahrung mit Hilfe der Verdauung übergeben; aus dem Blute aber bauen sich alle Teile unseres Körpers auf. Deshalb wird das Blut als die Quelle des Lebens bezeichnet.

In einem Gebäude werden wir uns nur dann wohl befinden können, wenn in dessen Räumen eine angenehme Temperatur herrscht. Wir heizen deshalb bei kaltem Wetter ein. — Auch innerhalb unseres Körpers ist stets ein gewisser Grad von Wärme (+ 30° R.) nötig, wenn der Stoffwechsel ordentlich vor sich gehen soll. Um diese Wärme zu erzeugen, heizen wir auch ein, und zwar mit Stoffen, die dem Verbrennungsmaterial unserer

Öfen (Holz, Stein- und Braunkohle) in ihren Grundbestandteilen ähnlich sind. Zu ihnen gehören fettige, stärkemehlhaltige, zuckerhaltige und spirituöse Sachen. Wir genießen dieselben mit unseren Nahrungsmitteln und zum Teil gleichzeitig auch als ernährende Stoffe. Einige dieser Stoffe, wie das Stärkemehl und der Zucker, verwandeln sich in unserem Körper allmählich in Fett; man nennt diese Stoffe deshalb auch Fettbildner.

Wir bedürfen also sehr verschiedener Nahrungsmittel. Nur die Milch und die Eier enthalten alle jene Stoffe, die unsern Körper aufbauen, und deshalb könnte der Mensch auch von Milch und Eiern allein leben. Alle übrigen Nahrungsmittel dagegen enthalten nur den einen oder den anderen von den Stoffen, die wir dem Blute zuführen müssen. Deshalb ist es am zweckmäßigsten, wenn unsere Nahrung eine gemischte, nämlich aus tierischen und pflanzlichen Nahrungsmitteln zusammengesetzte ist. Zu einem gesunden, kräftigen Leben bedürfen wir der Abwechselung in den Speisen. Würden wir bloß von magerem Fleische, von Käse oder vom Weißen der Eier leben wollen, so müßten wir ebenso verhungern, als wenn unsere Nahrung bloß in Fett, Butter und Eidotter bestände. Ebenso können aber auch alle Mehlspeisen, besonders das Brot, nur dann als nahrhaft gelten, wenn in ihnen außer dem Mehle auch noch Kleber (d. i. der mit dem Weißen im Ei zu vergleichende Eiweißstoff, der dicht unter der Schale der Getreidesamen lagert,) vorhanden ist. Da sich nun in der Kleie noch viel Kleber befindet, so muß Kleienbrot auch viel nahrhafter sein als das gewöhnliche Brot ohne Kleie. Freilich wird aber auch durch die Kleie das Brot schwerer verdaulich, und würde darum Kleienbrot einem schwachen Magen nicht anzuraten sein.

Die Getränke sollen die wässerigen Bestandteile unseres Blutes und Körpers ersetzen, die derselbe fortwährend durch Lungen, Haut und Nieren verliert. Außerdem enthalten aber auch noch alle Getränke, selbst das Trinkwasser, solche Nahrungsstoffe in sich, die zum Ersatze der festen Körperbestandteile dienen können. Unter allen Getränken können nur zwei für den Menschen als wirkliches Bedürfnis gelten: das Wasser und im Kindesalter die Milch. Letztere kann für den Erwachsenen gleichzeitig als Getränk und Speise dienen.

Wenn wir nun auch wissen, was wir essen sollen, so ist es ferner noch von großer Bedeutung, zu wissen, wie wir die Speisen genießen müssen. Viele Menschen essen so, daß ihnen das Genossene den Nutzen nicht bringt, den es bringen könnte.

Alles Feste, was wir genießen, ganz besonders das Fleisch, muß so zubereitet und im Munde mit den Zähnen so lange verarbeitet (gekaut) werden, daß es im Magen und Darmkanale von den Verdauungssäften, vorzugsweise vom sauren Magensafte, leicht durchdrungen und aufgelöst werden kann. Je flüssiger und breiiger ein Nahrungsmittel ist, oder je schneller es im Magen in eine solche Form verwandelt werden kann, desto verdaulicher ist es, und desto besser können seine Nahrungsstoffe ausgezogen und in das Blut geschafft werden. Deshalb kommt auf die Zubereitung und das Kauen der Speisen sehr viel an. Ein gut gekochtes oder gebratenes, weiches Stück Fleisch muß, wie ein tüchtig zu Brei gekautes Stück, weit verdaulicher sein als hartes, wenig zerkautes Fleisch. — Hartes Ei ist sehr unverdaulich; weiches dagegen sehr leicht verdaulich. — Feste, unlösliche (also unverdauliche) Stoffe in unsern Speisen, wie Hülsen, Schalen, Körnchen, Blätter u. dgl. erschweren, indem sie im Magen die löslichen, verdaulichen Nahrungsstoffe einhüllen, das Eindringen des Magensaftes in dieselben und hindern dadurch die Lösung dieser Stoffe. So gehen nicht durchgeschlagene Hülsenfrüchte (auch Reis) fast ganz unverdaut wieder vom Menschen. Sehr fette Speisen werden ebenfalls unverdaulicher, sobald das flüssige Fett, welches vom wässerigen Magensafte nicht durchdrungen werden kann, eine Art Hülle rings um die löslichen Nahrungsstoffe bildet. Trinkt man Milch langsam in kleinen Schlucken und ißt dazwischen Brot, so gerinnt dieselbe im Magen nur in ganz kleinen Portionen und wird dann für den Magensaft leichter durchdringlich und löslicher. Dagegen bildet sich beim schnellen Trinken größerer Massen Milch im Magen ein großer Klumpen Quark, und dieser ist für den Magensaft schwer zu lösen. Aus diesen wenigen Beispielen wird man schon erkennen, daß auf das W i e beim Essen und Trinken viel ankommt.

Dr. Bock.

† 149. Der Fliederstrauch.

Es gibt nicht viele Gewächse auf der Erde, die dem Menschen so nützlich sind wie der Flieder, dessen grünes Blätterdach mit den blafsgelben, reichblütigen Trugdolden uns so oft in der Nähe der Dörfer, hinter Mauern und Zäunen entgegenschimmert. Die in der Jugend grüne, im Alter graue und rissige Rinde, sowie die Blätter gebraucht man zum Färben; das alte, gelbe Holz benutzt der Drechsler

zu allerlei niedlichen Arbeiten, und ihr alle wifst, wie nette Büchsen sich aus den ausgehöhlten Ästen anfertigen lassen. Wird man von Kopfweh geplagt, so thut ein Umschlag von frischen Blättern des Flieders nicht selten die besten Dienste, und bei Erkältungen ist kaum etwas besser geeignet, wohlthätigen Schweifs zu erzeugen, als der Genufs des Fliederthees oder des Fliedermuses, welches letztere man aus den reifen, schwarzen Beeren bereitet. Der Apotheker gebraucht aufserdem die Wurzel und die innere Rinde der jungen Zweige, und in verschiedenen Gegenden tauchen die Leute die ganze Blütendolde in einen Mehlteig und verspeisen sie als »Holderküchle.« Summa: es ist nichts am Fliederstrauch, was nicht der Mensch benutzen könnte, und darum darf es uns nicht wundern, dafs den alten Wenden der Fliederstrauch heilig war. Auch können wir wohl den Worten jenes naturkundigen Mannes Beifall schenken, der da sagte: »Vor jedem Fliederstrauche sollte man die Mütze abnehmen.«

Nacke.

150. Die Perlenmuschel.

Tief im Meeresschoß verborgen,
In der schaurig grausen Nacht,
Wo das Ungetüm der Fluten,
Wo der Haifisch lauernd wacht,
Hängt die graue Muschelschale
An der steilen Felsenwand,
Und der kühne Taucher holet
Dort sie mit geschickter Hand.
Grau und schlammig, ohne Schimmer,
Grüßet sie das Tageslicht;
Meint man doch, die schlechte Muschel
Lohn' so viel Gefahren nicht.
Aber sieh, in ihrer Mitte,
O, wie schimmert's da so rein!
O, wie glänzt da Perl' an Perle,
Holder noch als Edelstein!
Hoher Reichtum ruht verborgen
Dort in wundersamer Pracht,
Daß so eine einz'ge Muschel
Hat den Taucher reich gemacht.

Braun.

151. Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn;
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.
Er hat ihn erstochen im dunklen Hain
Und den Leib versenkt in den tiefen Rhein,
Hat angelegt die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.
Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Pferd und bäumt sich zurück;
Und als er die güldenen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.
Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt;
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Uhland.

152. Das Kochsalz.

Über die ganze Erde verbreitet sich das notwendigste Gewürz: das Kochsalz. Es liegt bergehoch in der Erde als Steinsalz; es quillt seit der Weltschöpfung als Salzsole aus unzähligen Salzquellen; es bedeckt als krystallischer Überzug die unfruchtbaren Steppen Nordafrikas, Mittelasiens und Chiles; es findet sich in so ungeheueren Massen im Weltmeere, daß man, wollte man das gesamte Meerwasser verdunsten, das ganze feste Land der Erde viele Meter hoch mit Salz würde bedecken können. Schaut hinaus auf das unermeßliche Meer; sein blaues, durchsichtiges, lieblich anzusehendes Wasser schmeckt salzig und bitter. Steigt hinab in Wieliczkas wunderbare Salzbergwerke, wo man so reines und durchsichtiges Salz findet, daß man es sogleich, wie es aus der Erde kommt, verbrauchen kann; besucht Österreichs Salzkammergut mit seinen unermeßlichen Salzschätzen bei Ischl, Hallein und Hallstadt und die bayerischen Städte Berchtesgaden und Reichenhall; seht Preußens unerschöpfliche Salzquellen bei Halle an, und überall, wo sonst euch der Ortsname Hall begegnet, da werdet ihr das finden, was das Wort bezeichnet: das Salz.

In Flözgebirgen liegt in gewaltigen Lagern das Steinsalz, das man bergmännisch gewinnt. Freilich ist es nicht selten mit Gips, Thon und erdigen Teilen vermischt, und dann werden nicht die Salzsteine herausgeschafft, sondern man läßt in die Salzgruben Wasser hinein, welches das Salz auslaugt. Im Schoße der Berge entstehen dann große, vom Wasser ausgefressene

Höhlen, wie in Berchtesgaden und Hallein, wo der Fremde mitten im Salzberge auf einem Kahne über einen kleinen Salzsee schifft, während an den Wänden und an der Decke beim Scheine der Fackeln und Lichter die roten, weißen, blauen, grauen Salzkrystalle wie in einem Feentempel wunderbar glänzen. Gewaltige, oft stundenlange Solwasserleitungen führen die Salzsole in die Siedehäuser, wo in ungeheuren Pfannen durchs Feuer das Wasser verdunstet und die weißen Salzkrystalle anschießen und zurückbleiben. Wo natürliche Salzquellen sich finden und die Sole so dünn ist, daß sie nicht versotten werden kann, da müssen Sonne und Luft in den Gradierwerken dem Feuer vorarbeiten, indem von hohen Balkengerüsten die Sole durch hochaufgeschichtetes Reisig langsam herabtröpfelt und auf diesem Wege durch Luft und Sonne abgedunstet wird. Da macht man sich freilich an den Küsten des atlantischen und mittelländischen Meeres das Abdünsten des Meerwassers leichter; man gießt das Wasser in große, flache Gruben und überläßt das Gradier- und Siedegeschäft der Sonne, in Sibirien aber der Kälte, indem nur der salzreine Teil des Wassers gefriert oder verdunstet, das Salz aber zurückbleibt. So gewinnt man das Salz, dieses für Menschen und Tiere unentbehrlichste Gewürz, diese Delikatesse der Schafe, dieses „Konfekt der Kamele,“ wie es die Araber nennen, von welchem man in der Schweiz das Sprichwort hat: „Ein Pfund Salz gibt zehn Pfund Schmalz.“ Und wie wollten wir Menschen unsere Speisen bereiten und erhalten ohne das Salz, das nicht bloß vor dem Faulwerden schützt, sondern die Speisen auch schmackhaft macht? Woher sollten wir unsere Schinken und die Schiffe, die übers Weltmeer segeln, ihr gepökeltes Fleisch nehmen? Und endlich wär's doch wirklich schade um die Millionen von Heringen und Bücklingen, die wir alljährlich wohl eingesalzen oder geräuchert verspeisen, wenn wir sie von Sommer zu Sommer nicht aufbewahren könnten, bis die guten Tierchen wieder einmal herdenweise in die Netze und Garne der betriebsamen Bewohner der Nord- und Ostseeküsten schwimmen. Nach Kell.

153. Die Donau.

Die Donau ist der gröfste Strom Deutschlands; ihre Länge beträgt, die Windungen mitgerechnet, an 2850 km. Sie zerfällt in drei Teile, die deutsche Donau bis Prefsburg, die ungarisch-slavische bis Orsova und die walachisch-bulgarische bis zur Mündung ins schwarze Meer.

Hier wollen wir nur den Lauf der ersteren verfolgen.

Die Donauquellen befinden sich auf dem Schwarzwalde in einer Höhe von etwa 640 Meter. Bei Prefsburg beträgt die Seehöhe nur etwa noch 116 Meter. Daraus läfst sich schliefsen, dafs die Ebenen der mittleren und unteren Donau tief liegen und der Lauf des Stromes, der von Ofen noch $\frac{2}{3}$ seines Weges zurückzulegen hat, langsam, also der Schiffahrt äufserst vorteilhaft werden mufs.

Die Donauquellen vereinigen sich bei Donau-Eschingen zu einem Flufs. Der an 30 Meter breite Strom durchfliefst nach seinem Austritt aus dem Grofsherzogtum Baden das preufsische Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen und den Südteil des Königreichs Württemberg. Auf diesem Laufe durchbricht er schäumend die Felsen der schwäbischen Alp und setzt dann am südlichen Abhang des Gebirges seinen Lauf ruhiger fort bis zur Bundesfestung Ulm. Hier wird er schiffbar und betritt das Königreich Bayern. Er nimmt nun seinen Lauf zwischen den Vorbergen der Alpen und den Hügelreihen, die von der schwäbischen Alp und dem Fichtelgebirge ausgehen. Unterhalb Regensburg stellen sich ihm die Gebirge des Böhmer-Waldes entgegen. Verstärkt durch den Lech, die Isar und den Inn, bahnt er sich den Ausgang durch die Felsenwände unterhalb Passau und tritt in das schöne Österreich.

Besonders herrlich ist der zwischen Linz und Wien liegende Teil des Flusses. Bei der erstgenannten Stadt fliefst er, von Bergen eingeengt, in einem ungeteilten Strome. Unterhalb der Stadt aber fängt er bald an, viele grofse und kleine Inseln zu umfassen und sich in viele Arme zu spalten. An vielen Stellen ragen aus dem Wasser Sandbänke heraus; sind sie bewachsen, so nennt man sie Auen. Diese mit Bäumen und Gebüsch aller Art bedeckten Auen bieten grofse Weideplätze für eine unzählige Menge von Wild dar; die kleinen Arme, Buchten und Seen zwischen den Sandbänken und Inseln sind gewöhnlich mit unzähligen Wasservögeln bedeckt: mit wilden Enten und Gänsen, mit Reihern, Kranichen, Kiebitzen, Krähen und besonders mit Möven. Aufserdem erhöhen den Genufs der Donaureise herrlich gelegene Dörfer und Schlösser, die aus den Gebüschen des Ufers oder der Auen wie aus einem Versteck hervorsehen. Zuweilen zieht der Flufs sich lang gestreckt vor den Blicken hin wie eine grofse Chaussee; öfter noch ist er auf allen Seiten von

Bergen eingeschlossen, und wir fahren wie in dem engen Kreise eines einsamen Bergsees. Eine Wendung des Schiffes bringt uns in eine andere abgeschlossene Wassermasse hinein. So scheint es, als reihe eine Kette von Seen sich an einander, an deren schroffen, felsigen Ufern wir zu scheitern fürchten. — Bemerkenswert sind noch die Stromengen und Strömungen, genannt Strudel und Wirbel, unterhalb des Städtchens Grein. Hier werden die Berge immer höher und schroffer. Dichte Wälder werfen ihre Schatten über den Strom, der bald schwarz und düster dahinschleicht, bald mit weifsem Schaum brausend weiterstürzt. Hier und da erheben sich alte Burgen auf den Felsen. Man fährt an einer Insel vorbei, auf deren Spitze ein Kruzifix steht. Sie teilt die Donau in zwei Teile, deren einer über Felsblöcke dahinbraust. Schon in weiter Entfernung hört man das Getöse, und das Schiff wird vom Strudel so schnell vorwärts getrieben, dafs man kaum Zeit hat, die Gegenstände am Ufer zu beschauen.

Noch bei vielen merkwürdigen Städten, Burgen und Schlössern fährt das Dampfschiff vorbei. Endlich nach neunstündiger Fahrt landet es in der Nähe von Wien. Hier am Donauhafen ist ein beständiges Gewimmel von Menschen und Wagen; man merkt die Nähe der grofsen Stadt. Von Wien bis Prefsburg ist nur noch eine Strecke von 52,5 Kilometer.

Unter den Nebenflüssen des Oberlaufes ist die Altmühl auf der linken Seite darum von besonderer Wichtigkeit, weil sie mit der Regnitz durch den Ludwigskanal in Verbindung steht, wodurch eine Vereinigung zwischen Donau, Main und Rhein, also zwischen dem schwarzen Meere und der Nordsee hergestellt ist.

Keck.

154. Ein Mittag auf dem Königssee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf und gönnen den Blicken, in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des Sees aber liegt ein kleines Eiland

und auf ihm eine Kapelle, dem h. Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehen. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder; der Geier schrak heftig zusammen, drehte sich, die weit ausgespannten Fittiche stärker schlagend, um sich selbst herum, stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserem Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Tiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine, unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm hinziehen, wo es dann wohl geschehe, weil sie, von ihrer Last beschwert, nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschlosse zu sehen. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einstmals versucht, ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hineingesehen, und zwei junge Geier hätten darin gesessen und, Ätzung erwartend, die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hilfe eilten, und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Tiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee, so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Tiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die, unter den Bäumen lustwandelnd oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit

erwarteten, und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit und Dichtung mischten, die aber insgesamt einen Anstrich von dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend hatten.

„Alles hier," sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, „ist gewaltig, ungeheuer und kühn; nur der Mensch ist wie überall."

„Mit nichten," entgegnete ein Schweizer; „auch die Menschen in unseren Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner als anderswo. Der Hirt, der monatelang auf seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, wecken ihn bald der Donner der Lawinen, bald die Gewitterschläge, die in diesen Gebirgen ganz anders rasen als auf euren Heiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach; ja, er liebt die Gefahr und sucht sie begieriger auf als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Üppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er sich, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun mit einer Last von oft sechzig bis neunzig Pfund auf dem Rücken muß er den schroffen, schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er sich und alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andere Weise, ohne Gefahr und mit

geringerer Mühe, hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht auf eben diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Tier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht, und dennoch kühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eigenen Beschaffenheit angemessen ist."

„Es ist halt mit der Gefahr wie mit der Arbeit," sagte ein anderer. „Es ist eine Gewohnheit! Wie sauer einem auch die Arbeit ankömmt, wer einmal daran gewöhnt ist, der kann sie nicht entbehren, und wenn sie ihm fehlt, sehnt er sich darnach und nimmt wohl ganz unnütze Dinge vor. Ein paar Schlachten, ein paar Seefahrten machen auch den Feigsten beherzt. Erst thut's die Not, dann die Gewohnheit. In Bengalen geht man ebenso keck auf die Tigerjagd als anderwärts nach Hasen und Rehen. Der Mensch gewöhnt sich an alles." Jacobs.

† 155. Die Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süſser Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süſser Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Uhland.

156. Das Wasser.

Das Wasser ist kein einfacher Körper, sondern besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff. Das Wasser ist in der Natur so unentbehrlich als Luft, Licht und Wärme; denn ohne Wasser würde die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, alle Gewächse würden verdorren, und weder Menschen noch Tiere könnten leben. Was aber den lebenden Geschöpfen zu ihrer Erhaltung notwendig ist, das hat Gott der Herr in großer Menge erschaffen. Das Wasser eilt in Bächen und Flüssen zum Meere, steigt von da als Dunst oder Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Tau, ergießt sich als Regen über das dürstende Land oder fällt als Schnee und Hagel zur Erde, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach und fließt, indem es seine nährenden Gaben rings umher verteilt, von neuem hinab zur Tiefe. Das Wasser folgt dem Bergmann nach in seine Gruben, wie dem Krystallgräber auf seine kahlen Berghöhen; denn ebenso, wie die Luft ins Wasser eindringt und in dieses sich versenkt, so drängt sich das Wasser in luftiger Gestalt in die Atmosphäre ein und gibt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirges in solcher Fülle zu trinken, daß kaum die Mittagssonne die perlenden Tropfen hinwegnimmt. Nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein Leben sich mehr erhalten kann, in den kältesten Höhen, wohin sich nur kühne Luftschiffer und mutige Gebirgsbesteiger wagen, nur da gibt es weniger Wasser: da ist die Luft wasserleerer als anderwärts.

Mehr als drei Viertel der Erdoberfläche sind zwar vom Meere bedeckt, und Ströme, wie Seen und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Weltteilen und Ländern in großer Zahl. Aber dennoch kommt das wohlthätige Wasser den Landtieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen, wie die Luft, die sie atmen, sondern es muß von ihnen oft und in weiter Ferne und mühsam aufgesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das voll-

kommenere Landtier seine rüstigen Füße empfangen, daß sie mit Hilfe derselben aufsuchen können, was ihnen fehlt; in wenig Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenritzen nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Lache angelangt, in der sich von der Regenzeit her noch einiges Wasser erhalten hat; die Herden der schnellfüßigen afrikanischen Gazellen ziehen von einem Landstrich zum andern, dem Regengewölk nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergießt, und jeden Morgen wie jeden Abend finden sie von der fernen Weide her am Trinkplatze sich ein.

Viel anders als bei den Tieren verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen; sie müssen es abwarten, bis dieses ihnen selber entgegenkommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr als die Tiere. Denn diese finden zum Teil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen: der Raubvogel im frischen Fleisch und Blut der erbeuteten Tiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht nur eine bloße Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel, wie für das kleine Kind die Milch. Wie übel wäre dieses daran, wenn es seine Nahrung selber aufsuchen müßte, das schwache Kind, das noch nicht stehen, noch nicht gehen kann, sondern erwarten muß, daß die Mutter es tränkt. Und es darf nicht vergeblich harren; die Liebe treibt seine Mutter mächtiger zu ihm hin, als sein Hunger es zur Mutter. Also ergeht es dem Reiche der Pflanzen. Nicht nur das flüssige Wasser des Bodens dringt in ihre feinen Wurzelfasern ein, sondern auch das Wasser aus der Luft kommt herab, den Pflanzen entgegen. Wo viel Wald und reiches Grün ist, da gibt es Quellen und Bäche, und das Regenwasser zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin. Wo aber der Mensch aus Unkenntnis oder aus Roheit die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche, und das Land wird zur dürren Einöde.

So zeugt selbst die hilflose Pflanze von jener Fürsorge, die aller Wesen gedenkt. Er, der alliebende Schöpfer, vergißt auch das geringste seiner Geschöpfe nicht und gibt jedem, was ihm not thut, zu seiner Zeit. Es heißt da mit Recht:

Der Starke für sich selber wacht,
Den Schwachen nimmt der Herr in acht.

G. H. v. Schubert.

†157. Hanf und Flachs.

Diese beiden Gewächse, welche in Deutschland fast allenthalben angebaut werden, verdanken ihre Verbreitung weder ihrer Blüte, noch ihren Früchten, sondern ihrem Stengel. Dieser enthält nämlich zähe Fasern (Bast), welche, nachdem sie von den spröden, holzigen Teilen befreit sind, biegsame Fäden geben, die sich spinnen lassen. Welchen unendlichen Nutzen diese gewähren, kann sich jeder selbst aufzählen, wenn er an die Waren des Seilers, an die Fäden von dem Pechdrahte des Schusters bis zu dem Zwirn der Näherin, an die Leinwand von dem groben Packtuche bis zu dem feinsten Batist denkt. Zwar hat man in neuerer Zeit die ausländische Baumwolle vielfach an die Stelle des Flachses gesetzt, aber das feinste und dauerhafteste Gewebe bleibt immer die Leinwand. Der Hanf hat den Vorzug gröfserer Festigkeit und Dauerhaftigkeit; aber Feinheit und Schönheit bleibt auf der Seite der flächsenen (leinenen) Gespinste. Und wie viele Personen finden Arbeit und Verdienst bei der Behandlung dieser beiden Gewächse! Der Bauer, welcher pflügt und säet; die Weiber, welche im Herbste brechen, schwingen und hecheln, die Winterabende durch Spinnen und Haspeln kürzen, im Sommer das gefertigte Tuch bleichen; die Weber, welche spulen, zetteln und weben; die Färber, welche dem Garn oder der Leinwand eine andere Farbe geben: alle haben ihren Vorteil von dem Anbau dieser Pflanzen, den Seiler gar nicht gerechnet. Dazu kommt, dafs Hanf und Flachs öligen Samen bringen, welcher sich mannigfach benutzen läfst, der Hanf mehr als Futter für im Käfig gehaltene Vögel, der Lein aber zu Öl. Zwar hat das Leinöl nicht den guten Geschmack des Mohnöls, des Nufsöls u. s. w., allein zu Firnis und Ölfarbe ist es unter allen das brauchbarste. Und der Flachs trägt reichlich. Aus seinen blauen Blüten bilden sich erbsengrofse Knoten, in deren Fächern die flachen Leinkörnchen in Menge sitzen. Wenn die Sonne die Knoten gesprengt hat, fallen die Körnchen meistens von selbst heraus; doch hilft man durch Dreschen noch nach. Obgleich die Arbeit bei dem Bau und der Zubereitung des Flachses nicht leicht ist, so herrscht doch gewöhnlich grofse Fröhlichkeit dabei, freilich bisweilen auch Leichtsinn, indem man bei dem Dörren mit dem Feuer nicht vorsichtig umgeht. Es sind schon ganze Ortschaften dadurch in Feuersnot gekommen.

So grofs die Ähnlichkeit in der Behandlung des Hanfes und Flachses ist, so ungleich sind die Pflanzen selbst. An dem Hanf ist alles gröfser und gröber, mannshohe Stengel, dickere, runde Samenkörner, widriger Geruch, unschöne Blüte; an dem Flachs ist dies alles anders. Dennoch erträgt der letztere mehr Kälte und kommt in geringerem Boden fort. Der beste Lein kommt aus Rufsland, der beste Hanf aus Italien. Übrigens läfst sich aus Brennesseln noch feinere Leinwand bereiten als aus Flachs. Wäre es nur nicht so mühsam! Curtman.

†158. Die Schnecke.

Kaum hat der Frühlingsregen den Boden befeuchtet, so kriechen allenthalben Schnecken umher. Hier am Zaune entlang wandern fingerlange Nacktschnecken, schwarz oder gelb, und lassen einen weißen Streifen Schleim hinter sich. Dort am Baume empor kriechen kleine Schnecken mit gelben Häuschen und schwarzen Streifen; selbst im Teiche schwimmen viele mit dunklen, grauen Schalen.

Woher haben denn die Schnecken ihr niedliches Häuschen? Die alte Schnecke legt viele kleine Eier an den feuchten Moosrasen. Die Sonne brütet dieselben aus, und aus jedem kriecht eine winzig kleine Schnecke mit einem Häuschen. Die Schnecke wächst, und das Haus wird ihr bald zu klein. Da streckt sie ihre vier Augen bedächtig aus, schauet nach Nahrung und kriecht zum saftigen Rasen, zum bunten Blümchen. In ihrem Munde besitzt sie zwei kleine Zähne; damit beißt sie die kleinen Blätter ab und verzehrt sie. Dieselben verwandeln sich dann in ihrem Körper in einen glänzenden Schleim, und damit glättet sie die Bahn, wenn sie kriecht. Aus dem Schleime baut sie auch ihr Häuslein, ganz allmählich einen Ring nach dem andern, bis eine neue Windung fertig ist. Die neuen Windungen werden größer und größer, so wie sie selber wächst. Aber wohl niemand sieht es dem Schneckenhause an, daß es aus Gras und Blumen erbaut ist.

Das Haus vertritt bei der Schnecke die Stelle der Knochen. Sie ist an dasselbe angewachsen und kann es nicht verlassen. Nun vermag die Schnecke zwar nicht schnell vorwärts zu kommen, da sie die ganze Wohnung stets mitnehmen muß; dafür ist sie aber auch überall zu Hause, sie mag reisen, wohin sie will. Und wird ihr irgendwo unsanft begegnet, so zieht sie sich still zurück in ihr Zimmer und befindet sich wohl im Schutze der festen Schale.

Wenn die Blumen verblüht sind und die Blätter verwelken, wird's auch der Schnecke zu kalt. Sie sucht ein geschütztes Plätzchen hinter dem Steinblocke, zwischen dem Moosrasen oder im Erdloche und fertigt aus Schleim nun auch eine Thür vor ihr Haus. Nachdem sie alles sorgsam verschlossen, schläft sie ein und träumt den ganzen Winter hindurch. Mitunter kommen dann wohl während des Winters Vögel und suchen die schlafende Schnecke auf, zerschellen ihr Haus an einem Steine und verzehren die Bewohnerin. Ist die Schnecke alt geworden, so schließt sie ihre Thüre wohl noch einmal, öffnet sie aber nicht wieder. Das Häuschen ist jetzt ihr Sarg, zu dem sie sich selbst den Deckel bereitet. Hier verwest sie. Alsdann fließt ein dunkles Wasser heraus; das tröpfelt in die Erde. Die Wurzeln der Blumen trinken es, oder es verdunstet, steigt hinauf in die Wolken und fällt wieder mit herab auf den durstenden Rasen. Das leere Häuschen aber liegt einsam am Wege; Käfer und Würmchen flüchten sich hinein, und Kinder suchen es und spielen damit.

Nach Wagner.

† 159. Die Schnecke und die Frösche.

Ein großer Haufen Frösche saß
An einem Teich im grünen Gras;
Sie machten sich mit Hüpfen, Springen,
Mit Schwimmen, Quaken, Schreien, Singen
Sehr lustig. Eine Schnecke sah
Dies voller Neid und sprach: „Ja, ja!
Das glaub' ich wohl, ihr habt gut lachen
Und könnt euch hier wohl lustig machen!
Ihr habt vier schöne, lange Beine,
Damit springt ihr von Rain zu Raine;
Doch ich, ich unglückselig Tier,
Ich krieche stets im Staube hier
Und schleppe noch von Ort zu Ort
Mein Haus wie einen Buckel fort."
Indem ließ sich der Storch hernieder:
Den Fröschen bebten alle Glieder;
Er stach und fraß in sie hinein
Und schluckte hinter groß und klein.
„Ei," sprach die Schnecke nun voll Mut,
„Ich seh', mein Buckel ist ganz gut;
Den will ich künftig lieber tragen,
Als so mein Leben stets zu wagen."

Zachariä.

† 160. Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.

„Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit Rom ist es aber eigentlich so zugegangen: Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, unverdrossen daran gearbeitet und nicht abgelassen, bis es fertig war.

So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

Hebel.

161. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen.

Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold;“ und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden. Ein ruhiges Herz und ein gutes Gewissen glänzen auch nicht und sind noch mehr als Goldes wert. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Scheffel Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

Hebel.

162. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höhn!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung;
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst; denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?“

Schiller.

163. Die Alpen.

Unter den Alpen versteht man die im südlichen Teile von Deutschland und in der Schweiz sich erhebenden, weit ausgedehnten Gebirge, deren Gipfel größtenteils mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind. Am höchsten sind diese Kuppen an den Grenzen der Schweiz gegen Italien. Auf den Alpen weiden zahlreiche Viehherden, die von den Hirten, welche Älpler oder Sennen heißen, gehütet werden. Hier werden den kurzen Sommer über jene weltberühmten Käse bereitet, deren Güte sich stets nach der Höhe der Alp richtet, auf der sie gemacht werden, so daß die Käse der höchsten Alpen denen weit vorgezogen werden, welche in geringerer Höhe, oder gar in den Thälern bereitet werden. Die Männer versehen hier das Geschäft des Melkens und der Käsebereitung. Butter wird wenig gemacht, sie ist auch nicht von besonderer Güte. Während des Sommers wohnt der Senn in hölzernen Hütten, Sennhütten genannt, in denen auch der Reisende oft ein Obdach sucht und dann mit der einzigen Kost dieser Hirten: Milch, Molken und Käse, fürlieb nehmen muß. Wo die grünen Alpen aufhören, beginnt die Gegend des ewigen Eises und Schnees, welche die höheren Gipfel bekleiden. Diese Grenze ist oft so scharf abgeschnitten, daß man den einen Fuß auf Rasen, den andern auf Eis setzen, mit der einen Hand den Schnee berühren, mit der andern blühende Pflanzen greifen

kann. Die Berge mittlerer Größe, oder solche, deren Gipfel rund und flach sind, bedeckt gewöhnlich nur Schnee; die noch höheren aber ragen oft mit ihren nackten Spitzen über Schnee und Eis hinaus. Die höchsten Kuppen aller dieser Gebirge werden gewöhnlich in der Schweiz Hörner genannt, z. B. Schreckhorn, Wetterhorn rc. Hier fällt alljährlich eine außerordentliche Menge Schnee; er gefriert an seiner äußeren Rinde und schmilzt nur teilweise im heißen Sommer an der Oberfläche. Diese Berge bieten daher zu allen Jahreszeiten das prächtigste Schauspiel dar, besonders, wenn bei Auf- und Untergang der Sonne das ganze Land in Schatten liegt und nur diese höchsten einzelnen Schneekuppen, von den Sonnenstrahlen vergoldet, in unbeschreiblicher Herrlichkeit einsam hervorragen und glühen; man nennt dies deshalb auch das Alpenglühen.

Was der Berg wegen des schroffen Abhanges nicht zu halten vermag, oder was die Stürme herabwehen, das füllt die nahe gelegenen Thäler an, in denen daher der Schnee im Winter sich sehr anhäuft. In milderen Thälern löst die Frühlingswärme diese Schneemassen auf, und es finden sich dann dort die schönsten Alpenwiesen. In höher liegenden Thälern aber kann der Sommer diese Massen nicht überwinden; der Schnee bleibt nun immer liegen und bildet einen Gletscher oder Firn. Jeder Gletscher ist daher eine mit Schnee angefüllte Vertiefung. An der Oberfläche, an den Seiten und vorzüglich im Grunde, wo das Eis die Luft und den Erdboden berührt, schmilzt es am stärksten; daher fließen aus jedem Gletscher mächtige Bäche hervor; diese unterwühlen die ganze Masse und bilden zuweilen in sehr heißen Sommern da, wo ihnen der Bach entströmt, die prächtigsten Eisgewölbe. Dieses beständige Untergraben der Gletscher ist schuld, daß sie häufig zusammenbrechen; mit donnerähnlichem Getöse entstehen tiefe Spalten und Schlünde, die in wenigen Stunden sich bilden und, wieder zusammengerückt, dem Wanderer besonders dann sehr gefährlich werden, wenn frischgefallener Schnee sie bedeckt und eine trügerische Brücke über sie wirft. Diese Zertrümmerung verändert beständig die Oberfläche der Gletscher; die meisten zeigen ein wunderbares Gemisch von Eisklippen, Erhöhungen und Vertiefungen. Aus den Eisspalten brechen bei plötzlicher Luftveränderung häufig eiskalte Luftströme hervor, welche feine Eiskörner mit sich führen und diese gleich einem Schneegestöber um sich her verbreiten; dies nennt man das Gletschergebläse. Die Gletscher sind in einer fast beständigen Zunahme begriffen; sie nehmen zu, sowohl an Dicke und

Höhe, als an Ausdehnung, indem sie weiter in die Thäler sich hinabsenken, bis sie einmal wieder in sehr heißen Sommern auf einige Zeit zurückgedrängt werden. Sie bedecken alle Bergabhänge und Thäler der höheren Alpen; man zählt ihrer über 400; manche darunter sind 6 bis 7 Stunden lang und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden breit. Sie werden nur dem unvorsichtigen Reisenden oder dem allzukühnen Jäger gefährlich.

Größer ist die Gefahr, welche vielen Einwohnern der Schweiz und jedem im Hochgebirge Reisenden von den Lawinen oder Lauinen droht. Damit bezeichnet man Schnee- oder Eismassen, welche von den Hochgebirgen in die Tiefe stürzen und oft sowohl durch unmittelbare Gewalt, als durch den Luftdruck große Verheerungen anrichten, Ströme verstopfen, Häuser und Wälder fortreißen und durch Ersticken töten. Sie entstehen, wenn bei tiefem Schnee gelindere Witterung eintritt, so daß derselbe locker wird und zum Zusammenballen sich eignet, was vorzüglich im Frühling der Fall ist. So wurden am 12. Dezember des Jahres 1809 in den Bergbezirken der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwyz und Graubündten in einer Nacht und fast in der nämlichen Stunde durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehherden mit den Ställen zerschmettert, Wiesen und Gartenland bis auf die nackten Felsen abgehoben und weggeführt und ungeheure Wälder so zerstört, daß die Bäume teils in die Thäler gestürzt, teils zerknickt und zerschmettert über einander lagen wie die Halme auf dem Felde nach dem Hagelschlag. Sind doch in dem einzigen kleinen Lande Uri mit einem Schlag 11 Menschen unter dem Schnee vergraben worden und nicht mehr auferstanden, gegen 30 Häuser und über 150 Heuställe zerstört worden und 359 Stück Vieh umgekommen.

Viel schrecklicher noch als die Lawinen, aber zum Glück auch weit seltener, sind die sogenannten Erd- oder Bergfälle. Der fruchtbare Boden, welcher einen Bergabhang bedeckt, ruht auf einem Thon- oder Wurzellager, das von der Feuchtigkeit allmählich aufgelöst und untergraben wird. Treten nun ungewöhnlich starke Regengüsse ein, so löst sich die ganze obere Erdschicht mit Wäldern und Getreide von ihrer Grundfeste und rutscht mit zunehmender, unwiderstehlicher Gewalt in das Thal; ja zuweilen verbreitet der Erdfall seine Verheerungen über das Thal hinaus bis auf die gegenüberliegenden Bergabhänge.

Tschudi.

164. Der Adler.

Der Adler ist der König der Vögel, wie der Löwe der König der Landtiere ist; beide haben manche Ähnlichkeit in körperlichen und geistigen Eigenschaften. Der Adler hat die Kraft und folglich die Herrschaft über die andern Vögel, wie der Löwe über die vierfüſsigen Tiere; er hat dieselbe Hochherzigkeit wie der Löwe, verschmähet gleich ihm die kleinen Tiere und verachtet ihre Angriffe; erst, nachdem er lange durch das lästige Geschrei der Krähe oder der Elster herausgefordert worden, entschlieſst er sich, sie mit dem Tode zu bestrafen. Auch will er kein anderes Gut als das, was er erobert, keine andere Beute, als die er selber fängt. Er hat ferner mit dem Löwen die Mäſsigkeit gemein; fast nie friſst er sein Wildbret ganz auf; er läſst wie der Löwe die Trümmer und Überbleibsel den andern Tieren. Auch liebt er die Einsamkeit wie der Löwe; er ist der Bewohner einer Einöde, deren Zugang und Jagd er gegen alle andern Vögel verteidigt; seltener vielleicht findet man zwei Adlerpaare in derselben Gebirgsgegend als zwei Löwenfamilien in demselben Waldgebiete. Sie halten sich weit genug von einander entfernt, daſs der Raum, den sie sich zugeteilt haben, ihnen reichlichen Unterhalt liefert; den Wert und die Gröſse ihres Königreichs berechnen sie nur nach dem Ertrage der Jagd. Ferner hat der Adler funkelnde Augen von beinahe derselben Farbe wie der Löwe, Krallen von derselben Form, einen ebenmäſsig starken Atem, eine gleich erschütternde Stimme. Beide, für Kampf und Beute geboren, sind sie in gleicher Weise Feinde von jeder Gesellschaft, gleich trotzig, gleich stolz und schwer zu bezwingen. Zähmen kann man sie nur, wenn man sie jung einfängt. Nur mit vieler Geduld und Kunst vermag man einen jungen Adler zur Jagd abzurichten; er wird selbst seinem Herrn gefährlich, sobald er zu Stärke und Alter kommt. Schnabel und Krallen sind gebogen und furchtbar; seine Gestalt entspricht seinem Charakter. Abgesehen von seinen Waffen hat er einen kraftvollen und dichten Körper, sehr starke Beine und Flügel, feste Knochen, hartes Fleisch, rauhes Gefieder, eine stolze und aufrechte Haltung, ungestüme Bewegungen und einen reiſsend schnellen Flug. Unter allen Vögeln schwingt er sich am höchsten empor, und deshalb haben ihn die Alten als den Vogel des obersten Gottes, des Jupiter, betrachtet. Seinen Horst, wie man sein Nest nennt,

baut er auf die höchsten Felsen der Gebirge, als wollte er von dort sein Reich überschauen. Ein geräumiger, fester Bau ist es, den er sein Leben lang bewohnt, dorthin trägt er seine Beute: Geflügel und Wild, selbst Fetzen von Hirschen, an die er sich wagt. Sein Gesicht ist so scharf, daſs man sagt, er blicke stracks in die Sonne hinein und fliege ihr entgegen. Seine Stimme läſst er selten hören; aber wenn sie erschallt, so entsetzen sich und flüchten die Vögel. Seinen Durst löscht er nicht mit Wasser, sondern mit Blut.

Bones Lesegärtlein.

†165. Die Taube.

Das Anmutigste unter allem, was Flügel trägt, ist unstreitig die Taube. Tauben sind Lieblinge der Kinder, die selbst in ihrer Unschuld und Kindlichkeit den Tauben gleichen. Vor allen andern verdienen sie mit Recht den Namen der frommen Vögel; ohne Falsch und ohne Zorn, alles duldend, selbst den Tod, und nicht einmal einen Schrei des Schmerzes ausstoßend.

Denkt an die Taube Noahs! War sie nicht die Bötin des Friedens, die dem verlassenen Schiffer durch die Wasserfluten das Ende seiner Einsamkeit verkündete? Welch ein schönes Bild, wie sie so emsig und eilend zu Noah zurückkehrt, im Schnabel das Ölblatt, das Zeichen der wieder versöhnten, verjüngten und neu belebten Natur, es niedersenkend dem harrenden Noah! In welchem lieblichen Bilde führt nicht Jesus uns die Tauben vor und ermahnt, den Tauben ähnlich zu werden an Sinn und Betragen!

Ja wirklich, ein lieber, frommer und schöner Vogel ist die Taube; sanft, arglos, voll zärtlicher Liebe, dem Menschen zugewandt und doch frei, immer sauber das Kleid, die Farbe fein, oft leuchtend, jede Bewegung nett, lebensfroh in Flug und Zug! Darum ist die Taube besungen worden in vielen hundert Liedern.

Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zeigt sich in ihrer Tracht. Die eine hat ein nettes Häubchen, eine zweite eine Perücke, eine dritte trägt einen Kragen, eine vierte eine fein gekräuselte Chemisette; diese kichert, jene trommelt, und noch eine andere schlägt rucksend ihr Rad. Wie zierlich trippelt dort der kleine befranste Fuß über den weißen Sand; wie neugierig sieht ihr rötlich Auge umher; wie sehnend lockt ihr Girren aus der grünen Laube! Jetzt schwingt sie sich leicht und frei auf das vom glänzenden Strahle der Morgensonne beschienene Dach!

Schön und schnell ist der Flug der Taube; sie fliegt am schnellsten unter allen Vögeln, und dies ist ihr einziger Schutz gegen die Falken. Wenn der Raubvogel über dem Hofe schwebt, dem menschlichen Auge kaum sichtbar, dann hat ihn die Taube schon erblickt, und — ist ein Verbergen nicht möglich, so erhebt sich die ganze Schar und steigt in dichtem Kreise auf. Rascher und immer rascher dreht sich der Knäuel, den Räuber zu verwirren. Dieser stößt herab — verfehlt seine Beute; denn Blick und Stoß sind unsicher geworden; er versucht es noch ein-, zweimal, aber vergeblich; es bleibt ihm nichts, als beschämt von dannen zu ziehen. Freilich ist der Ausgang auch oft ein anderer, ein blutiger.

Man hat berechnet, daß die Taube innerhalb zehn Minuten eine Strecke von drei Wegstunden durchfliegt, und dieser außerordentlichen Flugkraft wegen ist die Taube schon in den ältesten Zeiten als Eilbote für gute und böse Nachrichten, vorzüglich zum Briefwechsel, gebraucht worden.

Die Taube pflegt ihre Jungen mit emsiger, zärtlicher Liebe; jedes Korn weicht sie ihnen im Kropfe auf, und verläßt das neugeborne, schüchterne Vögelchen den Schlag zum ersten Mal, so umflattert sie es fürsorgend von allen Seiten. Oft wird sie ein Opfer ihrer Liebe; man kann nicht ohne inniges Mitleid sehen, wie diese treuen Tiere bei Feuersbrünsten sich mitten durch die Glut- und Dampfwirbel schwingen und in verzweifelten Flügen das Taubenhaus umkreisen, bis endlich der Brand ihren Fittich ergreift und sie in die Flamme hinabstürzt. Nach Masius.

†166. Täubchens Tod.

Vor meinem Fenster saßen sie,
Die lieben Täubchen beide,
Sie flogen aus, sie kehrten heim
Zu meinem Fenster beide.

Ein Iltis schlich zum Schlag herein
Und würgte mir das eine,
Das andre nun am Fenster sitzt, —
Ich seh' es an und weine.

Ich hol' ihm Wasser, hol' ihm Korn,
Das alles will's nicht haben,
Es thut, als wollt' es sagen mir,
Ich sollt' es nur begraben.

Es schloß sein Aug', und ich begrub's
Dort unter grünem Flieder.
Ich sah's und seh' es immer noch
Und wein' auch immer wieder.

Hoffmann v. Fallersleben.

† 167. Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab;
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Uhland.

† 168. Die Versteigerung.

Ein reicher, junger Herr aus England, welcher sich auf der hohen Schule zu Göttingen aufhielt, ritt an einem recht heitern Wintertage nach Nordheim, einer kleinen Stadt, die zwei Meilen von seinem Wohnorte entfernt war. Als er daselbst ankam, sah er viele Menschen die Rathaustreppe hinaufsteigen. Was gibt's denn da oben? dachte er, gab sein Pferd ab und stieg mit hinauf. In der großen Ratsstube war eine Versteigerung oder ein Verkauf, wobei dem, der das meiste Geld bot, die Sache überlassen wurde. Der junge, reiche Herr wußte nicht, was man verkaufen wollte; er hörte aber, daß eben jemand 395 Thaler geboten hatte. Sogleich dachte er: Du willst doch die 400 Thaler voll machen und bot 400 Thaler. Und siehe, da niemand mehr geben wollte, wurde ihm der Kauf zugeschlagen. „Aber," fragte der betroffene Jüngling, „was habe ich denn eigentlich gekauft? Ich weiß gar nicht, wovon die Rede war." „Ein Haus! ein Haus!" schrieen die Leute mit großem Lachen. „Nun gut!" versetzte er, „das kann man ja wohl brauchen; aber nun führt mich auch hin, daß ich sehe, welches Haus jetzt mein ist, und was ich für mein Geld bekomme."

Der Ratsdiener schritt voran, und viele Leute folgten nach. Als man nun in einer engen Gasse angekommen war, stand der Ratsdiener vor einem kleinen Hause still und sprach: „Hier, dies ist ihr Eigentum. Es thut mir leid, daß es nicht größer

und schöner ist.“ „Nun,“ sagte der junge Herr, „um 400 Thaler kauft man freilich kein Schloß.“ Er trat ein in das Haus; ach, da fand er in der armseligen Stube eine alte Frau sitzen, die gar bitterlich weinte und die Hände über einem Gebetbuche faltete. „Was fehlt dir, gutes Mütterchen?“ fragte er; „warum weinst du und thust so kläglich?“ — „Ach, Gott erbarme sich!“ schluchzte sie; „jetzt verkaufen sie auf dem Rathause mein Häuslein, weil ich meine Schulden nicht bezahlen kann. Ich soll heraus, du lieber Gott! und weiß nicht, wohin. Ich arme, alte, kranke Frau! Wer wird mich aufnehmen, wenn es Gott nicht thut? O, wenn ich doch lieber gestorben wäre, dann könnten sie ja die Hütte nehmen, die harten Menschen!“ — „Sei ruhig, gute Mutter,“ sprach der edle Engländer, „dein Haus soll dir kein Mensch nehmen. Ich hab' es gekauft und schenk' es dir wieder. Von meinem Kaufgeld werden deine Schulden bezahlt werden, und du kannst in Frieden bleiben. Erlaubst du aber, so will ich mir in deinem Hause ein kleines Stübchen zurecht machen lassen, und so oft ich nach Nordheim komme, will ich bei dir wohnen.“

Der Herr hat gesagt: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen.

Hänel.

169. Der Löwe in Florenz.

»Der Löw' ist los! der Löw' ist frei!
Die ehrnen Bande sprengt' er entzwei!
Zurück, dafs ihr den sträflichen Mut
Nicht schrecklich büfset mit eurem Blut!«

Und jeder sucht' mit scheuer Eil'
Im Innern des Hauses Schutz und Heil;
Auf Markt und Strafsen rund umher
Ward's plötzlich still und menschenleer.

Ein Kindlein nur, sein unbewufst,
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglichen Mutter Hand,
Safs auf dem Markt am Brunnenrand.

Wohl viele sahen von oben herab,
Sie schauten geöffnet des Kindleins Grab;
Sie rangen die Hände und weinten sehr
Und blickten zagend nach Hilf' umher.

Doch keiner wagt, das eigne Leben
Um des fremden willen dahin zu geben;

Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
Das Verderben, das jedermann meiden will.

Und schon mit der rollenden Augen Glut
Erlechzt der Löwe des Kindleins Blut;
Ja, schon erhebt er die grimmigen Klau'n;
O, qualvoll, herzzerreißend zu schau'n! —

»So rettet nichts das zarte Leben,
Dem gräßlichen Tod dahingegeben? —
Da plötzlich stürzet aus einem Haus
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

»Um Gottes willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weihn?
Unglückliche Mutter, zurücke den Schritt!
Du kannst nicht retten, du stirbest mit!«

Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
Und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.

Der Löwe stutzet, und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.
Da erkannte gerührt, so jung wie alt,
Des Mutterherzens Allgewalt

Und des Löwen großmütigen Sinn zugleich;
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
Sprach still: »Um des eignen Kindes Leben
Hätt' ich auch meines dahingegeben!«

Bernhardi.

† 170. Wenn du noch eine Mutter hast.

Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden;
Nicht allen auf dem Erdenrund
Ist dieses hohe Glück beschieden.
Wenn du noch eine Mutter hast,
So sollst du sie mit Liebe pflegen,
Daß sie dereinst ihr müdes Haupt
In Frieden kann zur Ruhe legen.

Sie hat vom ersten Tage an
Für dich gelebt mit bangen Sorgen,

Sie brachte abends dich zur Ruh
Und weckte küssend dich am Morgen.
Und warst du krank, sie pflegte dein,
Den sie mit tiefem Schmerz geboren;
Und gaben alle dich schon auf,
Die Mutter gab dich nicht verloren.

Sie lehrte dich den frommen Spruch,
Sie lehrte dich zuerst das Reden;
Sie faltete die Hände dein
Und lehrte dich zum Vater beten.
Sie lenkte deinen Kindessinn,
Sie wachte über deine Jugend;
Der Mutter danke es allein,
Wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

Und hast du keine Mutter mehr,
Und kannst du sie nicht mehr beglücken,
So kannst du doch ihr frühes Grab
Mit frischen Blumenkränzen schmücken.
Ein Muttergrab, ein heilig Grab!
Für dich die ewig heil'ge Stelle!
O, wende dich an diesen Ort,
Wenn dich umtost des Lebens Welle!

Träger.

† 171. Das fremde Kind.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwaldes kommt abends am 5. Dezember 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb barfuß, halb nackt vor das Häuslein eines armen Taglöhners im Gebirge und gesellt sich ohne weitere Umstände zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren, und gaukelt mit ihnen, geht mit ihnen, ohne erst zu fragen, in die Stube und denkt nimmer ans Fortgehen. Gleichwie ein Schäflein, das sich von der Herde verlaufen hat und in der Wildnis herumirrt: wenn es wieder zu seinesgleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr. Der Taglöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Von Gutenberg." — „„Wie heißt dein Vater?"" „Ich habe keinen Vater." — „„Wem gehörst du denn sonst an?"" „Ich gehöre niemand an." Aus allem, was er fragte, war nur so viel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sei aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit ihnen herumgezogen, daß sie es zuletzt haben sitzen lassen und

daß es jetzt da sei. Als der Taglöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit war, zu schlafen, legte es sich auf die Ofenbank und schlief auch; so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte: „Ich kann das Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mir ankommt, eins mehr zu ernähren.“ Aber am dritten Tage sagte er zu seiner Frau: „Frau, ich will's doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen.“ Der Pfarrherr lobte die gute Denkungsart des armen Mannes. „Aber das Mägdlein,“ sagte er, „soll nicht das Brot mit euren Kindlein teilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen.“ Also ging der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Manne in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hatte, und sagte zu ihm: „Peter, wollt ihr ein Geschenk annehmen?“ — „Nachdem's ist!“ sagte der Mann. — „Es kommt von unserem lieben Herrgott.“ — „Wenn's von dem kommt, so ist's kein Fehler.“ — Also bot ihm der Pfarrherr das verlassene Mägdlein an und erzählte ihm die Geschichte dazu, so und so. Der Mann sagte: „Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen.“ Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. „Wenn's gut thut,“ sagte der Mann, so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brot selber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, so will ich's wenigstens behalten bis ins Frühjahr; denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen.“ Jetzt hat er's schon viermal überwintert und viermal übersommert auch. Denn das Kind macht ihm Freude, ist folgsam, dankbar und fleißig in der Schule. Und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, sondern die christliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule sieht, sollt' es nicht wieder erkennen, so gut sieht es aus und so sauber ist es gekleidet.

Hebel.

†172. Gott und die Eltern.

Zwei Eltern hat ein Menschenkind,
Doch einen Gott, nicht mehr,
Und wenn gestorben beide sind,
Am Leben ist noch er.

Rückert.

173. Ein Grab.

„Hier ruhn in Gott“ — nicht weiter lesen
Kann ich die alte Inschrift dort;
Sie spricht von Tod wohl und Verwesen
Ein lichtes Auferstehungswort.

Mit weißen Blüten überhüllet
Ein schattiger Jasminenstrauch
Des Kreuzes goldne Schrift und füllet
Die Luft mit süßem Würzehauch.

Der dichte Hauch gibt lieben Gästen
Willkommne Zuflucht, still und traut;
Ein Hänfling hat in seinen Ästen
Sein leichtes, kleines Nest gebaut.

Rings heil'ge Stille — nur das leise
Gesumm' der Biene füllt die Luft —
Wohl mag sich's von der Lebensreise
Hier selig ruhn in Blumenduft!

Du Toter, deine Blüten hauchen
Mir linden Frieden in das Herz;
In liebliches Vergessen tauchen
Sie eitle Wünsche, eitlen Schmerz.

Wer möchte nicht, so süß geborgen,
Wie du, vor Sünde, Haß und Spott,
Entgegen ruhn dem ew'gen Morgen!
Schlaf wohl, schlaf wohl, du ruhst in Gott!

Ferrand.

174. Kaiser Heinrich IV.,

welcher von 1056—1106 in Deutschland regierte, hatte das Unglück, in seiner Jugend durch eine schlechte Erziehung verdorben zu werden. Er wurde ein stolzer, halsstarriger Mann, der namentlich die Sachsen, seine Unterthanen, bitter haßte und plagte. Einst soll er von der Höhe eines Berges das Land überschaut und ausgerufen haben: „Sachsen ist ein schönes Land, aber die, welche es bewohnen, sind nichtswürdige Knechte!“ Diese Rede wurde bald im Lande bekannt und erregte die größte Unzufriedenheit. Am meisten erbitterte er die Sachsen dadurch, daß er die

schon von seinem Vater hier gebauten Burgen und Schlösser, besonders im Harzgebirge, vermehrte und fränkische Besatzung hinein legte, um durch sie das Volk der Sachsen desto besser zügeln zu können. Gleich Räubern fielen die fremden Krieger über das Eigentum freier Männer her, forderten in des Königs Namen ungeheuere Abgaben und Zölle und zwangen sie sogar zu harten Frondiensten. Da griffen die Sachsen zu den Waffen; sechzigtausend Mann, der tapfere Herzog Otto an der Spitze, rückten rasch gegen Goslar, wo sich Heinrich eben aufhielt. Wie ein aufgescheuchtes Wild floh der überraschte König in hastiger Eile durch tiefe Wälder und Bergschluchten nach Eschwege in Hessen. Von dort eilte er an den Rhein nach Tribur und sandte Boten durch das Reich, daß man sich gegen die Empörer rüsten solle. Die deutschen Reichsfürsten aber, die er zum Kriege aufgefordert hatte, fielen alle von ihm ab und zeigten sich sogar geneigt, dem Antrage der Sachsen gemäß einen anderen König zu wählen. Um nun die Krone nicht zu verlieren, mußte Heinrich im Jahre 1074 einen harten Frieden mit den Sachsen eingehen. Die Schleifung aller königlichen Burgen ward in demselben ausbedungen. In wilder Wut fielen die Sachsen über sie her und ließen keinen Stein auf dem andern. Selbst die Kirche der Harzburg blieb nicht verschont. Sie plünderten die Altäre, rissen die kaiserliche Familiengruft auf, beschimpften die Gebeine von Heinrichs verstorbenem Bruder und Sohne und verbrannten die Kirche. Da flammte Heinrichs Zorn von neuem auf. Er söhnte sich mit den Reichsfürsten aus, vermochte sie durch Bitten und Versprechungen zu einem Kriege gegen die Sachsen und brachte mit ihrem Beistande ein mächtiges Heer auf. Mit diesem überfiel er im Juni des Jahres 1075 die bei Hohenburg an der Unstrut gelagerten Sachsen und brachte ihnen nach tapferer Gegenwehr eine völlige Niederlage bei. Sachsen wurde nun auf eine schreckliche Weise verwüstet.

Nach Kappe und Welter.

175. Sonntagsfrühe.

Gottesstille, Sonntagsfrühe,
Ruhe, die der Herr gebot!
Meine Seele, wach und glühe
Mit im hellen Morgenrot!

Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
Wenn das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
Wenn der Glockenruf erschallt?

Wo die holden Worte weilen,
Die der Herr auf Erden sprach,
Lasset auch das Brot mich teilen,
Das er seinen Jüngern brach.

O, das nenn' ich sel'ge Stunde,
Wo man dein, o Herr, gedenkt,
Wo man mit der frohen Kunde
Von dem ew'gen Heil uns tränkt.

Neues Leben, neue Stärke,
Reiner Andacht frische Glut
Zu dem frommen Liebeswerke
Schöpf' ich aus der Gnadenflut.

Und von göttlichen Gedanken
Einen reichen Blütenstrauß
Trag' ich heimwärts, Gott zu danken
In dem stillen, kleinen Haus.

Erde, weit und ohne Grenzen!
Himmel drüber ausgespannt,
Reich an Sternen und an Kränzen,
Scheint ihr mir ein heilig Land.

Laß die Flamme stets mir brennen,
O mein Heiland, Jesu Christ!
Laß es alle Welt erkennen,
Daß mein Herz dein Altar ist!

176. Die Speise auf ihrem Wege vom Munde bis ins Blut.

Das Leben aller organischen Wesen ist durch einen fortwährenden Stoffwechsel bedingt. Bei der einfachsten Pflanze, wie bei dem unendlich zusammengesetzten Bau eines Säugetieres finden wir eine immer wiederkehrende Aufnahme und Absonderung von Stoffen. Die unaufhörliche Reibung, die Verdunstung der flüchtigen Stoffe, die Zusammenziehung der Muskeln, die Thätigkeit der Nerven, — alles macht eine Zufuhr neuen Materials zur Ersetzung des verbrauchten nötig. Diese wird um so gröfser sein müssen, so lange der Organismus noch im Wachstum begriffen ist und mithin den aufgenommenen Stoff nicht allein zu seiner Erhaltung, sondern auch zu seiner Vergröfserung verbraucht. Die Art und Weise der Ernährung ist nach der Verschiedenheit der organischen Wesen natürlich sehr verschieden und wird mit der gröfseren Vollkommenheit derselben künstlicher und verwickelter. Betrachten wir nun von Anfang bis Ende die Prozesse, welche die von uns genossene Nahrung bis zu ihrer Umwandlung ins Blut zu durchlaufen hat.

Bei der in den Mund gebrachten Speise kommt es zuerst darauf an, dafs sie so viel als möglich zerteilt und in einen Brei umgewandelt wird, damit die Einwirkung des Magens desto leichter und ungestörter vor sich gehen könne. Zu dem Zwecke mufs nicht allein die feste Nahrung mechanisch zerrieben, sondern auch in gewissem Verhältnis mit Flüssigkeit vermischt werden. Zur Erzeugung derselben sind besondere Organe, die Speicheldrüsen, bestimmt. Sie haben

eine solche Lage, daſs sie durch die Wirkung der beim Kauen thätigen Muskeln zusammengedrückt werden und mithin ihre Flüssigkeit gerade beim Essen am reichlichsten ergieſsen. Ist die Speise genügend zubereitet, so wird sie durch gleichzeitige Wirkung der Wangen- und Zungenmuskeln zu einer Masse zusammengedrückt und dem Schlunde zugeführt, von wo aus sie durch regelmäſsige Zusammenziehung der Muskeln des Schlundes und hierauf der Speiseröhre in den Magen gelangt. Dieser ist ein einfacher, aus mehreren übereinander liegenden Häuten gebildeter Sack, von zahlreichen Blutgefäſsen und Nerven durchzogen und mit einer dünnen Muskelfaserschicht versehen. An der Stelle, wo er in den Darmkanal übergeht, am sogenannten Pförtner, ist der Durchgang von einer mit Muskelfasern versehenen Falte der innern Haut verschlossen, welche geschlossen bleibt, so lange der Mageninhalt noch in der Verdauung begriffen ist. Aus der Weichheit und Schwäche der nur wenig muskulösen Magenwände geht hervor, daſs an eine Zerreibung der Speise zwischen den Magenwänden nicht zu denken ist. Vielmehr müssen die genossenen Stoffe durch chemische Einwirkung eine Veränderung ihrer Zusammensetzung erleiden, bevor sie in die allgemeine Masse der einlaufenden Flüssigkeit aufgenommen werden können.

Damit alle Teile mit diesem Safte benetzt werden, ist eine fortwährende Bewegung des Breies im Magen nötig, und es wird dieselbe durch die abwechselnde Zusammenziehung verschiedener Teile der Muskelhaut des Magens bewirkt. Hat der Magensaft hinreichend eingewirkt, so tritt der Speisebrei in den Darmkanal, und hier erst wird er durch neue chemische Einwirkungen in diejenige Flüssigkeit umgewandelt, welche die unmittelbare Nahrungsquelle des Organismus ist, in den Milchsaft. Die Leber mit der Gallenblase und die Bauchspeicheldrüse sind dazu bestimmt, die zu dieser Umwandlung nötigen Säfte zu erzeugen und sogleich nach dem Eintritt des Speisebreies in den Darmkanal in diesen zu ergieſsen. Ist der Milchsaft gebildet, so erfolgt die Aufsaugung desselben durch die innere Darmhaut mit ihren Falten und Warzen, während der Speisebrei durch eine Aufeinanderfolge von Zusammenziehungen der Muskelfasern des Darmkanals in diesem fortgeschoben wird. Wenn der Milchsaft von den kleinen, unendlich zahlreichen Gefäſsröhrchen der inneren Darmhaut aufgesogen ist, so gelangt er durch

die Vereinigung mehrerer dieser Kanälchen in immer stärkere Röhren, die sich endlich alle in einen Stamm vereinigen. Dieser, die Speisesaftröhre genannt, führt am Rückgrat in die Höhe und ergiefst seinen Inhalt in die Venen, die unmittelbar ins Herz führen. Aus dem Familien-Journal.

177. Zwei Sprüche.

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen. Gellert.

Geh ohne Stab nicht durch den Schnee,
Geh ohne Steuer nicht zur See,
Geh ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus deinem Hause fort! Rückert.

† 178. Der Pfau und der Haushahn.

Ein eitler Pfau sprach einst zu einem Hahn:
Ein jeder schaut mich mit Bewundrung an;
Allein wer hätte nicht auch etwas auszusetzen?
Der eine tadelt mein Geschrei,
Ein andrer sagt, mein Schenkel sei
Nicht schön, anstatt am Glanz sich zu ergötzen,
Womit mein Schweif im Sonnenschein
So herrlich prangt. Wie kann man so vermessen
Und ungerecht in seinem Urteil sein?
Man sollte dankbar sich des Schönen freun! —
Mein lieber Pfau, fiel ihm der Haushahn ein,
Man würde gern Geschrei und Fuß vergessen;
Allein du willst gepriesen sein
Und jedem mit Gewalt gefallen,
Und so, mein Freund, mißfällst du allen! Krummacher.

† 179. Der Wolf.

Der Wolf gleicht ganz einem großen Hirtenhunde, selbst in der schmutzig gelblichen Farbe; aber das gedrückte Kreuz und der schiefe, tückische Blick geben ihm den Charakter schleichender, hyänenartiger Wildheit. Er ist das gierigste und nach dem Bären das stärkste unserer Raubtiere. Derb, dürr, ganz Knochen

und Sehne, hat die zäh behende Gestalt kein Lot überflüssiges Fleisch; aber alle seine Sinne sind auf den Fraß geschärft: sein aufgerichtetes Ohr hört aus weiter Ferne das über den Schnee eilende Renntier, sein ruheloses Auge leuchtet in der Nacht mit roten Ringen, sein Geruch wittert das Pferd und den Reiter in der Steppe. Auf den langen, schwarzgestreiften Beinen jagt er gestreckten Laufes so schnell und dauernd, daß kein Windhund neben ihm aushalten würde; dabei blitzen aus dem weiten Rachen die großen Hakenzähne, und die Zunge hängt lang und schnaufend hervor. Alles muß seiner Unersättlichkeit zur Beute dienen; wenn der Hunger ihn quält, frißt er Mäuse, Frösche, selbst Erde und scharrt schakalähnlich das Aas hervor; doch seine eigentliche Nahrung bilden Herdentiere und Wild. — Mit einem Sprunge wirft er sich an die Kehle des weidenden Pferdes und reißt es zu Boden. Die Todeswunde klafft weit und scharf wie von der Schneide eines Rasiermessers, und so groß ist die Muskelkraft seines übrigens steifen Halses, daß er selbst das gewürgte Elentier weite Strecken im Rachen davonschleppt. Wenn er sein Eisengebiß zusammenschlägt, glaubt man fast den Schuß eines Terzerols zu hören. Bisweilen verfehlt er den Sprung; dann packt er das aufbäumende Tier in den Weichen und jagt das zum Tode verwundete, das mit nachschleifenden Eingeweiden oft noch stundenlang rennt, bis es endlich unter seinen Pranken zusammenbricht. Im Angesicht des Schäfers reißt er mitten aus der Herde das Schaf; er setzt heulend dem Schlitten des Reisenden nach und springt, nach Menschenblute dürstend, am Reiter hinauf. Während des Winters dringt er frech in Stall und Wohnung des Landmannes; ja, selbst in den Straßen von Petersburg hat man ihn gejagt. Aber nur der Hunger macht ihn kühn. Dem Mutigen gegenüber ist er feig und verläßt sich mehr auf seine List als auf seine Stärke. Stundenlang liegt er im Grase und belauert das neben der Stute tappende Füllen; auf dämmernden Waldstegen sperrt er dem Wanderer den Weg und umschleicht auf der Heide den Karren des hausierenden Israeliten. Ist günstige Gelegenheit des Angriffs, so duckt er den spitzschnauzigen Kopf, drückt die Augen glotzend aus der Höhle, sträubt das Haar, krümmt den Rücken und stößt, auf seine Beute stürzend, ein wildes, gurgelndes Geheul aus. Zieht er sich zurück, so weicht er fast kriechend und verwischt mit dem buschigen, immer hängenden Schweife die Spur, bis er, sicher genug, in großen Sätzen seinem Lager zueilt. Offenen Kampf meidet der Wolf; er wird nur wider Willen in denselben ver-

wickelt. Er scheut den Huf des Hengstes und das Horn des Stieres und flieht vor dem Steppenhunde, der die Schafherde bewacht. Ein Funke, ein rauschendes Blatt kann ihn in Furcht setzen; ein ungewohnter Ton, das Spiel einer Geige, das der arme Musikant in seiner Seelennot anstimmt, hält ihn wie im Bann, bis er, vom Schrecken übermannt, davonläuft. Seine Raubgier, obgleich sie ihn oft der Vorsicht vergessen läßt, macht den Wolf doch auch der hartnäckigsten Verfolgung fähig. Unabläßig drängt er der Spur der Herde nach, jedes kranke Stück ereilend; aber noch furchtbarer und ekliger erscheint er im Gefolge des Krieges und der Schlachten. Der Wolf ist der mordende Nachzügler der Heere, und nicht damit zufrieden, wie der Rabe, auf der Wahlstatt das grause Mahl zu halten, überfällt er scharenweis den einsamen Posten und den zurückbleibenden Zug der Matten und Siechen.

Masius.

† 180. Der Wolf und das Geigerlein.

Vor nicht gar langer Zeit gab es auch in unseren deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weifs noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Grofsvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Haus, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mufste, bald so weit seitwärts, dafs es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon grofs genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch gröfser, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, dafs es ein Wolf sei, der ihn mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand als seine Geige; und in der Angst fängt er an, vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mufste aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen; denn das dumme Vieh fing an, überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unseren musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heifsen sollte. Die andern

Wölfe draufsen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, dafs das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zweie, jeden Augenblick fürchten mufste, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bifschen Fleisch in die Grube herein. Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indes einmal übers andere in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte; denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde, rifs die dritte, und der Geiger spielte nun blofs noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus und erlegte dann diesen. Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshause war ihm auch so ganz entleidet, dafs er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, — und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche als im Wirtshaus; denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin als vom Wirtshaus.

Schubert.

181. Abendlied eines Bauersmanns.

Das schöne, große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß dir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann tisch auf!

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum,

Da pflegt es abends gut zu schmecken
Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör, mich hungert's sehr;
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her!

Es leuchtet uns bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein,
Und guckt von oben in die Schale
Und thut den Segen drein.

Nun, Kinder, esset! eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch;
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!

Claudius.

182. Deutscher Rat.

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
Lafs nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von Alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran:
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann;
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich ja und nein, und dreh und deutle nicht;
Was du berichtest, sage kurz und schlicht,
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
Dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach;
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
Und eine Stimme ruft in dir: »Sei wach!«

Dann wach und kämpf, es ist ein Feind bereit:
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit, —
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Reinick.

† 183. Das Gold.

Das Gold hat durch seine schöne gelbe Farbe und seinen ausgezeichneten Glanz seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Und wenn man's recht betrachtet, so ist es auch wirklich ein schönes Metall, besonders deswegen, weil es weder rostet, noch schwarz wird und kein Schmutz dauernd auf ihm haftet oder gar in dasselbe eindringt. Darum hängt aber auch der Mensch so leicht sein Herz daran und schätzt es über Gebühr, oft höher, als ein gutes Gewissen. Viel besser wäre es, wenn jedermann sich's zum Vorbilde nähme und dafür sorgte, daß seine Seele rein bliebe wie Gold.

Zu den bemerkenswerten Eigenschaften des Goldes gehört auch seine außerordentliche Dehnbarkeit. Ein Dukaten, der bekanntlich noch kleiner ist als ein Zehnmarkstück, läßt sich durch Hämmern so weit ausdehnen, daß man damit einen Reiter samt seinem Pferde vergolden könnte. Gegenstände von geringerem Metall, z. B. von Silber, werden häufig mit einer sehr dünnen Schicht Gold überzogen und sehen dann aus, als wären sie aus reinem Golde verfertigt. So erscheint auch der Mensch äußerlich oft besser, als er innerlich ist, was ihm freilich wenig Ehre macht, auch selten lange unentdeckt bleibt.

Das Gold findet sich teils im Sande der Flüsse und im aufgeschwemmten Lande, teils zwischen allerlei Gesteinen im Innern der Erde. Am häufigsten kommt es in Amerika, in Rußland und Afrika vor. Auf der amerikanischen Halbinsel Kalifornien entdeckte man vor dreißig Jahren beim Anlegen einer Wassermühle einen solchen Reichtum an Gold, daß ein fleißiger Sammler in acht Tagen ein reicher Mann werden konnte. Kaum hatte man aber Nachricht davon erhalten, so strömten auch schon von allen Seiten Menschen herbei, selbst aus Europa. Jeder wollte in kurzer Zeit und ohne Anstrengung reich werden. Eine Zeit lang ging das Sammeln ohne Störung von statten; als aber die Zahl der Goldgierigen mit jedem Tage wuchs, entstand bald Streit und Zank um die besten Plätze, und mancher hat dort statt Gold den Tod gefunden. Man sieht daraus recht deutlich, daß das Gold nicht glücklich macht. Wir wollen daher auch nicht murren, daß unser Vaterland im Vergleich zu jenen Ländern arm an Gold ist. Statt habsüchtig in der Erde nach diesem Metall zu wühlen, wollen wir sie mit nahrhaften Früchten bebauen und uns ein zufriedenes Herz erhalten.

A. Lüben.

184. Die Bergleute.

Im Innern mehrerer Gebirge findet man verschiedene Arten Erze, aus denen die Metalle gewonnen werden, und schon in sehr frühen Zeiten haben sich die Menschen damit beschäftigt, diese Erze aus der Tiefe der Erde herauszuholen. Zu diesem Zwecke werden Gruben und unterirdische Gänge, gleich Kellern und Gewölben, in die Berge hineingebaut, welche um so tiefer und umfangreicher sind, je tiefer das Erz in den Bergen verborgen liegt.

Die Leute, welche sich mit dem Baue solcher Bergwerke beschäftigen, werden Bergleute genannt und haben ein sehr mühseliges und vielen Gefahren unterworfenes Leben. Früh, mit Aufgang der Sonne, oder schon um Mitternacht, nachdem sie zuvor zu Gott gebetet haben, fahren sie in den Schacht des Bergwerkes hinein und verschwinden bald in der Tiefe desselben. Lampen oder Lichter, welche sie auf dem Kopfe zu tragen pflegen, erleuchten ihren stillen, schauerlichen Weg; nur das Rauschen des unterirdischen Wassers, das durch Pumpwerke in die Höhe gezogen wird, die von der Decke herunterfallenden Tropfen und der ernste Zuruf der ihnen begegnenden Bergleute: „Glück auf!" unterbrechen die schauerliche Stille. Wenn sie dann an dem Orte, wo sie ihre Arbeit fortsetzen wollen, angelangt sind, bitten sie den Allmächtigen um seinen Schutz und Beistand; denn hier unten sind sie von aller menschlichen Hilfe fern; hoch über ihnen auf der Oberfläche der Erde sind die Wohnungen der Menschen, und kein Sonnenstrahl fällt in die dunkle Tiefe. Man hört jetzt nur den Schlag des eisernen Hammers, den die kräftige Hand des Bergmanns gegen den Felsblock führt; bedachtsam muß ein jeder auf seine Arbeit sehen, damit er nicht Gefahr laufe, von einem herabfallenden Felsblock beschädigt oder erschlagen zu werden. Andere fahren indes mit Karren in die Höhle hinein, um die losgeschlagenen Erzstücke dorthin zu schaffen, wo sie wiederum, in Kasten geladen, durch ein Maschinenwerk zu tage gefördert werden.

Mühsam und kümmerlich ist daher der Erwerb dieser Leute, und so eintönig und traurig die Umgebung bei ihrer Arbeit, daß sie nicht wie der Landmann, aufgefordert durch den Gesang der Lerche, ein fröhliches Liedchen anstimmen. Nur zuweilen hört man den erhebenden Gesang eines frommen Liedes, ein Zeichen des ernsten und stillen Benehmens dieser Leute, die nur zu oft durch Unglücksfälle, welche einen oder den andern ihrer

Kameraden getroffen haben, gewarnt und vorsichtig gemacht sind. Über ihnen hangen furchtbare Felsstücke, welche jeden Augenblick herunterzufallen drohen; oft stürzt wildes Wasser in brausender Wut unerwartet ihnen entgegen, oder todbringende Dünste werfen sie darnieder. Natürlich ist es daher, daß sie sich, wenn sie nach überstandener Arbeit wieder in die lichten Wohnungen über der Erde kommen, gern der Freude überlassen und sich durch fröhliche Musik erheitern, weshalb auch stets mehrere unter ihnen verschiedene Instrumente zu spielen verstehen.

Die herausgeschafften Erzstücke werden zuerst von dem Erdreiche gereinigt, dann durch große Hammerwerke in kleine Stücke zerschlagen und endlich in die Schmelzöfen gebracht, wo durch die furchtbare Glut des Feuers das reine Metall von den Schlacken gesondert wird. Hier sind große Behälter, in welchen das Erz aufgeschichtet wird, doch so, daß die Feuerflammen, welche lange Zeit unterhalten werden, durch den Luftzug überall hindurchschlagen können, und bald gerät das Erz in einen glühenden Zustand; das Metall wird flüssig und nun von den Arbeitern in besonderen Formen aufgefangen, aus welchen es, wenn es erkaltet ist, herausgenommen und zu verschiedenen Zwecken verwendet wird.

Bormann.

† 185. Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder her und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
Grabt nur darnach!“ — „An welchem Platz?“
Schrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur —!“ O weh! da starb der Mann.

Kaum war der Alte fortgeschafft,
So grub man auch aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.

Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug
Und gruben nun jahrein, jahraus
Des Schatzes immer mehr heraus.

G. A. Bürger.

186. Der Orang-Utan und der Brüllaffe.

Der Orang-Utan zeichnet sich durch menschenähnliche Bildung der Ohren und Hände und durch Nasenlöcher aus, welche nach vorn stehen. Seine Arten leben alle in den heißesten Gegenden Asiens und hauptsächlich auf der Insel Borneo.

Der Orang-Utan geht sehr oft auf den Füßen, wobei er in den Händen einen Stock trägt, lebt in Gesellschaften, die sich selber Laubhütten zum Schutz gegen die Sonne bauen, Elefanten, die in ihr Gehege kommen, mit Prügeln und Steinwürfen verjagen, auch sehr oft den Menschen gefährlich werden und zuweilen Kinder entführen, welche sie bei sich wie ihresgleichen halten. Aber bei alledem ist ein solcher, auch noch so klug abgerichteter Affe doch (wenn er gesund ist) ein tückisches, boshaftes Tier, das alles gern zerstört und zerreißt, unreinlich und schamlos ist; und man sieht da recht, daß der Affe außer seinen gelernten Künsten doch nur die bösen Eigenschaften vom Menschen habe, daß aber der Mensch alle seine guten, die er erlangen kann, nur dem Wort, der Sprache, oder wenigstens dem Verstehen ihres eigentlichen Sinnes verdanke. Denn den eigentlichen Sinn der Menschensprache versteht der Affe nie so, wie der taubstumme Mensch sie versteht, obgleich jener nach und nach einzelne Wörter der Drohung und des Antreibens zu seinen Künsten fassen lernt. Werden die Orang-Utane, wovon der von Borneo, wenn er ausgewachsen ist, die mittlere Größe eines Mannes erreichen soll, jung gefangen, so lassen sie sich gar leicht zu vielerlei abrichten, z. B. Holz und Wasser in die Küche zu tragen, den Bratspieß zu wenden, sich anzukleiden wie ein Mensch, mit demselben zierlichen Anstand zu essen und zu trinken wie viele Menschen, besonders aber zu solchen Künsten, die eigentlich Affen-, nicht Menschenkünste sind, z. B. zum Seiltanzen; denn da übertrifft ein Affe seinen Affen, den Seiltänzer, bei weitem. Diese Geschicklichkeit der Affen macht sich übrigens der Mensch zu nutze, wenn er sie zum Schiffsjungen- und Matrosendienst abrichtet; denn ein solcher Affe klettert bei Sturm und

bei allem Schwanken des Schiffs mit Leichtigkeit auf den höchsten Mastbaum hinauf und verrichtet da am Segelwerk alles, was man ihn gelehrt hat. Ein solch abgerichteter Schiffsaffe, den die Matrosen auf einem europäischen Schiffe bei sich hatten, betrachtete sich ordentlich, und sie ihn auch, als ihresgleichen, und wenn die Matrosen sich zum Frühstück oder Mittagessen hinsetzten, setzte er sich auch zu ihnen hin und mußte dann seine Portion Branntwein und Schiffszwieback ebensogut erhalten wie die Matrosen, arbeitete aber auch eben so viel, und zum Teil mehr, als einer von ihnen.

Von den amerikanischen Affen ist keiner bekannter, als der Brüllaffe. In den Wäldern von Gujana, Brasilien, an den Ufern der großen Weltströme leben diese sonderbaren Tiere in Scharen. Den zugespitzten Kopf umgibt ein starker Bart; ihre Gliedmaßen, als deren Ergänzung der geschmeidige Greifschwanz zu betrachten ist, sind gedrungen; die glänzende Haarbedeckung liegt eng an und bildet auf dem Kopfe wohl eine buschige Wulst. Sie sehen grimmig genug aus, sind aber rechte Heuler. Einer der Ältesten singt vor, und dann fällt der Chor ein, bis dieser einen Augenblick verstummt, um den Vorsänger allein wirken zu lassen, dem dann abermals der ganze Haufen folgt. So geht es mit den Wechselgesängen oft stundenlang. Es erfüllt auch den kundigen Europäer mit Grausen, wenn diese donnernde Musik, etwa noch verstärkt durch die tiefen Baßtöne des Ochsenfrosches, durch die Stille der Nacht dröhnt. Auch am Tage lassen diese Affen im Vorgefühle des nahenden Gewitters ihre Stimme vernehmen. Die Indianer jagen und verzehren sie.

Nach Schubert und Masius.

† 187. Der Affe und die Uhr.

Ein Herr, — genötigt auszugehen, —
Vergafs aus grofser Eil' die Taschenuhr, die an die Wand
Er hingehängt, wo sie sein zahmer Affe fand.
Der that, was öfters er von seinem Herrn gesehen.
Er machte sie mit einer Binde
Sich um den Leib, und gleich darauf
Sah er danach und sprach: »Die Uhr geht zu geschwinde!«
Er zog sie jetzt von neuem auf,
Er öffnete das Glas und stellte sie zurücke;
Jedoch im nächsten Augenblicke
Zog er sie wieder vor. »Seht!« — spricht das kluge Tier, —

»Nunmehr will sie zu langsam gehen,
Das wäre fein! — wie helf' ich ihr?«
Er rückt am kleinen Zifferblättchen,
Hält sie dann altklug an das Ohr:
»Der ganze Schlag ist falsch!« — er nimmt sie nochmals vor
Und künstelt unten an dem Kettchen,
Stöſst in die Räderchen und rüttelt, rückt und dreht
So lange, bis sie stille steht.
Es ging ihm, wie es jedem geht,
Der etwas meistern will, wovon er nichts versteht.

Lichtwer.

188. Die heiße Zone.

Die heiße Zone umfaßt etwa 2 Fünftel der gesamten Oberfläche der Erde. Man nennt sie auch wohl die tropische Zone und demgemäß die in ihr liegenden Länder Tropenländer. Solche sind z. B. Südarabien, Vorderindien, Hinterindien in Asien, ferner Brasilien und Peru in Südamerika, Westindien und das Festland von Mittelamerika, der nördliche Teil von Neu-Holland und die großen Inseln im Norden desselben. Afrika gehört größtenteils der heißen Zone an; von Europa reicht kein Teil in dieselbe hinein.

Da von der Wärme hauptsächlich das Gedeihen der Pflanzen abhängt, so ist es erklärlich, daß die Pflanzenwelt in der heißen Zone sich unterscheidet von der in den gemäßigten Zonen. Nicht bloß, daß viel mehr Gattungen von Gewächsen gefunden werden; auch ihr Aussehen ist ein anderes. Die Blätter sind größer, die Blumen prachtvoll und duftend. Sehr zahlreich sind die immergrünen Pflanzen. Viele Gewächse erreichen eine außerordentliche Höhe; 50 Meter hohe Palmen, 12—15 Meter hohe Farnkräuter und Gräser sind nicht selten. Selbst die Säfte der Pflanzen veredeln sich, so daß man von ihnen köstlichen Balsam und herrliche Gewürze gewinnen kann. In der heißen Zone wächst die nützliche Baumwollenstaude, die zu den meisten unserer Kleidungsstücke den Stoff liefert, ferner das Zuckerrohr, der Kaffeebaum, der Gewürznelkenbaum, der Zimmetbaum, der Pfefferstrauch u. a. m.

Ebenso merkwürdig ist die Tierwelt in der heißen Zone. In den Niederungen Ostindiens haust der schöngefleckte Königstiger, das grausamste der Raubtiere. Mit Leichtigkeit schleppt er ein Pferd oder einen Stier im Rachen fort. Seinen Kopf steckt er tief in die zerrissene Beute und saugt gierig das Blut.

Friedlicher und leicht zähmbar ist der Elefant, der in Vorder- und Hinterindien in großen Herden die Anpflanzungen abweidet und niederstampft. In den dichten Wäldern dieser Gegenden hüpfen an den kühlen Abenden unzählige Affen von Ast zu Ast, wobei sie die wunderlichsten Grimassen und drolligsten Sprünge machen. Von ernsterem Aussehen ist der größte ihres Geschlechts, der Orang-Utan. In Asien und Afrika wohnt der König der Tiere, der stolze Löwe. Oft erschreckt sein donnerähnliches Gebrüll die durch Afrikas Wüsten Reisenden, wenn sie nachts mit ihren Kamelen auf den Oasen der Ruhe pflegen. Zuweilen fällt er die Herden von Gazellen an, die gesellig, in Rudeln von vielen Tausenden, am Rande der Wüste weiden. Auch die langhalsige Giraffe, die mit ihren sehr langen Vorderbeinen und ganz kurzen Hinterbeinen in weiten Sprüngen sich fortbewegt, wird nicht selten seine Beute. In den Strömen Afrikas lebt truppweise das Nilpferd, dessen riesenhafter Leib 4 bis 5 mal so viel wiegt als ein Ochse. In allen Gewässern der heißen Zone findet man die raubgierigen Krokodile, große Eidechsen, welche häufig über 6 m lang werden. Von ihrem Schuppenpanzer prallen selbst Kugeln ab, und es ist daher die Erlegung dieser gefährlichen Tiere sehr schwierig. In den Sümpfen der Tropenländer kriechen die Riesenschlangen, die selbst mit Tigern und Elefanten den Kampf nicht scheuen. Versteckt im Grase lauern die giftigen Brillen- und Klapperschlangen.

Eigentümlich sind auch die Vögel der heißen Zone. Die Ebenen Afrikas durcheilt der schnellfüßige Strauß, die Ebenen Australiens der straußähnliche Kasuar. In den Wäldern Neu-Guineas lebt auf den Gipfeln hoher Bäume der wunderherrliche Paradiesvogel; sein glänzendes Prachtgefieder dient zum Kopfputz vornehmer Frauen. In den pfadlosen Wäldern Südamerikas ertönen die mannigfaltigsten Stimmen gefiederter Sänger. Über den Eisgipfeln der Kordilleren wiegt sich in majestätischem Fluge der Kondor, ein Riese unter den Geiern. An dem Stamme der Palmen am Ufer des Amazonenstromes hämmert der Aras, während sein ellenlanger, himmelblauer Schweif vom Baume herabhängt. Edelsteinen gleich schwärmen von Blüte zu Blüte in den Urwäldern Brasiliens die Kolibri, die kleinsten aller Vögel; unbeschreiblich schön ist ihr rubin-, topas- und smaragdfarbenes Gefieder.

Sehr zahlreich sind die Insekten in den Tropenländern. Alles überziehend und zerfressend nahen oft die Termiten, eine weiße Ameisenart, den Wohnungen der Südamerikaner. Höchst

gefährlich sind die Stiche des Skorpions. Auf den saftig grünen Gebüschen glänzt eine Unzahl von Käfern in den schönsten Farben. Lautes Zirpen und Schnarren der größten Grillen und Cikaden ertönt auf den sonnigen Fluren und im kühlen Urwalde. Sinkt aber die Nacht auf die Erde herab, und begeben sich die meisten Tiere zur Ruhe, so zeigt sich in den Gebüschen das Heer leuchtender Insekten. Auf Augenblicke sieht man die dunkle Umgebung von diesen lebensfrohen Tierchen erhellt. In zahlloser Menge flattern über die schönen Blumen der Schlingpflanzen prächtige Schmetterlinge dahin. Aus Wetzel.

189. Die Giraffe.

Die Giraffe ist weder Pferd, noch Hirsch, weder Kamel, noch Panther und doch alles dies zusammen. Der Kopf gehört dem ersten, Hals und Huf dem zweiten, die schwielenbedeckte Brust hat sie vom Kamele, das buntgefleckte Fell vom Panther. Auf stelzenartigen Vorderfüßen ruht eine breite Brust, und aus dieser steigt ein 1,5—2,5 m langer Hals empor, so daß das Tier oft eine Gesamthöhe von fast 6 m erreicht. Steht die Giraffe aufrecht, so berührt sie fast die Gipfel der Dhumpalmen und der hohen Mimosen, in deren Laubmassen ihre lange, wunderbar biegsame Zunge mit Behagen wühlt. An das riesige Vorderteil hängt sich ein rasch abstürzendes, wie abgeschnittenes Hinterteil. Besonders auffällig ist die außerordentliche Kleinheit des Kopfes, aus dessen groß vorquellenden, hoch und weit herabblickenden Augen eine, man möchte beinahe sagen, kinderhafte Zuthulichkeit und Neugier spricht. Zwei abgestumpfte, mit behaarter Haut überzogene Hornansätze bilden seinen Stirnschmuck. Der Gang, bei dem die Vorderfüße im Schritt, die Hinterfüße sich im Trabe zu bewegen scheinen, erhält dadurch ein linkisches Ansehen, daß die Füße einer und derselben Seite immer gleichzeitig aufgehoben werden und der Hals sich in schiefer Linie herabsenkt. Dennoch ist die Giraffe ein sehr schneller Läufer, und selbst der arabische Renner muß auf unebenem Boden hinter ihr zurückbleiben. Ihre Schnelligkeit sichert sie vor ihren Verfolgern; aber der Löwe belauert im Rohre der Tränkeplätze die sorglos nahende Giraffe; mit Gebrüll springt er auf ihren Nacken und hetzt sie in rasendem Laufe, bis die Kraft ihr schwindet. Masius.

190. Der Kreislauf des Blutes.

Vor ein paar Jahren wäre eine Königin bei einem Aderlasse beinahe ums Leben gekommen, indem nicht blofs die Blutader, wie es sein mufs, sondern auch die Pulsader getroffen wurde. Bei dieser hohen Person war freilich ein berühmter Chirurg zur Hand und wandte die Gefahr glücklich ab; wenn aber in Gegenden, besonders auf dem Lande, wo zuweilen unerfahrene Leute zur Ader lassen, einmal ein solcher Fehlschlag geschieht, wer rettet da den silbernen Faden des Lebens, der sonst, vielleicht in Minuten, zerreifst?

Es mag manchem Leser sonderbar vorkommen, dafs er in seinem Körper zweierlei Adern haben soll, und noch auffallender ist es ihm vielleicht, dafs in denselben zweierlei Blut fliefst, nämlich in den sogenannten Blutadern schwarzrotes und in den Pulsadern hellrotes. Soll ich den Lesern die Sache auseinander setzen?

Alle Pulsadern des Körpers, die vom Pulsieren (Schlagen, Klopfen) ihren Namen haben, sind Zweige einer grofsen Pulsader, die von der linken Herzkammer ausgeht, zwei Centimeter im Durchmesser hat und Körperpulsader genannt wird. Durch sie strömt in vielen Ästen und Zweigen vom Herzen aus hellrotes Blut durch den ganzen Körper bis in die feinsten Pulsadern, die dünner als Haare sind und deshalb Haargefäfse heifsen. Diese finden sich in allen Teilen des Körpers: in der Haut, im Fleische, in den Knochen u. s. w. und geben allenthalben die zur Ernährung des Körpers bestimmten Teile des Blutes ab, welche mit Leichtigkeit durch die dünne Haut der Haargefäfse dringen, da sie ebenso flüssig als Wasser sind, und das Wasser sogar durch eine Ochsenblase zu dringen im stande ist.

Jedoch ist es nur ein kleiner Teil des Blutes, der hier abgegeben wird, und es versteht sich, dafs die übrige Masse hier nicht bleiben kann, wenn die zarten Haargefäfse nicht zerplatzen sollen. Sie vereinigen sich daher zu gröfseren Adern; diese treten wieder zu noch gröfseren zusammen, bis endlich alle in der Nähe des Herzens sich in zwei grofse Adern vereinigen und das Blut zurück in die rechte Vorkammer des Herzens führen, aus welcher es in die rechte Herzkammer tritt. Diese Adern, von den feinsten Haargefäfsen an, heifsen Blutadern, und das in ihnen fliefsende Blut ist schwarzrot, welche Farbe es in den Haargefäfsen dadurch

bekommen hat, dafs es die zur Ernährung dienlichen Teile an den Körper abgegeben und demselben untaugliche Stoffe wieder entnommen hat.

Warum ist nun die Verletzung einer Pulsader viel gefährlicher als die einer Blutader? Natürlich deshalb, weil in jener das Blut durch gröfsere Adern vom schlagenden Herzen kommt und daher viel stärker strömt als in den Blutadern. Und warum heifsen nicht alle Adern Blutadern? Der Leser wird es wohl kaum glauben, dafs man in den alten Zeiten so wenig den eigenen Körper kannte, dafs man meinte, es sei in den Pulsadern kein Blut, sondern die eingeatmete Luft ströme unmittelbar in sie hinein und bewirke das Pulsieren. Man nannte daher die Pulsadern auch Arterien, d. h. Luftadern, und so war nach damaliger Meinung für die andern Adern der Name Blutadern passend. Der Irrtum ist gefallen, die Namen sind geblieben, wie das so oft der Fall ist.

Sind wir mit dem Kreislauf des Blutes nun fertig? — Halb. — Wohin kommt das dunkle Blut aus der rechten Herzkammer, und wie wird es wieder hellrot? — Jedem ist bekannt, dafs kein Mensch ohne Luft leben kann, so wenig wie ohne Speise und Trank, ja noch viel weniger; denn ohne Speise und Trank kann jemand viele Stunden leben, aber ohne Luft keine Viertelstunde. Die Luft aber, die wir zum Leben brauchen, atmen wir durch die Luftröhre in die Lungen und gleich darauf wieder aus. Die Lungen befinden sich in der Brusthöhle zu beiden Seiten des Herzens, dicht an den Rippen; sie bestehen aus lockerem Gewebe, so dafs sie sich stark ausdehnen können, um die Luft einzuziehen, und sich wieder zusammenziehen können, um dieselbe auszutreiben. Nun verhält es sich aber mit der Erfrischung des Blutes folgendermafsen.

Das dunkelrote Blut in der rechten Herzkammer, das zur Ernährung des Körpers nicht mehr taugt, gelangt durch eine grofse Ader, welche die Lungenpulsader oder Lungenschlagader genannt wird, zu den Lungen. Die Lungenschlagader teilt sich nicht nur in zwei Adern, eine für jeden Lungenflügel, sondern diese teilen sich wieder in Äste und Zweige bis zu den Haargefäfsen der Lungen. Indem das dunkelrote Blut durch die Lungen strömt, ist es von der eingeatmeten Luft nur durch die dünnen Häute der Haargefäfse geschieden, welche es zulassen, dafs das Blut zum Leben dienliche Stoffe in sich aufnimmt und mit der ausgeatmeten Luft das Untaug-

liche von sich stöfst. Dadurch eben verwandelt es sich wieder zu hellrotem Blute und fliefst als solches durch die wieder zusammentretenden und allmählich gröfser werdenden Lungenblutadern zur linken Vorkammer des Herzens, von da in die linke Herzkammer und ist jetzt wieder bei der grofsen Körperpulsader angelangt, von welcher diese Beschreibung ausging.

Aus dem Nürnberger Lesebuch.

191. Der Tiger.

Der Tiger steht neben dem Löwen an Stärke und Schnelligkeit der Glieder, über ihm an List, tief unter ihm an Mut. Mordgier und Tücke sind gleichsam verkörpert in diesem Tiere, welches die Katze in ihrer furchtbarsten Ausbildung darstellt. Sein Körper ist, den Schweif eingerechnet, 2,3 m lang, bräunlichgelb mit schwarzen Streifen, sein Kopf klein und rund, seine Augen groß und glühend. Seine Gelenkigkeit übertrifft alles; springt er, so rollt er sich zu einem Knäuel zusammen, schießt kugelschnell empor und reißt mitten aus einer Schar Bewaffneter den Reiter vom Roß, ihn in großen Sätzen dem nahen Wald zutragend. Die ganze funkelnde Pracht dieses Tieres wird in seinem Laufe sichtbar; da wird jede Bewegung zur Welle. Sein meist geradeaus gerichteter Gang dagegen ist lauernd und schleppend; die Majestät, welche den Löwenschritt bezeichnet, fehlt ihm durchaus. Die Vorderfüße treten enger zusammen; die Hinterfüße aber, die seinem Sprunge eine so ungeheure Schnellkraft geben, schreiten ungeschickt und mit breiter Spur. — Der Tiger bewohnt Ostindien und besonders die waldigen Inseln jenes Archipels. Seine Blutgier und seine Stärke machen ihn zu einer Geißel der Länder; oft sind ganze Dörfer durch ihn entvölkert worden. Es scheint, daß er den Menschen ganz vorzüglich nachstelle, und unter ihnen dem Farbigen mehr als dem Weißen. Verfehlt er seine Beute im ersten Ansprung, so läßt er von ihr ab. Dies benutzen die javanischen Frauen, welche die Reisfelder bepflanzen, indem sie sich mit einem hohen, starken Korbgeflechte wie mit einer Schanze decken. Der Tiger wirft sich wutgierig auf den Korb, prallt ab und wendet sich getäuscht und erschreckt zur Flucht. Allnächtlich umkreisen Scharen dieser Tiere die Dörfer. Aber ein mächtiger Zaun von Bambus und ein Verhau aus tief in die Erde getriebenen Pallisaden wehrt meist ihrem Angriff. Mit scharfer, verkohlter Spitze ragen diese Pfähle über

den Boden, durch Gras und Sträucher verdeckt, und der Tiger stürzt sich dann wohl mit der ganzen Wucht seines Sprunges in diese Spieße, auf denen er brüllend verendet. Masius.

192. Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger.

Auf jenem Hügel, wo die sieben Palmen stehn,
Ist ein furchtbarer Kampf, wie keiner je, geschehn.
Zwei Schrecken der Natur, Graun der Lebendigen,
Sahn wir mit Staunen dort einander bändigen.
Der eine Unhold ward vom anderen zerschroten,
Der übrigbleibende sodann verderbt vom toten.
Wir durften lange nicht uns zu den Palmen wagen
Und sahen sie umsonst von fern uns Früchte tragen.
Denn im Gebüsch dabei hat seinen Sitz gewählt
Ein Tiger, den der Durst nach Blut beständig quält.
Und wen am Morgen mag der Palmen Anblick locken,
Hört das benachbarte Gebrüll und flieht erschrocken. —
An einem Morgen sahn wir nach den Palmen wieder,
Da war's, als hing ein Ast vom höchsten Wipfel nieder,
Ein Ast, der wunderbar sich auf und nieder zog,
In Schlangenwindungen sich hin und wieder bog.
Als den Verschlingungen wir zugesehen lange,
Erkannten wir, es sei die Königsriesenschlange, —
An Dicke wie ein Mann und sechzig Fuß an Länge,
So schätzten wir, daß sie von oben niederhänge.
In Lüften war der Schweif, verhüllt vom Palmenlaub,
Der Rachen erdennah, weit aufgethan zum Raub, —
Weit aufgethan zum Raub ohnmächt'ger kleiner Tiere,
Die ihr Verhängnis trieb zu diesem Jagdreviere.
Sie schien, — am Zorngebrüll des Tigers war's zu hören, —
Zu schmälern seine Jagd und sein Geheg' zu stören.
Da trat er, wie zum Kampf gerüstet, selbst hervor,
Und jene ringelte sich in sich selbst empor.
Doch als grad unter ihr er hob den stolzen Nacken,
Schoß sie ihr Haupt herab, von hinten ihn zu packen.
Er krampfte sich zurück, als sie mit einem Biß
Ein ungeheures Stück vom bunten Fell ihm riß.
Daran hielt sie ihn fest, ließ dann von oben nieder
Stets mehr und mehr von sich und schnürt' ihm alle Glieder.
In ihrem Rachen ward des seinigen Geheul
Erstickt, und atemlos preßt' ihn der Riesenknäul.

Zu schwach doch, daß ihr Druck allein den Feind zermalme,
Zog sie zur Hilfe bei den Schaft der Kokospalme.
Sie zog zum Schaft hinan den Tiger, und ein Krach
War hörbar, als sie ihm die ehrnen Rippen brach.
Am Boden lag er nun; sie aber, kampfesmatt,
Zog sich, um auszuruhn, hinauf ins Palmenblatt.
Das war der erste Tag der Schlacht, wo zu wir sahn,
Nur wenige, von fern; wer hätte dürfen nahn? —
Der zweite Morgen kam, da war die Zahl der Späher
Gewachsen und ihr Mut, dem grausen Kampfplatz näher.
Wir sahen durchs Gebüsch ihr zu und wollten nicht
Sie stören, wie sie sich bereitet' ihr Gericht.
Gelb überkleisterte ihr Speichel rote Klumpen
Des Aases, die ihr Schlund sich anstrengt', einzupumpen.
Einwürgend hatte sie den Tag vollauf zu thun.
Darüber Nacht es ward, und wir sie ließen ruhn. —
Am dritten Morgen war herbeigeströmt die Schar
Von Weib und Greis und Kind; vorbei ist die Gefahr.
Da lag die Siegerin, die starre, schlaffe, matte,
Die an dem Siegesmahl sich übernommen hatte.
Sie mochte sich getraun, den Tiger ohne Graun
Zu töten, aber nicht den toten zu verdaun.
Von Beutelustigen ward sie gemach erlegt
Und von den Fleischessenden bald hundertfach zerlegt,
Indes die Reineren an ihrem Teil sich freuten,
Die lang versagte Frucht der Palmen zu erbeuten.

Friedrich Rückert.

† 193. Der Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht bedacht,
Sich auf den Winter zu versorgen,
Wie jeder kluge Wirt es macht.
Sein Nachbar hielt nicht viel auf Fleiß und Sparsamkeit;
Er war noch jung und ließ die edle Zeit
Ganz ungenützt vergehn. Denn, weil das ganze Land
Jetzt noch bedeckt mit reichen Saaten stand,
Hielt er's für albern, sich mit Vorrat zu versehn,
Und glaubt', es würden allemal
Die vollen Ähren ohne Zahl,
Wie jetzt, auf allen Feldern stehn.

Als nun die Zeit der Ernte kam
Und seinen Irrtum ihm benahm,
Da sah er, doch zu spät, sein künftig Elend ein.
Wie schmerzt' es ihn, statt, wie sein Nachbar, reich zu sein,
Daß er nichts mehr zu finden wußte,
Teils betteln und teils hungern mußte!

Aus dem Nürnberger Lesebuch.

† 194. Der Igel.

Der Igel ist auch eines von den Tieren, welche aus Unverstand verfolgt werden, statt daß man ihre Vermehrung auf alle Weise begünstigen sollte. Die Igel sind ohnedies selten, obgleich so ziemlich in der ganzen nördlichen gemäßigten Zone verbreitet. Woher diese Seltenheit kommt, da das Weibchen doch wohl ein halbes Dutzend Junge auf einmal wirft, läßt sich nicht sagen. Wenigstens schützen ihn die Stacheln, womit er statt der Haare bedeckt ist, und sein Vermögen, sich so zusammenzukugeln, daß er keine verwundbare Stelle zeigt, vor den Angriffen der meisten Tiere. Die größten Hunde bellen ihn bloß an, wagen aber nicht, ihn anzutasten. Nur durch reichlich aufgeschüttetes Wasser ist er dahin zu bringen, daß er sich aufrollt. Seine Stacheln, obgleich nur einige cm lang, sind doch spitz und stark genug, um empfindlich zu verwunden. Und sowie er durch diese äußerlichen Waffen vor Feinden geschützt ist, so besitzt er auch eine innere Schutzwehr, worin ihm kein anderes Tier gleicht. Der Igel ist nämlich giftfest. Spanische Fliegen, welche allen Tieren und auch den Menschen höchst verderblich sind, verzehrt er ohne Unbequemlichkeit, ebenso Arsenik, Blausäure und andere starke Gifte. Ja, auch die Schlangen vermögen ihm nichts anzuhaben. Ein Naturforscher that absichtlich eine Kreuzotter in den Kasten, worin er einen Igel mit Jungen sitzen hatte. Das Igel-Weibchen machte sich sogleich über die Schlange her, ließ sich durch deren Bisse nicht im mindesten stören und zermalmte den giftigen Kopf der Schlange zuerst. Die erhaltenen Wunden, welche bei jedem anderen Tiere die heftigste Geschwulst verursacht hätten, thaten ihm und seinen säugenden Jungen nicht das mindeste. Daß er zur Vertilgung der Schlangen hilft, geht schon aus dieser Erzählung hervor. Er verzehrt aber außerdem Mäuse, Frösche, Kröten, Insekten in Menge, weit weniger gern Obst, leistet also mehr als eine Katze. Daß er sich auf dem herabgefallenen Obst wälze, um es aufzuspießen und so nach Hause zu tragen, ist wohl eine Fabel, weil nicht einzusehen ist, wie er

es wieder abnehmen soll. Ebenso fabelhaft ist der Unterschied zwischen Hunds- und Schweinsigeln; denn nicht einmal die graue Farbe oder die Größe von 25 cm ist einer merklichen Abweichung unterworfen, wie viel weniger die Gestalt des Kopfes. Man würde ihn vielleicht mehr in Häusern und Scheuern zur Mäusevertilgung halten, — denn er läßt sich einigermaßen zähmen, — wenn er nicht einen unleidlichen Gestank verbreitete, und wenn er nicht in einen Winterschlaf verfiele, welcher ihn hindert, die Mäuse zu der Zeit zu vertreiben, in der sie sich am meisten in die Nähe der Menschen drängen. Auch das macht ihn in Häusern unangenehm, daß er sein Wesen hauptsächlich des Nachts treibt und mit seinem plumpen Laufe besonders auf Treppen Gepolter verursacht, so daß man im Schlafe gestört wird. Curtman.

195. Der Hohenstaufen.

In der Mitte Schwabens, fast gleichweit vom Rhein, Lech und dem Bodensee entfernt, erhebt sich der Hohenstaufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und vieler deutschen Kaiser gestanden war. Er beherrscht die Gegend und die umliegenden Berge, wie die mächtige Kaiserfamilie, die einst hier wohnte, das Land und seine Bewohner umher beherrscht hat. Der nackte Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden erblickt man die rauhe schwäbische Alp mit ihren grünen Bergen und hohen Felsen; hinter ihr zeigen sich in weiter Ferne, wie Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tirols und Helvetiens. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt, das reiche württembergische Unterland, den Schwarzwald und, dem Auge nur bei dem hellsten Himmel sichtbar, die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreise von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckar bis zum Ausfluſs des Lech, begrenzen die schwarzen limburgischen und fränkischen Waldungen den Horizont und verhindern die weitere Aussicht. Dies sind die äuſsersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist.

Aber innerhalb dieses Kreises, welch herrliche Landschaft, welch schönes Gemälde! welche Abwechslung von Thälern und Bergen, von Wäldern, Fluren und Flüssen! welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die überall, bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Türmen und Dächern einen so freundlichen Anblick gewähren! Ganz nahe

am nördlichen Fufse des Berges liegt die Stadt Gmünd, ehemals ein Eigentum des hohenstaufischen Hauses, die aber nach Konradins unglücklichem Tode eine freie Reichsstadt wurde. Nicht weiter entfernt, aber auf des Berges südlicher Seite, breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne württembergische Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besitztum der hohenstaufischen Familie gehörte. Das angenehme Gefühl, in das den Beschauer dieses lebendige Gemälde versetzt, wird getrübt bei dem Anblick so vieler in Trümmern liegenden nahen Schlösser, die sich ringsum über die niedrigen Dörfer erheben und wie Vasallen um den sie alle überragenden Hohenstaufen herumstehen. Noch mehr drängt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Gröfse dem Geiste auf, wenn man den Berg selbst betrachtet; denn von dem Stammhaus der Hohenstaufen ist selbst die letzte Spur verschwunden.

Einsame Ziegen weiden nun an den steilen Abhängen des Berges, wo einst der mächtige Friedrich seine Jugend verlebte. Im Bauernkriege 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die zwei Meter dicke Ringmauer, zwei feste Türme, die Thore und die Brunnen blieben stehen und standen noch im Jahr 1588, wo Crusius, ein berühmter Geschichtsschreiber jener Zeit, sie beschrieb. Nachher wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt, die Türme niedergerissen und der Brunnen verschüttet. Sie suchten Schätze und fanden Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint zu trauern über den Untergang der grofsen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte.

Auf der südöstlichen Seite des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen. In der alten Kirche desselben, die schon stand, als die Hohenstaufen Könige der Deutschen waren, ist eine kleine, niedrige Thüre gegen den Berg zu; über derselben befindet sich ein uraltes Gemälde, welches den Kaiser Friedrich Barbarossa in eiserner Rüstung vorstellt; unter dem Bilde sind einige deutsche Verse, welche anzeigen, dafs Friedrich oft durch diese Thüre in die Kirche gegangen sei. Tief unter dem Dorfe auf der Ebene ist ein dichter, grofser Wald, in welchem ein paar alte, ganz mit Moos überzogene Eichen stehen; sie sollen aus den glanzvollen Zeiten des hohenstaufischen Geschlechts die einzigen Überreste sein. Wie dem auch sein mag, nach einem so oft wiederholten Wechsel von Geschlechtern, Zeiten und Reichen schaut man mit wohl-

thuendem Gefühl eine Kreatur, einen Eichbaum an, der alle diese Wechsel überlebt hat, und der dem stolzen Sterblichen die Kürze der ihm zugemessenen Zeit vorrückt und ihm zu sagen scheint: »Dein Leben währet 70 Jahr, und wenn's hoch kommt, 80 Jahr, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen.« S. Erhard.

196. Der erste Kreuzzug.

Im Jahre des Herrn 1094 erschien in Italien und Frankreich ein Mann im bloßen Haupte, barfüßig, auf einem Esel reitend. Er nannte sich Peter und war aus Amiens (Amiäng) in Frankreich. Ein langes Pilgergewand, von einem Stricke zusammengehalten, umwallte den hageren Leib. Die mageren Hände hielten ein Kruzifix. Weit standen seine großen, schwarzen Augen aus ihren Höhlen hervor und glühten in frommer Begeisterung. Wenn er in eine Stadt oder in ein Dorf zog, lief jung und alt zusammen, um den wundersamen Mann zu sehen, und um den Worten zu lauschen, die wie ein Strom aus seinem Munde flossen. Er kam aus dem heiligen Lande, in das er als frommer Pilger gezogen war, um am Grabe des Herrn zu beten. Mit lebendigen Farben malte er die Not, welche christliche Pilger im gelobten Lande zu ertragen hatten von den Ungläubigen, die im Besitz der heiligen Stätten waren. Es sei der Christen Pflicht, sprach er, in den heiligen Kampf zu ziehen, Vaterland, Freunde und Verwandte zu verlassen und das Grab, darin der Herr gelegen, denen zu entreißen, die den Namen des Sohnes Gottes höhnten. Gewaltig waren die Wirkungen solcher begeisterten Rede. — Der Papst hielt zwei große Kirchenversammlungen ab, auf denen er die Christen anfeuerte, in den heiligen Kampf zu ziehen. „Gott will es! Gott will es!" riefen Tausende und aber Tausende. Fürsten, Ritter, freie Männer und Knechte hefteten sich ein rotes Kreuz auf die Schulter, zum Zeichen, daß sie zum Zuge ins heilige Land bereit seien.

Ein kleinerer Haufe, mit welchem Peter von Amiens und Walther von Habenichts schon im Frühling des Jahres 1096 aufbrachen, erreichte Palästina nicht; Hunger, Seuchen und das Schwert der Türken hatten ihn schon in Kleinasien aufgerieben.

Im Herbste desselben Jahres machte sich ein wohlgeordnetes und gut ausgerüstetes Heer unter der Führung Gottfrieds von Bouillon (Bu-johng) auf den Weg. Über 100 000 gepanzerte Reiter und 200 000 streitbare Männer hatten sich zum Kreuzzuge zusammengefunden. Zweimal wurden die Türken geschlagen;

Antiochia ward nach monatelanger Belagerung im Sturm genommen. Nach drei Jahren und nach unermeßlichen Mühseligkeiten, denen viele unterlagen, erreichte man Jerusalem. Die 20000 streitbaren Männer, die noch am Leben waren, begrüßten die heilige Stadt mit Thränen. Alle Mühsale waren vergessen; der Mut belebte sich, und man schickte sich zum Sturme an. Nach fünf Tagen begann er; aber die Türken schlugen ihn ab. Da es in der Umgegend an Bäumen fehlte, so holte man das Holz zu Belagerungswerkzeugen aus einem meilenweit entlegenen Wäldchen. Alt und jung, vornehm und gering: alle legten Hand an. In kurzer Zeit waren Leitern, Wurfmaschinen und Belagerungstürme gezimmert. In feierlichem Zuge, die Priester voran, bewegte sich das Heer, von den Türken verhöhnt, um die Stadt. Am 14. Juli des Jahres 1099 versuchte es von neuem den Sturm. Ein Hagel von Steinen und Wurfspießen empfängt die Angreifenden. Über Leichenhügel hinweg schreiten sie voll Todesverachtung; die Kriegsmaschinen nähern sich den Mauern der Stadt; schon jubelt das christliche Heer: — da bricht die Nacht herein und macht dem Kampf ein Ende. Kaum dämmert der Morgen, so beginnt die blutige Arbeit wieder. Mit Erbitterung verteidigen sich die Türken. Töpfe mit brennendem Pech und Schwefel, Steine, Balken, selbst Leichname werden auf die Köpfe der Belagerer hinabgeschleudert. Sie weichen. Ein Jubelruf der Türken erschallt. Da zeigt Gottfried von Bouillon nach dem Ölberg hin. Eine Reitergestalt erscheint dort in weißer Rüstung und schwingt den hellstrahlenden Schild. „Seht da," so ruft er, „einen Cherub mit flammendem Schwerte, den Gott zum Mitstreiter uns sendet!" — „Gott will es! Gott will es!" antwortete die Schar der Christen, und mit wildem Ungestüm dringt sie vorwärts. Gottfried erklimmt zuerst die Mauer; die Seinen folgen; Schar drängt sich auf Schar, und Jerusalem ist erobert. Ein schreckliches Morden beginnt. Männer und Weiber, Greise und Kinder tötet erbarmungslos das Schwert der Kreuzfahrer. Von Gasse zu Gasse wälzt sich der Mord. In den weiten und festen Mauern des Tempels haben Tausende Rettung gesucht; aber der Tempel wird erstürmt, und die Unglücklichen werden erschlagen. Das Blut fließt in Strömen; 10000 Feinde sind getötet; aber noch ist das Morden nicht zu Ende. Nur Gottfried hält sich fern von diesem Würgen. Barfuß, ohne Helm und Panzer, eilt er in die Kirche zum heiligen Grabe, um dem Herrn für den errungenen Sieg zu danken. — Nach dreien Tagen erst enden Mord und Plünderung. Nun werden die Straßen gereinigt;

die Sieger waschen das Blut von ihren Händen, und in weiße Gewänder gehüllt, wandeln sie in feierlichem Zuge nach dem heiligen Grabe. Die Geistlichkeit kommt ihnen entgegen mit hocherhobenen Kreuzen und mit frommen Gesängen, und voll Andacht sinkt die siegreiche Schar in den Staub. Aus Wetzel.

197. Kaiser Friedrich I., der Rotbart.

Nachdem einige Jahrhunderte lang Fürsten vom fränkischen und sächsischen Stamme auf dem deutschen Throne gesessen, hat auch Schwaben Deutschland mehrere große Herrscher gegeben. Sie heißen nach dem Berge, auf welchem ihre Burg stand, die Hohenstaufen. Der größte unter ihnen war Friedrich I., der 1152 in seinem einunddreißigsten Jahre zum König der Deutschen gewählt wurde. Er war ein gottesfürchtiger Christ, ein tapferer Held und geschickter Feldherr, ein starker und weiser Fürst, streng gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen jedermann, „der Guten Lust, der Bösen Schrecken." Von seinem rötlichen Haupt- und Barthaar nannten ihn die Italiener Barbarossa d. h. Rotbart.

Der neue König hatte keine leichte Aufgabe; Streitigkeiten mußten geschlichtet, Widerspenstige zum Gehorsam gebracht werden. Aber in kurzer Zeit hatte er durch rastlose Thätigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit in ganz Deutschland sich Ansehen verschafft und Ordnung und Ruhe im Reiche hergestellt.

Nun richteten sich seine Gedanken auf das höchste Ziel irdischer Herrlichkeit, nämlich auf die Würde eines römischen Kaisers und auf die Beherrschung Italiens. Im nördlichen Teil dieses Landes waren viele Städte, welche, durch den Handel reich und mächtig geworden, sich weigerten, die alten Hoheitsrechte der deutschen Könige anzuerkennen. Fünfmal zog Friedrich gegen sie mit mächtigen Heeren; aber kaum hatte er eine derselben überwunden und war wieder nach Hause gezogen, so erhoben sich die anderen Städte gegen ihn und verjagten seine Statthalter. Die Städte fügten sich nun einmal nicht und blieben feindselig gegen den immer mächtiger werdenden Kaiser. Am längsten widerstand die mächtigste dieser Städte, Mailand. Schon einmal hatte Friedrich sie durch Hunger bezwungen und ihre demütigen Bitten um Gnade erhört. Da fiel sie aufs neue ab und beleidigte die Gesandten des Kaisers aufs gröblichste. Als der Kaiser sie an den Eid erinnerte, den sie ihm geschworen, antworteten sie frech: „Wir schwuren zwar den Eid; aber wir versprachen nicht, ihn zu halten."

Nun schwur der Kaiser, er werde die Krone nicht wieder aufsetzen, bis er solch frechen Trotz gebrochen habe. Er bezwang ihn durch Schwert und Hunger. Barfuß und barhaupt, in zerrissenen Kleidern, ein bloßes Schwert oder einen Strick am Halse und Asche auf dem Haupte, das Kreuz voran, kamen sie hinaus in sein Lager und baten um Frieden und Gnade. Er aber ließ die Mauern der Stadt niederreißen, und die Bewohner mußten sich in offenen Flecken ansiedeln. Aber bald entstand an einer andern Stelle eine neue, gegen Friedrich feindliche Stadt, Alessandria, so genannt nach dem Papst Alexander III., welcher der lombardischen Städte Freund und Helfer war. So dauerte der Kampf noch lange fort. Der Kaiser kam selbst oft in Lebensgefahr: bei der Etschklause hatte der Feind in einem engen Paß zwischen Fels und Fluß das Heer umzingelt, und nur der Tapferkeit Ottos von Wittelsbach verdankte Friedrich seine Rettung; in Susa hatten Bürger sich verschworen, ihn im Schlafe zu ermorden; aber der treue Hartmann von Siebeneichen half dem Kaiser zur Flucht, indem er sich selbst in dessen Bett legte; die Feinde ehrten diese Treue und schenkten ihm das Leben.

Ganz besonders hinderlich war es für Friedrich bei diesen Kämpfen, daß er sich auf die Unterstützung der deutschen Fürsten nicht verlassen konnte. Die Ordnung im deutschen Reiche war nämlich diese: der König überließ einen Teil des ihm gehörigen Landes an Edelleute auf unbestimmte Zeit. Eine solche Besitzung hieß Lehen, der Geber Lehnsherr, der Inhaber Lehnsmann oder Vasall. Dieser mußte seinen Lehnsherrn mit Leib und Leben, Gut und Ehre verteidigen und ihm in seine Kriege folgen. Nun wurden aber die Vasallen übermächtig und übermütig, und Herzoge, Fürsten und Grafen führten oft Krieg auf eigene Hand, auch gegen ihren König, oder sie weigerten sich, ihm mit ihren Leuten im Kriege zu Dienste zu sein. Der mächtigste unter diesen Vasallen war zu Friedrichs Zeit der Herzog Heinrich der Löwe aus dem Geschlechte der Welfen; ihm gehörten Braunschweig und Lüneburg, Bayern und Sachsen. Dieser stolze Mann weigerte sich, dem Kaiser Heerfolge gegen die lombardischen Städte zu leisten. Der Kaiser bat ihn, ja, er fiel ihm zu Füßen. Alles umsonst. Da nahte die Kaiserin ihrem Gemahl und sprach: „Stehet auf, lieber Herr; Gott wird euch helfen, wenn ihr einst dieses Tages und Hochmutes gedenket!“ Dieser Abfall Heinrichs des Löwen war hauptsächlich schuld an der Niederlage, welche Friedrich bei Legnano durch die Italiener erlitt. Wie oft hat doch die Uneinigkeit der Deutschen ihren Feinden zum Siege geholfen!

Nachdem aber der Kaiser mit den italienischen Städten zu Konstanz Frieden geschlossen hatte, lud er den widerspenstigen Heinrich vor sein Gericht, und da er nicht erschien, wurde er geächtet und sollte aller seiner Lehen verlustig gehen. Nach langem Widerstand mußte er sich unterwerfen. Zu Erfurt warf er sich vor dem Kaiser demütig nieder, umfaßte seine Knie und erflehte seine Gnade. Diese wurde ihm auch zu teil; doch verlor er seine beiden Herzogtümer Bayern und Sachsen und wurde auf drei Jahre verbannt.

So war endlich Friede im Reich. Dasselbe umfaßte außer dem ganzen jetzigen Deutschland mit Ausschluß eines Teils von Schlesien, Pommern und Preußen noch folgende Länder: Deutsch-Österreich, ganz Holland und Belgien, das französische Lothringen, die ganze Schweiz, das burgundische Königreich mit Savoyen, Piemont und der Provence (Prowanß), ganz Italien bis an die Grenzen von Neapel. Auch auf die benachbarten Völker erstreckte sich Friedrichs Einfluß, und jeder Deutsche freute sich über die Höhe, zu welcher sein Vaterland sich gehoben hatte.

Da erscholl plötzlich die Nachricht, Sultan Saladin habe Jerusalem erobert. In der ganzen Christenheit verbreitete sich ein unermeßlicher Jammer. Alles geriet in Bewegung, um das Grab des Erlösers den Ungläubigen wieder zu entreißen. Die Könige von England und Frankreich nahmen mit vielen ihrer Großen das Kreuz. Auch Friedrich, obwohl im 68. Jahre stehend, machte sich auf mit einem gewaltigen Heere. Nach unsäglichen Mühseligkeiten kamen sie endlich zur Stadt Ikonium in Kleinasien. Von allen Seiten drangen hier die Türken auf das deutsche Heer ein, und schon fing dasselbe an zu weichen. Da rief der greise Kaiser mit lauter Stimme und durch seinen Heldenmut wunderbar verjüngt: „Warum zögert ihr? Weshalb seid ihr niedergeschlagen? Gottlob, daß die Feinde endlich eine Schlacht wagen. Um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen, verließet ihr euer Vaterland; jetzt ist die rechte Zeit. Folget mir! Christus herrscht, Christus siegt!“ Mit diesen Worten sprengte er in die Feinde, ermutigt folgten ihm die Seinen und schlugen die Türken in die Flucht. In diesem Augenblick gewahrte man die christlichen Fahnen auf den Türmen von Ikonium. Herzog Friedrich, des Kaisers Sohn, hatte die Stadt erobert. Mit großer Freude empfing der siegreiche Kaiser seinen siegreichen Sohn. Die Türken baten um Frieden und störten das Heer nicht weiter, das nun glücklich Seleucia in Cilicien erreichte. Als man aber beim Aufbruch von dieser Stadt über den Seleph setzte und der Kaiser

den Fluß zu Pferde durchschwimmen wollte, rissen ihn die Wellen fort, und als man ihm endlich zu Hilfe kam und ihn ans Land brachte, war er bereits entseelt (10. Juni 1190). Über alle Beschreibung war die Trauer und Bestürzung des Heeres; jedem war es, als habe er seinen Vater verloren. Seine Gebeine wurden in Tyrus beigesetzt. In Deutschland aber verbreitete sich die Sage, der Kaiser sei nicht tot, sondern er schlafe im Kyffhäuser und werde zu seiner Zeit wieder erscheinen und die Herrlichkeit des Reiches erneuern.

Friedrichs Sohn, Heinrich VI., hatte sich mit der Erbin von Neapel und Sicilien verheiratet. Dadurch schien dem hohenstaufischen Herrscherhause der Weg zu noch größerem Glanze gebahnt zu sein. Allein gerade diese Verbindung mit Italien wurde sein Verderben. Der hochbegabte Enkel des Rotbarts, Friedrich II., verzehrte alle seine Kraft in fruchtlosen Kämpfen gegen den Freiheitsdurst der italienischen Städte, welche die Herrschaft des Fremden bei jeder Gelegenheit abzuschütteln suchten. Sein Enkel, der jugendliche Konradin, fiel bei dem Versuch, seines väterlichen Erbes in Italien sich zu bemächtigen, in feindliche Gefangenschaft, wurde von seinem grausamen Gegner, Karl von Anjou (Anschu), zum Tode verurteilt und starb zu Neapel auf dem Blutgerüste (1268). Dies war das Ende des hochberühmten Geschlechts der Hohenstaufen. Aus dem Württemberger Lesebuch.

198. Die Weiber von Weinsberg.

Der erste Hohenstaufe, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Weinsberg seit manchem langen Tag;
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

Der Hunger kam, der Hunger! Das ist ein scharfer Dorn.
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn:
»Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Thore, so trifft euch doch das Schwert.«

Da sind die Weiber kommen: »Und mufs es also sein,
Gewährt uns freien Abzug, wir sind vom Blute rein!«
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

»Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei;
Lafst ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort,
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort.«

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut:
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Tritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Eh'herrn, das ist ihr liebstes Gut.
»Halt an die argen Weiber!« ruft drohend mancher Wicht;
Der Kanzler spricht bedeutsam: »Das war die Meinung nicht.«

Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
»Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht;
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht.«

So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht.
Die Sage schallt herüber aus halb vergefsner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort auch heilig im deutschen Vaterland.

Adalbert von Chamisso.

† 199. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.

Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken:
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus:
Sie fliehen in alle Welt hinaus.
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs eine Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen;
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert,
Wer hat dich solche Streiche gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche." Uhland.

200. Wickher.

Fern von des Rheines Heimatstrand
Zog ins gelobte heilge Land
Mit Gottfried Bouillon schlecht und recht
Wickher, ein deutscher Lanzenknecht.

Durch Palästinas Berg und Thale
Ward's manchem heiß im Sonnenstrahle;
Die Rüstung, die der Kecke trug,
Drückt' ihn und seinen Gaul genug.

Da dacht' er an den grünen Rhein
Und seinen kühlen, goldnen Wein;
Und wie er dachte, wie er träumte,
Kam's, daß er hinterm Zuge säumte.

Er sprach: „Die Hitze drückt zu sehr;
Zur Nachtzeit hol' ich ein das Heer."
Er legt sich in die hohe Heide;
Das Pferd erlabt sich auf der Weide.

Doch will ihn kaum der Schlaf umhüllen,
Da störet ihn ein furchtbar Brüllen;
Und sieh, es stürzt ein mächtig Tier
Aufs Rößlein aus dem Waldrevier.

Der wackre Deutsche war nicht faul,
Er liebte seinen treuen Gaul,
War gleich bereit, mit Schild und Schwert
Zu kämpfen für das gute Pferd.

Kaum sieht das Tier den kecken Mann,
Läßt es das Roß und fällt ihn an.
Da sieht er wehn die langen Mähnen,
Dazwischen den weiten Rachen gähnen.

Die Augen blitzen wie Feuer hell,
Der Leib ist stark, die Füße schnell;
Es springt an den Schild mit der Krallentatze.
„Ei," rief der Knecht, „verfluchte Katze!"

Und rüstig spaltet er sogleich
Des Tieres Haupt mit einem Streich.
Voll Schmerzen brüllt's zum letzten Mal,
Und röchelnd stürzt es dann zu Thal.

Der Deutsche sieht's mit kaltem Blut,
Da scheint der Pelz ihm gar so gut;
Er trennt ihn sauber mit dem Schwert
Und legt ihn hinten auf sein Pferd.

Der Abend kam indes heran,
Und weiter zog der deutsche Mann.

So kam er in ein Dorf geritten;
Da liefen die Leute aus allen Hütten

Und schauten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagten, nun wäre die Gegend frei,
Er hab' erlegt den großen Leu.

Als er die Männer höret sagen,
Daß er der Tiere König erschlagen,
Von dessen Mut und wilder Stärke
Man ihm erzählt viel Wunderwerke,

Da wendet sich der Knecht fürbaß,
Der längst den harten Strauß vergaß,
Besieht die Haut sich für und für:
„Eine gelbe Katze schien es mir.

Längst hätt' ich gern den Leu gesehn;
Nun ist's mir schier im Traum geschehn,
Daß ich gar einen hab' erschlagen!"
Und ritt voran mit gutem Behagen.

Wolfgang Müller.

201. Das Kamel, das Schiff der Wüste.

Wo die Natur den Menschen nur kümmerlich nährt, bietet sie ihm gemeiniglich ein Ersatzmittel, welches ihm eben sein Heimatland als das Paradies der Erde erscheinen läßt. Der Bewohner der nördlichen Polarzone hat für hundert ihm versagte Dinge sein Renntier erhalten und in ihm allein den Abhelfer fast aller seiner Bedürfnisse. Dem wildkühnen Araber, dem Sohn der weiten, pfadlosen Wüsten und Steppen, ist das Kamel dasselbe, was dem Bewohner des hohen Nordens das Renntier ist. Wenn das Kamel im allgemeinen für die Völker des Morgenlandes als Lasttier von unschätzbarem Werte ist, so hat es für den Araber insbesondere doch eine noch viel höhere Wichtigkeit, da er mit allen seinen Bedürfnissen von ihm abhängt und ihm, gleichwie der Lappe dem Renntier, auch Nahrung und Kleidung verdankt. Die Milch des Kamels ist für ihn ein Hauptnahrungsmittel; denn sie liefert ihm Butter und Käse. Er ißt das Fleisch, besonders der jungen Tiere, das für ihn außerordentlich wohlschmeckend ist und in Gefäßen, mit Fett bedeckt, aufbewahrt wird. Das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsstoffen und bildet einen wichtigen Handelsartikel

bis zu uns nach Europa. Die Haut gibt ein gutes Leder; der hellbrennende Mist wird von den Morgenländern allgemein als Feuerungsmittel benützt und ist oft das einzige, welches sie besitzen. Ja, selbst der Urin bleibt nicht unbenützt, da man ihn häufig zur Salmiakbereitung verwendet.

Das Kamel ist das vorzüglichste Lasttier in der Wüste; es vermittelt hier, wo kein anderes Haustier ausdauern könnte, die Verbindung quer durch das Sandmeer. Alles ist in seinem Körperbau in höchster Zweckmäßigkeit für die Wüste berechnet. Es hat nicht allein überhaupt wenig Getränke nötig, sondern es kann sich auch auf einmal für viele Tage damit versehen; denn von den vier Abteilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Tieren gemein hat, ist die größte derselben mit zahlreichen Zellen versehen, in welchen sich das genossene Wasser anhäuft, und woraus nach dem jedesmaligen Bedürfnis etwas in den Schlund zurücktritt. Diese Eigentümlichkeit befähigt das Kamel, drei bis vier Tage ohne den Genuß des Wassers hinzubringen; dagegen aber trinkt es bei sich darbietender Gelegenheit 25, 30, ja sogar 50 Kilogr.; die besten Kamele ertragen den Durst 10 bis 12 Tage. Aus einer Entfernung, in welcher der Mensch noch nicht die geringste Ahnung von dem Vorhandensein des wenigen Quellwassers hat, das hier und da in den Einöden zwischen Gestein hervordringt und sich bald im Sande verläuft, vermag das Kamel dieses zu entdecken und eilt in der Not unaufhaltsam ihm entgegen, auf diese Weise sich und seinen Herrn rettend.

In ebenso auffallender Weise, wie auf langes Ertragen des Durstes, ist der Körper des Kamels auch auf langes Hungern angelegt. Der aus einer fettigen Masse bestehende Höcker wächst in Zeiten, wo das Tier reichlich Futter empfängt, unverhältnismäßig; dagegen nimmt er ab und verschwindet fast ganz, wenn es lange ohne Nahrung ist; es lebt also in der Zeit, wo es keine Nahrung zu sich nimmt, von dem in die Säftemasse seines Körpers eingezogenen Fette seines Höckers, und dieser vertritt bei ihm die Stelle einer Vorratskammer. Außerdem findet aber das Kamel auch in der Wüste immer noch Nahrung, wo nur der spärlichste Pflanzenwuchs sich zeigt. Die trockenen, stachligen Kräuter, als Disteln, Nesseln, Ginster, dann Gesträuch und Baumrinde, zu deren Zerkauen seine Zähne eingerichtet sind, sucht es selbst da auf, wo es auf üppigen Wiesen sich nähren könnte. Vermöge der gespaltenen, knorpeligen Oberlippe aber ist es so gut wie unser Schaf im stande, den dürftigsten Grashalm abzufressen.

Zu diesem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durst, den die Natur dem Kamele angedeihen ließ, kommt noch seine merkwürdige Schnelligkeit und Zähigkeit, mehrere Tage ununterbrochen hintereinander zu laufen. Ein Kamel von der flüchtigsten Rasse, welche die Araber Moharri nennen, vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig belastet wird, seinen schnellen Lauf, der in einem harten, heftigen Trabe besteht, nach der Aussage jener Volksstämme 24 Stunden lang ununterbrochen fortzusetzen, ohne auszuruhen oder Verlangen nach Futter zu zeigen. Es vermag in dieser Zeit 24—28 deutsche Meilen (zu 7500 Meter die Meile) zurückzulegen und mit derselben Schnelligkeit wochenlang fortzufahren. Eine solche Schnelligkeit vermögen nun freilich die belasteten Kamele nicht zu entwickeln, indem sie mit einer Bürde von 300—500 Kilogr. täglich im Durchschnitt nur 6 Meilen zurücklegen.

Zu dem Tragvermögen des Kamels kommen als weitere Vorzüge noch sein geringes Bedürfnis des Schlafs, so daß das Schiff der Wüste, wie ein Seeschiff, Tag und Nacht zu segeln vermag; dann die mit starker, schwieliger, aber nicht harter Haut überzogenen breiten Ballen unter den Füßen, welche, elastischen Kissen vergleichbar, den Gang in nicht zu tiefem Sande erleichtern; ferner jene 7 hornartigen Schwielen an der Brust, den Vorder- und Hinterbeinen, die beim Niederkauern des Kamels zum Ruhen und Schlafen die meiste Last tragen, und endlich das Hochhalten des Kopfes und die Verschließbarkeit der Nasenlöcher, um sich vor dem niedrig streifenden Samum und gegen das Einatmen des vom Winde aufgejagten Wüstensandes zu bewahren.

Wie der Araber selbst an Entbehrung des Schlafes, an Ertragung unglaublicher Beschwerden, des Hungers, Durstes und der Hitze gewöhnt ist, so unterwirft er denselben Strapazen seine Kamele, um so deren Naturanlagen noch weiter auszubilden. Wenige Tage nach der Geburt lehrt er das Tier, sich auf die Knie niederzulassen, und zwingt es, in dieser Lage zu verweilen; dann legt er ihm eine beträchtliche Last auf, die nur fortgenommen wird, um einer schwereren Raum zu geben. Anstatt es nach Willkür fressen und saufen zu lassen, regelt und beschränkt er ihm seine Nahrung, gewöhnt es nach und nach an lange Märsche und schmälert ihm allmählich die Menge des Futters. Es wird ferner im Laufen geübt und durch das Beispiel schneller Pferde angeregt, bis es ebenso flüchtig wird als diese und sie wohl noch gar übertrifft. Da der Araber in der Nähe der Wüste die Thüre seiner Häuser — zum besseren Schutz

gegen Plünderung — oft nicht über 1 Meter hoch macht, so lehrt er seine Kamele das Niederknieen nicht bloß für die Zwecke des Auf- und Abladens, sondern auch, um auf den Knien durch solche niedere Thore bis zur Hausflur einzugehen. Die Sättel, welche man den Dromedaren auflegt, sind in der Mitte hohl, damit sie den Höcker umschließen können; hinten und vorn haben sie ein rundes, senkrechtes Stück Holz, wovon man das vordere mit der Hand erfaßt, um sich festzuhalten. An den Seiten hängen lange Beutel mit Lebensmitteln für Reiter und Tier; ein Schlauch mit Wasser und ein lederner Gurt als Zügel vollenden das Reisegerät. Soll das Tier bestiegen werden, so liegt es auf den Knien und wird von dem Treiber festgehalten, indem dieser ihm seinen Fuß auf die Vorderbeine setzt. Dann muß sich der Reiter plötzlich auf die Matraze über dem Höcker schwingen und sogleich vorn und hinten festhalten; denn das Kamel, von seinem Treiber losgelassen, richtet sich plötzlich ruckweise auf, erst vorn — und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten — und man würde ohne Anhalt unfehlbar kopfüber stürzen. Der Kamelritt selbst ist sehr beschwerlich.

Ein eigentümliches Gemälde bietet das Leben der Kamele bei den nomadisierenden Arabern dar, welche, jedes festen Wohnsitzes entbehrend, ewig beweglich mit ihren Kamelen und Zelten die Wüste durchziehen. Hat der Araber irgendwo sein Zelt aufgeschlagen, so legen sich die Tiere, schon daran gewöhnt, vor dieser luftigen Behausung nieder, dann bindet der Führer der Herde um die Knie der alten Kamele einen Strick, wodurch das Aufstehen verhindert wird. Vor diesen, oder zu beiden Seiten liegen die Jungen auf dem harten Sande. Dieses dauert bis gegen Mitternacht, zu welcher Zeit die Araber wieder in Bewegung sind. Dann nimmt man den alten Kamelen die Stricke ab, legt die Netze zurück, welche bei den Stuten den Jungen das Saugen wehrten, und nun beginnt das Melken. Ist dieses geschehen, so legt man die Netze wieder sorgfältig an die Euter, und jedes Tier muß sich hierauf an seinen Ort legen bis zu Tagesanbruch, wo dann die alten Tiere abermals aufstehen und ihre Jungen säugen dürfen. Während so das Haupt der Familie beschäftigt ist, bricht die Frau mit den Dienern das Zelt ab, legt es zusammen, läßt die Kamele niederknieen und packt ihr einfaches Hausgeräte darauf. Auf dem Rücken eines der stärksten Kamele befestigt man einen ledernen, ungefähr 1,2 Meter breiten Korb, worin die alten Männer und Frauen, die nicht mehr gehen können, nebst den kleinen Kindern ihren Platz finden, und

dann zieht man weiter. Man hält sich so viel als möglich in der Nähe dieser Personen und reitet abwechselnd. Das Haupt der Familie geht gewöhnlich vor den beladenen Kamelen her. Hat der Herr die Richtung gegeben, die man einschlagen soll, so bricht er auf seinem Kamele mit geladener Flinte auf und trabt fort, bis er einen angemessenen Ruheplatz findet. Die Frau eilt ihm mit möglichster Schnelligkeit nach. Sobald sie das bekannte Zeichen zum Ruhen bemerkt, packt sie ihr Kamel ab, breitet das Zelt aus, schafft die kleinen Steine weg, entfaltet die Schlafdecke, stellt die Schüsseln in Ordnung und hängt die Wasserschläuche auf.

Aus Bumüller und Schuster.

202. Der Mann mit dem Kamel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband;
Das Tier mit grimmigen Gebärden
Urplötzlich anfing scheu zu werden
Und that so ganz entsetzlich schnaufen;
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder;
Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,

Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann, in Angst und Furcht und Not,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameles Wut
Und nicht den Drachen in der Flut
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen;
Sie deuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer auf Beerlein wohlgemut,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst: Wer ist der thöricht Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiß, o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Not;
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich samt den Zweigen, die dich tragen,

Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze, wohl verborgen,
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kamel, die Lebensnot,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest und auf nichts hast acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest. Rückert.

203. In der Wüste.

Der Morgen dämmert über die Wüste; die Karawane schreitet im langen Zuge die kahle, endlose Ebene hin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Tone der Pfeife. Die Kamele sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen sitzen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Gefährten. Den Kamelen zur Seite gehen die Sklaven. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der Herr des Zuges. Das ganze, bunte Gewimmel ist in eine Wolke von Staub gehüllt. — Die Sonne steigt empor; die Karawane kehrt sich ihr entgegen und begrüfst den Herrn der Schöpfung. Und höher hebt sich die Sonne; ihre Glut strahlt herab und wieder von der Erde auf. Die wunden Sohlen schmerzen; die Glieder ermatten; brennender Durst peinigt jeden. Kein Strom zieht die Silberwelle durch ein frisches Grün; weithin ist kein Gesträuch zu erspähen. Auf heifsem, schattenlosem Boden schreitet die Karawane. Käme im Sturme eine schwarze Wolke, rissen Blitze die Schleusen des Himmels auf, es würde Rettung den Schmachtenden bringen; das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würde es doch ersehntes Land verheifsen. Da liegt mitten in der stillen Wüste ein Quell, ein lebendig begrabener; das Kamel hat ihn aus der Ferne schon erspürt, und plötzlich gewinnt es seine Kräfte wieder, schreitet rasch voran, ihm lustig nach der ganze Zug. Da steht es still und bäumt sich vor Freude. Aus jedem Auge bricht

ein lebender Strahl; die matten Glieder durchzuckt elektrisches Feuer. Es stellt sich die Karawane im Kreise; eifrig wird der Boden aufgescharrt, und aus des Grabes Tiefe tritt der Quell glänzend an den Tag, und alles stürzt hin, sich zu erlaben am unverwüstlichen Lebensborne. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter; der Mut ist gestählt; die Kräfte wachsen. Man lagert sich; die Zelte werden aufgeschlagen, die Tiere gefüttert und mit Sorgfalt vom Staube gereinigt. Da sind alle Drangsale vergessen; Gespräche erheitern die Nacht; Märchen werden erzählt; die leere Wüste ist zu einem Paradiese geworden. — Und ist das Fest vorüber, sind die Schläuche gefüllt, die Kamele getränkt, so werden die Zelte abgebrochen, die Ladungen aufgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife, und die Reise geht dem Ziele zu. Wochen weichen vorüber; eine Öde verliert sich wieder in der andern in steter Einförmigkeit. Heiſse Tage wechseln mit kalten Nächten ab. Am Tage geht der Müde im Schatten des Kamels; es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; des Nachts erwärmt es ihn. Der Samum wälzt seine Gluten über die Ebene; das Kamel ist wieder dem Menschen Schirm vor diesem Ungeheuer. Eine grüne Landschaft spiegelt sich in den Lüften; in der Ferne glänzt ein See; die Oase ist erreicht. Vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbilder sind es; die Landschaft vergeht; der See wird zur Steppe, über welche Salzkrystalle statt der Quellen ihren Glanz verbreiten. Die Wasserschläuche werden leer, die Tage heiſser, lästiger; die Schritte der Karawane erlahmen. Da wirst du, o treues Tier, nochmals der Retter deines Herrn; mit deinem Blute, mit dem Leben erkaufst du ihm das seinige! Er stöſst den Dolch in dein Herz, fällt, ein lechzender Tiger, über dich, trinkt dein Blut und gewinnt Kraft, das blühende Gestade der Wüste zu erreichen.

Das Kamel ist dem Araber geboren, sein Sklave, sein Reichtum von Abrahams Zeiten her bis zum heutigen Tage. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht; es trägt ihn zu Mekkas, zu Medinas heiligen Tempeln, geleitet ihn durch die Sahara zu dem glänzenden Niger. Schwielen an Brust und Knie sind die Folgen seiner Arbeit, sowie die Ballen seiner kleinen, gespaltenen Hufe, die es schützen vor dem heiſsen Sande. Eine Miſsgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmut, halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltener Lippe und kleinen, aufgestellten Ohren, mit langem, eingebogenem

Halse, dem Barte an Brust und Kinn, dem hagern Kreuze und dem kurzen Schweife. Auf hohen Beinen schreitet es daher, geht tagelang schwer beladen fort und ermüdet nicht. Die Blätter der Disteln und stachliger Gestrüppe sind seine Nahrung; es erlabt sich an dem Wasser der Zisterne und nimmt davon einen Vorrat auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trunk aus frischem Quell zu teil. Sich auf den Boden zu werfen und Lasten zu tragen, wird es abgerichtet; demütig und geduldig beugt es die Knie vor seinem Tyrannen, damit er es bequem belade. Auf den Wink desselben erhebt es sich und folgt ihm. Er nährt sich von der Milch des Kamels; er ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle.

R. Meier.

204. Die Gemse.

Dort, wo die mit ewigem Schnee bedeckten Hörner und Firnen der majestätischen Alpen purpurn im Strahle der Morgen- und Abendsonne erglühen, wo schwarze, himmelanstrebende Felsen aus weißen Schneegefilden und blaugrünen Gletschern wie Mächte der Finsternis emporsteigen, wo eisige Winde, Schneegestöber, dichter, undurchdringlicher Nebel, trügerische Eisfelder Tod und Verderben dem Unerschrockenen bringen, der es wagt, diese von der Natur selbst verschlossenen Räume zu betreten: dort lebt und haust ein Tier, um welches schon manches Menschenleben elendiglich umkam, das den kühnen, unerschrockenen Jäger über Klippen und Abgründe lockte und ihm durch den Sturz in tiefe Felsenschluchten den Tod brachte. Dieses Tier ist die Gemse. Die hohen Berge sind seine Wohnung; zu den Felsspitzen nimmt es seine Zuflucht, und zu den unzugänglichsten, wildesten Orten eilt es am liebsten, sich dort sicher glaubend vor Menschen und Raubtieren.

Der Tag neigt sich; Dämmerung hüllt bereits das Thal ein. Jetzt erst verläßt die Gemse ihre hohe, luftige Felsenburg und steigt etwas tiefer herab, um zu grasen. Doch sie kommt nicht allein; sie liebt Gesellschaft, kommt und geht in Gesellschaft. Ein ganzes Rudel sucht die duftenden Alpenkräuter auf, sich gütlich zu thun. Eine der ältesten, größten und erfahrensten Gemsen geht voran; sie leitet die übrigen auf sicher zu passierende Felsenpfade; sie ist der Führer der Gemsenkarawane. Auch bleibt sie öfters stehen, eilt voraus, sieht sich nach allen Seiten um, wittert nach allen Seiten, kehrt zurück, führt den Zug weiter. Sie wittert noch einmal, bleibt stehen, wird ängstlicher. Es scheint

ihr nicht mehr recht sicher; denn ihre äußerst feinen Sinne zeigen ihr den Feind meistens schon aus weiter Ferne. Doch es bleibt ruhig, und vorsichtig — jede einzelne Gemse ein Bild der Wachsamkeit — schreitet der Zug weiter.

Damit sie des Jägers sicheres Geschoß nicht überrasche, und um sicher und behaglich an den stärkenden und lieblich duftenden Alpenkräutern sich erfrischen zu können, werden von diesen Vorsichtigen Wachen ausgestellt. Aber auch selbst die weidenden Gemsen überlassen sich nicht sorgloser Freßlust; denn kaum hat ein Tier ein paar Minuten geweidet, so hält es den Kopf schon wieder in die Höhe und durchschaut die Gegend oder durchwittert die Luft. Jetzt strecken sie sich behaglich auf die weiche Grasdecke nieder. Welch ein wunderlieblicher Anblick, diese Tiere so malerisch schön daliegen zu sehen! Doch — die zu oberst gelagerte erhebt sich, spitzt die Ohren und dreht den hochgehobenen Kopf nach allen Seiten; es steht eine nach der andern auf, schnuppert, guckt und horcht.

Halt! — was war das? — Eine der erwachenden hat die gefahrbringende Nähe irgend eines Wesens entdeckt; sie stampft mit den Füßen auf den Boden und warnt die anderen Gemsen mit einem durchdringenden Pfiff, worauf plötzlich die ganze Gesellschaft zusammenspringt und, als flöge sie davon, über tiefe Abgründe, über schauerliche Schluchten und Eisfelder mit nie fehlender Sicherheit hinwegsetzt. Ja, ein Springen ist's und nicht ein Laufen, das sie aus der gefahrdrohenden Nähe bringt. Dabei brauchen sie weder Springstock noch Eisstacheln; Mutter Natur hat ihren Liebling der Berge herrlich versorgt. Die Schalen (Klauen) dieser Tiere sind unten ausgehöhlt und haben scharfe Ränder, so daß sie auf den steilsten Klippen, wo öfters nur ihre vier Füße Platz haben, mit Sicherheit fußen können.

Die Nacht verbringen sie unter ausgehöhlten Felsen und Felsentrümmern, und am Tage suchen sie wilde, unwegsame, doch schattige Thäler auf, um dem Geschäfte des Wiederkäuens obzuliegen. Aber auch da vergessen sie nicht, Vorsicht zu gebrauchen, und Wachen werden ausgestellt, um jede Gefährdung der Sicherheit zu verkünden.

Mit zärtlicher Mutterliebe sorgt die Gemse für ihr Junges, behütet und bewacht es, lehrt es über Felsen und Abhänge setzen und macht ihm den Sprung so lange vor, bis es denselben versucht. Das Junge sucht sich wiederum durch treue Anhänglichkeit und Folgsamkeit dankbar zu beweisen; es folgt der Alten überall, selbst schon vom ersten Tage an, und wird diese geschossen,

so verläßt es dieselbe dennoch nicht, sondern springt ängstlich um die Getötete herum, beriecht sie und verweilt bei ihr so lange, bis dasselbe Schicksal es ereilt oder Gefangenschaft sein Los wird.

Die Gemse hat wohl mehr Feinde als irgend ein Tier; die Lawinen begraben oft ganze Herden, und der Lämmergeier ergreift, aus hoher Luft herabstürzend, die Jungen oder sucht die Alten mit seinen mächtigen Flügeln in den Abgrund zu fegen. Der allergefährlichste Feind aber bleibt der Mensch, der mit wahrer Tollkühnheit diese Tiere verfolgt und keine Gefahr scheut, sie zu erlegen. Nichts in der Welt kann den Gemsenjäger von seiner Leidenschaft abhalten, die ihm um so reizender wird, mit je mehr Gefahren er zu kämpfen hat.

Steht ihm selbst das schreckende Beispiel vor Augen, daß Vater und Großvater in Abgründe gestürzt und spurlos verschwunden sind, und weiß er selbst, daß ein ähnliches Schicksal ihm vorbehalten ist, so vermag er doch nicht, ein ruhiges Leben dem tage-, ja wochenlangen Umherstreifen vorzuziehen. Doch muß der Gemsenjäger einen schwindelfreien Kopf, scharfe Augen und sichere Füße haben; er muß mit Sicherheit über die steilsten Klippen setzen und neben gähnenden Abgründen hingehen können; er muß gewohnt sein, Sturm, Ungewitter, Kälte und Hunger zu ertragen; er muß eine gute Brust haben, um die dünnere Luft atmen und bergauf, bergab ohne Beklemmung steigen zu können. Und der ganze Gewinn für alle diese Gefahren, Mühseligkeiten und Beschwerden beträgt — drei bis vier Thaler, welche man für eine Gemse zahlt.

Wunderlich.

205. Der Gemsenjäger.

Ganz leicht und schlecht angezogen, eine Jagdtasche auf dem Rücken, darin etwas Brot, trockenes Fleisch, Käse und Butter und ein Paar Schuheisen, die er anzieht, wenn er über Schnee und Eis klettern will, steigt der kühne Gemsenjäger bergan und klopft hier und da an einen Felsen oder an Gebüsche, um die Gemsen aus ihren Schlupfwinkeln aufzujagen. Da setzt er ihnen nun nach und verfolgt sie bis zu den höchsten Höhen. Gewöhnlich sind aber zwei oder mehrere Jäger beisammen; einer klopft hier, der andere dort, ein dritter lauert auf und schießt. Nicht selten klettern sie mehrere Tage mit Lebensgefahr umher, ohne eine Gemse geschossen oder gefangen zu haben und kehren dann mit zerrissenen Kleidern und vielleicht verstümmelt oder gar nicht nach Hause zurück. Denn mancher fällt schon gleich bei dem

ersten Klettern Arme und Beine entzwei oder stürzt in einen so tiefen Abgrund, daß er nicht mehr gesehen wird. Dann zerschneiden oft die anderen ihre Röcke und Hemden, machen Stricke daraus und versuchen, ihren verunglückten Gefährten zu retten. Häufig geschieht es auch, daß ein Jäger, von seiner Jagdlust fortgerissen, sich so hoch versteigt, daß er weder rück- noch vorwärts kann und entweder Hungers sterben oder den gefährlichen Sprung auf einen kaum handbreiten Stein wagen muß. Dann wirft er, so wird von alten Jägern erzählt, Flinte, Jagdtasche und was er sonst Schweres bei sich hat, von sich, schneidet sich mit dem Messer die Fersen oder Ballen des Fußes so tief auf, daß sie stark bluten und springt auf das tief unter ihm vorspringende Felsstück, in der Hoffnung, daß ihm das Blut an seinen Füßen statt eines Leimes dienen und ihn vor dem Abgleiten bewahren werde. So gefährlich nun auch die Gemsenjagd ist und so wenig sie einbringt, so gibt es doch viele arme Menschen in der Schweiz, die sich ihren Lebensunterhalt durch dieselbe verschaffen.

Menadier.

206. Die Kokospalme.

Was für den Wüstengürtel Afrikas und Arabiens die Dattelpalme, das ist für den südlichen Archipelagus (Inselmeer) die Kokospalme, die noch nutzreicher ist und mit Recht die „Krone des Pflanzenreichs“ heißt. Sie hat das ganze Jahr hindurch beständig Blüten und Früchte, welche nach und nach reifen. Diese Früchte sind Nüsse, so groß wie ein Kinderkopf, mit einer braungelben, faserigen Hülse überzogen, der Form nach wie eine Melone. Die Schale ist sehr dick, hart, holzartig und läßt sich drechseln und polieren. An einem einzigen Stengel sitzen zehn, ja zwanzig Nüsse. Wenn sie anfangen zu reifen, enthalten sie ein schmackhaftes und gesundes Wasser, worin sich der Kern bildet, und das in solcher Menge vorhanden ist, daß ein durstiger Mensch sich vollkommen satt daran trinken und erfrischen kann. Öffnet man die Schale mit einem scharfen Messer, so springt das Wasser — Kokosmilch genannt — wie eine Fontäne in die Höhe. Dieser Milchsaft verdickt sich nach und nach und wird endlich zu einem festen Kern. Aus der Nuß preßt man ein Öl, das bekannte Kokosnußöl, das zum Einreiben in die Haut und zur Seifebereitung benützt wird, und womit man namentlich in Indien einen starken Handel treibt, da es die Reichen allen anderen Ölen zum Brennen vorziehen; denn es gibt eine helle Flamme ohne Dampf und

Geruch. Mit den Trebern der Nüsse wird das Vieh gemästet, und Ziegen und Kühe geben davon eine reichliche Milch. Auch von der Kokosmilch selbst gewinnt man ein Öl, das wie Rahm auf der Oberfläche schwimmt und abgeschöpft wird, um als Butter genossen zu werden. Ein Haupterzeugnis ist aber der Palmwein, den man durch Einschnitte in die Blumenkolben erhält, indem man unter dieselben ein wasserdichtes Körbchen hängt. Der Palmwein schmeckt noch angenehmer als die Kokosmilch und wird von keiner anderen Palmart in dieser Güte gewonnen; nur wird er bei längerem Stehen milchig und trübe, während er frisch völlig klar ist. Es liefern ferner die jungen Blätter den Palmkohl, und der weiche, markige Teil des Schaftes das sogenannte Palmhirn. Aus dem faserigen Gewebe der Nuß bereitet man eine Art Hanf, aus der Schale Näpfe und Becher und Knöpfe, die wir Europäer an unseren Kleidern tragen; aus den Blättern werden Fächer, Hüte, Sonnenschirme und Papier gemacht, worauf man mit einem Griffel von Bambus schreibt. Das Holz des Stammes wird bei der Kokospalme zu Pfosten und dergleichen angewandt, so daß die ganze Summe der mancherlei Lebensbedürfnisse von dem einen Baume befriedigt wird. So ein Kokosstamm ist knotig wie ein riesiges Rohr; aber die früheren Blätter haben überall halbmondförmige Schuppen zurückgelassen, daß die Eingebornen mit Leichtigkeit daran emporklettern. Die gefiederten Blätter sind über 3,5 m lang und 70 cm breit. Grube.

207. Die Planeten.

Wer etwa in einer grofsen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine schöne Beleuchtung ist und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines grofsen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas Anderes und Schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der grofsen, himmlischen Beleuchtung, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des grofsen Weltbeherrschers aus unermefslicher Höhe herabflimmert.

Zuerst müssen wir wissen, dafs es zweierlei Arten der Sterne gibt. Denn so sehr sie alle, grofs und klein, in der gröfsten Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben jahraus, jahrein ihre näm-

liche Stellung gegen einander, gehen jahraus, jahrein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter, keiner kommt dem andern näher; keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wird's wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, nachts um acht Uhr oder in der Mitternacht zu finden wuſste, dort findet er sie in der nämlichen Jahreszeit wieder. Und diese Sterne heiſsen Fixsterne.

Nur mit wenigen anderen, welche man Irrsterne (Wandelsterne) oder Planeten nennt, hat es eine andere Bewandtnis. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die anderen. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute übers Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem anderen Ort. Es ist, als ob diese Sterne vor Kurzweil bei den anderen herumspazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die meisten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem hundertjährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein:

1. Sie sind unter allen Sternen unserer Erde am nächsten, viel näher als irgend ein Fixstern. 2. Sie bewegen sich in groſsen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, was die anderen nicht thun. Und aus diesen Gründen verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel. 3. Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unsere Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daſs wir auch in der finstersten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheuer groſse Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen die Sonne steht, hat Licht; die andere ist finster. Sie haben daher ihresteils Tag und Nacht. 4. Die Planeten stehen nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher wie unsere Erde verschiedene Jahreszeiten in ihrer Art, Sommer und Winter.

Hebel.

† 208. Die Sterne.

Ich seh' so oft in stiller Nacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur,
In Häuflein bald, bald aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn.

Dann saget unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Besser's in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf' mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich darnach.

Claudius.

† 209. Mond und Sterne.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Schiller.

†210. Die Fledermaus.

Kaum ist die Sonne gesunken, noch kämpft das Zwielicht mit der nahenden Nacht, so schwirrt schon pfeilschnell die dunkle, unheimliche Gestalt der Fledermaus über dem Haupte des spät dahinschreitenden Wanderers. Der kleine, weiche Körper des Tieres hat das sammtene Fell der Maus. Auch die Hinterfüße sind denen der Maus ähnlich; die Vorderfüße aber sind anders gebaut. Die Maus hat kurze Füße mit Krallen zum kräftigen Graben; die Vorderbeine der Fledermaus hingegen sind zu Flugwerkzeugen umgewandelt. Ober- und Unterarm sind lang gestreckt; der Daumen ist zwar kurz geblieben und mit einem Hakennagel zum Festhalten versehen; die übrigen vier Zehen hingegen sind dünn und lang und laufen in eine zarte Spitze ohne Nagel aus. Zwischen ihnen ist wie das Zeug zwischen den Stäben eines Regenschirmes eine sehr zarte, graue Haut ausgespannt, die auch nach den Hinterfüßen und dem Schwanze verläuft. Sie umsäumt rings den Körper und kann ausgespannt und zusammengeklappt werden.

Vermöge dieser Haut fliegt die Fledermaus während der Nacht mit größter Behendigkeit. Bald segelt sie in bedeutender Höhe und erschnappt dort Fliegen, welche sich verspäteten; bald schießt sie herunter auf den Teich oder Fluß und fängt Mücken oder nächtlich schwärmende Käfer, welche hier ihre Spiele halten. Ihr weiter Mund kommt ihr hierbei sehr zu statten. Nicht selten huscht auch wohl die eine oder die andere durchs offene Fenster oder durch den Schornstein und fängt eine Fliege weg, welche sich dort versteckt hat. Zum Zerbeißen dieser Insekten hat die Fledermaus kleine, scharfe Vorderzähne, lange, spitze Eckzähne und Backenzähne mit spitzen Kronen.

Wir haben Mühe, die kleinen Tierchen, von denen die Fledermaus sich ernährt, bei hellem Sonnenschein zu erkennen, und sie erspäht und faßt dieselben so sicher in düsterer Dämmerung. Wir stolpern leicht, wenn wir im Finstern wandeln; die Fledermaus aber schwirrt so geschwind wie eine Schwalbe zwischen den dunkeln Zweigen des Baumes und dem Gebüsch des Teiches hindurch. Wie das Gesicht, so ist auch ihr Gehör von ganz besonderer Schärfe. Während ihr Flug selbst für unser Ohr unhörbar leise ist, vernimmt sie mit ihren großen Ohren von fern das Summen des Mückenschwarmes oder des einsamen Käfers, sowie den Flügelschlag der heimlich schleichenden Eule, welche ihr mit Klaue und Schnabel droht. Auch der Geruchsinn ist scharf. Noch auffallender aber ist die Zartheit, mit welcher die Fledermaus zu fühlen

vermag. Mit ihrer feinen Flughaut empfindet sie die Nähe von Gegenständen schon, ehe sie dieselben berührt, wie wir die Nähe des Ofens oder der offenen Thüre im Dunkel an dem warmen oder kalten Luftzuge erraten.

Sobald die Fledermäuse von ihrem Fange gesättigt sind oder der anbrechende Tag ihrer Jagd ein Ende macht, suchen sie wiederum ihre Schlupfwinkel auf. Die einen kriechen in hohle Bäume, andere verstecken sich unter die Strohdächer der Scheunen, und wieder andere schlüpfen auf die Böden der Kirchtürme, in Ruinen oder unbenützte Schornsteine. Sonderbar ist die Art und Weise, wie sie auszuruhen und zu schlafen pflegen. Statt sich wie die Hausmäuse oder wie Katze oder Hund hinzulegen, haken sie sich mit den Krallen der Hinterfüße an Vorsprüngen ihres Verstecks auf und lassen den Körper herabhangen, den Kopf zu unterst. Obschon sie gern in zahlreichen Haufen beisammen rasten, sind sie doch unter einander sehr unverträglich, schreien zwitschernd einander an und beißen sich zornmütig wohl gar die Armknochen entzwei.

Bei dem Beginn der kalten Jahreszeit fehlt ihnen die Nahrung. Die Nachtinsekten sterben oder verkriechen sich; auch sind die Fledermäuse selbst gegen die Kälte sehr empfindlich. Darum suchen sie sich alsdann einen möglichst geschützten Schlupfwinkel, hängen sich auf und fallen in einen festen Winterschlaf. Kommen mitten im Winter einmal ein paar warme Tage, und erscheinen im Dämmerlichte Mückenschwärme, so wachen auch die Fledermäuse auf und nehmen hurtig einen Mund voll nach dem langen Fasten, fallen aber sogleich wieder in Schlaf, sobald die Kälte von neuem anfängt, um erst in der wärmeren Jahreszeit wieder aufzuleben.

Herm. Wagner.

†211. Die Eule.

Die Eule hat große, klare, bedächtige Augen und ein außerordentlich feines Gefieder. Ihr Flug ist so leise, daß auch das feinste Ohr nicht das geringste Geräusch dabei vernehmen kann. Sie sieht so unbefangen und arglos aus, daß man glauben sollte, man könnte ihr in allem vertrauen. Aber der Schein trügt. Sie hat einen krummen Schnabel und scharfe Krallen, was eine bedenkliche Sache ist. Auch will sie von dem Tageslichte nichts wissen, sondern sucht sich vor demselben zu verbergen. Wird sie bei Tage aus ihrem dunkeln Schlupfwinkel hervorgezogen, so verliert sie alle Besinnungskraft, und es wird ihr nicht eher wieder

wohl, bis die Nacht hereinbricht, die ihr Element ist. Da erwacht ihre Natur, und man erfährt erst, welche Gesinnungen in einer Eule verborgen liegen, so geheim sie auch ihr Wesen treibt. Die armen Vögel, die sich sorglos einem süßen Schlummer überlassen haben, werden ihre Beute, und manches Mäuschen, das im Mondscheine lustwandeln will, kehrt nicht mehr in sein Loch zurück, sondern muß in den Magen der Eule schlüpfen, aus welchem keine Rückkehr mehr möglich ist.

Walther.

†212. Krebsrätsel.

Ich fliehe vor dem Tageslicht,
In Klüften ist mein Haus;
Das Wildbret ist mein Leibgericht,
Des Nachts nur geh' ich aus.
Lies du auch vor- und rückwärts mich, —
Mein Nam' ist unveränderlich.

†213. Otto der Große von Wittelsbach*) in der Berner Klause.

Im Jahre 1155 mußte Kaiser Friedrich I. mit seinem Heere auf dem Rückwege aus Italien durch die engen Pässe an der Etsch, die sogenannte Berner Klause, ziehen. Auf der einen Seite hatte er den Fluß, auf der anderen Seite das ansteigende Gebirge vor sich. Alberich, ein Edelmann aus Verona, hatte die unzugänglichen Höhen des Gebirges mit 500 Mann besetzt, ließ große Felsenstücke bereit halten, welche dem deutschen Heere den Untergang drohten, und verlangte, daß jeder Deutsche, welcher unbeschädigt durchziehen wollte, den freien Durchgang entweder mit Geld oder mit seinem Pferde oder im Notfalle auch mit seinem Panzer erkaufen sollte. Entrüstet über solche übermütige Forderung des Italieners warf der Kaiser einen Blick auf die Helden, welche um ihn her standen und betrachtete sie der Reihe nach. Sodann sprach er: „**Otto von Wittelsbach**, es würde einem Manne, wie ihr seid, wohl anstehen, diesen Schimpf zu rächen!“ — Der tapfere Pfalzgraf von Bayern ließ sich nicht

*) Otto von Wittelsbach war ein Nachkomme des bayerischen Herzogs Arnulf, dessen Sohn Arnulf durch Kaiser Otto den Großen zum Pfalzgrafen in Bayern ernannt worden war. Die Stammschlösser der bayerischen Pfalzgrafen waren die Burg Scheyern bei Pfaffenhofen und das Schloß Wittelsbach bei Aichach in Oberbayern.

zweimal mahnen; er kletterte mit 200 Kriegern, welche er ausgewählt hatte, auf einem Umwege über die schauerlichen Felsen, bis er die Italiener tief unter sich hatte. Während der Kaiser sich stellte, als ob er von unten herauf die unzugänglichen Felsen erstürmen wollte, worüber die Italiener lachten, kam der Pfalzgraf von oben herab. Das Hohngelächter verwandelte sich in Schrecken, und die Feinde wurden teils mit den Schwertern getötet, teils von den Felsen herabgestürzt. Von fünfhundert waren am Ende nur noch zwölf am Leben. Unter diesen befand sich auch ein Franzose, welcher demütig um sein Leben bat, indem er sagte, man habe ihn mit Gewalt gezwungen, diese furchtbaren Höhen zu besteigen. Das Leben wurde ihm geschenkt unter der Bedingung, daß er die anderen elf aufhängen müsse. — Ottos Ruhm erscholl durch ganz Deutschland. Er war fortan 30 Jahre lang als treuester Freund des Kaisers in dessen nächster Umgebung und leistete ihm als Ratgeber, als Feldhauptmann und als Gesandter die wichtigsten Dienste. Zum Lohne verlieh ihm daher der dankbare Kaiser, als Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern, wegen Verweigerung der Heeresfolge seiner Herzogtümer entsetzt wurde, das Herzogtum Bayern (1180). Dadurch wurde **Otto von Wittelsbach** der **Stammvater** des noch jetzt regierenden **bayerischen Königshauses**. — Sein Sohn Ludwig wurde vom Kaiser Friedrich II. auch mit der Rheinpfalz belehnt; doch gelangte erst dessen Sohn Otto (der Erlauchte) durch seine Vermählung mit Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, in den Besitz der Pfalz (1225). So wurden Bayern und die Rheinpfalz mit einander vereinigt und waren seitdem fast immer von Herrschern aus der Wittelsbachischen Regentenfamilie regiert.

Aus Haesters' Lesebuch.

214. Die Mönche auf dem St. Bernhardsberge.

Von dem Weg auf den St. Bernhard kann man jetzt von Martinach an der Rhone aus eine ziemliche Strecke im Wagen zurücklegen; die letzte, höhere Strecke können nur Fußgänger und Lasttiere begehen. Früher waren keine Fahrwege möglich, sondern man fand nur Fußsteige, die oft sehr schmal waren und so dicht an den Felsen hingingen, daß man sie nicht ohne Schwindel und ohne die größte Gefahr, in unabsehbare Abgründe zu stürzen, passieren konnte. Doch noch jetzt ist die Reise in der Schneegegend gefährlich. Die Kälte ist erstaunlich streng, und bei unfreundlicher Witterung sieht man den Weg nicht und ist in Gefahr,

in tiefen Schnee zu versinken oder in mehr als 60 Meter tiefe Felsenrisse zu stürzen. Waren und Gerätschaften werden großenteils durch Maulesel über den Berg getragen, die dazu abgerichtet sind und sicher gehen. Da indessen jährlich gegen 20000 Menschen hier die Alpen überschreiten, so geht wohl kaum ein Jahr vorüber, in dem nicht Menschen verunglücken. Dies bewog in der Vorzeit einen menschenfreundlichen Edelmann und Geistlichen, namens Bernhard von Menthon, auf der Höhe dieses Bergübergangs in einem engen Hochthal zwischen hohen Felsen am Ufer eines kleinen Sees ein Kloster anzulegen und die Mönche zu verpflichten, die Reisenden aufzunehmen und zu bedienen, ja sogar auszugehen, um die Verirrten oder Verunglückten aufzusuchen und lebendig oder tot in das Kloster zu bringen.

Dieses Kloster ist für einen Vorsteher (Prior) und für zwölf bis fünfzehn Mönche eingerichtet, und so lange es steht, hat es nicht an Männern gefehlt, die ihr Leben diesem beschwerlichen Dienst aufzuopfern bereit waren. Man denke, was für ein Leben sie wohl dabei führen müssen! Einen großen Teil ihrer Lebenszeit bringen sie auf dem hohen Berge zu, wo sie keine Pflanze, kein Kraut, sondern nur Himmel und Schnee um und neben sich sehen. Uns dünkt ein Winter von acht Wochen lang, und diese Menschen leben in einem beinahe ewigen Winter, wo sie keine Sonne erwärmt, kein Frühling, kein Sommer erfreut; denn ihre Wohnung, 2400 Meter über dem Meere gelegen, ist die höchste Wohnung in Europa, die das ganze Jahr über bewohnt wird. Alles, was sie brauchen, müssen sie sich weither und mühsam verschaffen. Oft gehen sie mit großen Stöcken aus und suchen die Verirrten und Verunglückten mit großer Sorgfalt auf. Sie halten große Hunde, die dazu abgerichtet sind, die Verunglückten im Schnee aufzusuchen und ihren Führern anzuzeigen. Diese Hunde gehen entweder allein aus oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit einem stärkenden Getränk und ein Körbchen mit Brot um den Hals, um es einem Ermüdeten zur Erquickung darzubieten. Den Verunglückten, welche die Mönche finden, wird alle mögliche Hilfe geleistet. Sind sie aber nicht mehr ins Leben zurückzubringen, so werden ihre Leichname bei dem

Kloster in einer eigens dazu bestimmten Kapelle aufgestellt. In dieser dünnen, kalten Luft verwesen die Leichname nicht, sondern trocknen aus und bleiben oft nach Jahren noch kennbar. Die Anzahl derer, welche die Menschenliebe der Mönche aufgefunden hat, ist bereits sehr groß.

Württemberger Lesebuch.

215. Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben;
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Strafse der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen;
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen;
Der Strom braust unter ihr spät und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor:
Du glaubst dich im Reiche der Schatten;
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld;
Ihr Quell, der ist ewig verborgen.
Sie fliefsen nach allen vier Strafsen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen;
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort flieh'n sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter;
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne;
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone.
Drauf schiefst die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht. Schiller.

†216. Der treue Hund.

Ein Bettelmann, ein blinder Mann,
Einst nicht mehr weiter wandern kann.
Er war so hungrig, war so krank,
Im Wald er sterbend niedersank.
Und heulend springt sein treuer Hund
Und thut's im nächsten Dorfe kund.
Er teilte ja in bitt'rer Not
Mit ihm sein letztes Stücklein Brot.
Als endlich Hilfe kam zum Wald,
Fand man den Leichnam, starr und kalt;
Man senket schnell und ohne Schrein
Im Wald den toten Fremdling ein.
Man schaufelt kalt den Hügel auf
Und steckt ein grobes Kreuzlein drauf.
Kein Auge weint dem Armen nach,
Kein Blümlein schmückt sein Schlafgemach.
Und nur sein Hund, sein einz'ger Freund,
Allein, allein am Grabe weint.
Da winselt er tagaus, tagein,
Vom Morgen= bis zum Abendschein.
Beim Sonnen= und beim Sternenlicht
Läßt er den Totenhügel nicht,
Fühlt nicht, daß ihn der Hunger quält,
Fühlt nur, daß ihm sein Liebling fehlt.
Drauf ward es eines Tages kund:
Tot auf dem Grabe lag der Hund. Staub.

†217. Schlechter Lohn für treue Dienste.

In einem Dorfe im südlichen Italien wohnte ein Mann, der täglich im Walde Holz zu fällen hatte. Eines Tages mußte er mit seiner Frau hinaus, um Holz herein zu holen, und da sie niemand weiter im Hause hatten, so ließen sie ihren Hund

als Wächter bei der Wiege, in der ein zweijähriges Kind schlief. Kaum waren die beiden Leute fort, so schlich eine Schlange herein, wand sich an der Wiege empor, umschlang das Kind und drohte, es durch ihre Windungen zu ersticken. Der Hund, der dies bemerkte, stürzte auf die Schlange zu und biß sie tot; in dem Kampfe aber schlug die Wiege um, so daß die Kissen mit dem Kinde herausfielen. Als der Mann nach Hause kam und den Hund neben der umgestürzten Wiege erblickte, ergriff ihn der Zorn. „Du solltest der Wächter meines Kindes sein und stürzest die Wiege um!“ so rief er und erschlug den Hund mit der Axt. Inzwischen war auch die Frau hereingetreten. Voll Angst griff sie sogleich nach ihrem Kinde, welches soeben erwacht war und sie freundlich anlächelte. Jetzt hob der Vater die Wiege auf und erblickte die totgebissene Schlange. Nun wurde ihm klar, was geschehen war. Voll bitterer Reue streichelte er jetzt den treuen Hund, der ihm noch einmal die Hand leckte, dann aber sich ausstreckte und starb.

Rudolph.

†218. Der alte Landmann an seinen Sohn.

Üb immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durchs Erdenleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Graun
Dem Tod ins Auge sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht.
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu'.
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht;
Ihm lacht kein Ährenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu.
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh'.

Drum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen voll von Duft
Blüh'n aus den Thränen auf.

Hölty.

219. Die deutsche Hansa.

Während Kaiser Friedrich II. in Italien und Palästina kämpfte, herrschte in Deutschland noch immer der greuliche Unfug des Faustrechts. Alles wimmelte von Land- und Seeräubern; weder auf den Landstraßen, noch auf den Flüssen und Meeren war Sicherheit zu finden. Die Ritter hatten eine Menge Burgen an der Elbe und am Rhein errichtet und nötigten die vorübersteuernden Schiffe, ihnen hohe Zölle zu bezahlen. An den Straßen aber lauerten sie den Kaufleuten auf, warfen sie nieder, plünderten sie aus, führten sie gefangen fort und gaben sie nicht anders als gegen ein starkes Lösegeld wieder frei.

Dieser Plackereien wurden die großen und mächtigsten Handelsstädte Hamburg und Lübeck endlich müde, und da durchaus kein Schutz gegen dieses Raubgesindel zu erlangen war, so traten sie mit einander in einen Bund und beschlossen, sich selbst zu helfen (1241). Auf gemeinschaftliche Kosten sammelten sie ein bedeutendes Heer und rüsteten Kriegsschiffe aus, die die Kauffahrer auf der Elbe in Schutz nahmen. Die Raubritter hatten nun üble Tage. Ihre Burgen wurden belagert, zerstört, der Erde gleich gemacht und die Galgen mit ihren Personen geziert. Nicht besser erging es den Seeräubern; eine mächtige Flotte lief gegen sie aus, suchte sie auf, vernichtete ihre Fahrzeuge und ersäufte ihre Mannschaft. Bald erzitterte alles vor der deutschen Hansa. So nannte man diesen Bund; denn in der Sprache jener Zeit hieß Hansa so viel als Verbindung. Sogar der König von Dänemark, der gefährlichste Feind der Städte Lübeck und Bremen, wurde gedemütigt und genötigt, die Feindseligkeiten gegen sie einzustellen.

Als die anderen nordischen deutschen Handelsstädte sahen, wie furchtbar sich die Hansa gemacht hatte, und wie sicher sie ihren Handel trieb, so traten viele von ihnen dem Bunde bei. Die ersten waren Braunschweig, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswalde, Kolberg, Stettin, Stolpe, Anklam, in der Folge auch noch Berlin, Frankfurt an der Oder, Danzig, Magdeburg, Köln, Nimwegen ꝛc., im ganzen über sechzig Städte. Sie hatten sich nun selbst vor den mächtigsten Feinden nicht mehr zu fürchten; im Gegenteil, sie führten eine hohe, gebieterische Sprache gegen sie und wußten ihren Worten Bedeutung zu geben. Wer sich nicht in der Güte zur Ruhe fügte, der wurde schnell, oft schimpflich dazu gezwungen. Mit jedem Jahre verstärkte sich ihr Bund; zur Zeit seiner höchsten Macht gehörten fünfundachtzig Städte

zu demselben. Sie rüsteten gemeinschaftlich eine Flotte von mehr als 200 Schiffen aus, hielten ein furchtbares Landheer, führten Krieg mit mächtigen Fürsten, eroberten ihre Städte und Länder und stießen Könige vom Thron. Der schwedische König Magnus verlor durch die deutsche Hansa seine Krone, und dem dänischen König Christoph wurde von einem Danziger Bürgermeister der Krieg erklärt. Andere Städte und Länder bemühten sich dagegen um die Freundschaft der deutschen Hansa und räumten ihnen Schiffe, Warenlager und Vorrechte ein. So kam bald ihr Handel in den Niederlanden, in England, in den nordischen Reichen, in Osteuropa zum höchsten Flor.

Zu Lübeck wurden die Hansatage, das heißt die Bundesversammlungen gehalten, wobei sich Abgeordnete aus allen Bundesstädten einfanden. Auch Gesandte oder Geschäftsträger aus den benachbarten Staaten erschienen dabei, wenn mit dem Bunde etwas zu verhandeln war. Hier wurden alle nötigen Maßregeln und Unternehmungen verabredet, die Beiträge zu den Kosten ausgeschrieben und die Beschwerden eines jeden gehört und abgethan. Der Bund hielt strenge Polizei unter seinen Gliedern. Hatte eine Stadt ihre Pflichten nicht erfüllt oder sich eines Frevels schuldig gemacht, so wurde sie verhanset, das heißt, aus dem Bunde ausgestoßen, geächtet, für eine Feindin aller anderen erklärt. Eine solche Strafe war immer von furchtbaren Folgen; denn der geächteten Stadt wurden ihre Schiffe weggenommen, und ihr Handel wurde zerstört.

Dreihundert Jahre lang erhielt sich die deutsche Hansa auf dieser Höhe ihrer Gewalt, ihres Ansehens. Als aber ihr Zweck erreicht, das heißt die Sicherheit und Ausbreitung ihres Handels nach Wunsch gefördert war, trat wieder eine Stadt nach der andern von dem Bunde ab; und so blieben am Ende nicht mehr als die drei Städte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig, die auf dem letzten Bundestage im Jahre 1630 ihren Verein erneuerten und bis auf diesen Tag den Namen Hansastädte beibehalten haben.

E. Jerrer.

220. Eine Seestadt.

Auf der Landkarte sieht **Hamburg** mit seinem 7 Quadratmeilen grofsen Gebiete sehr winzig aus, und seine 570 000 Einwohner wollen auch nicht gar viel sagen; aber die günstige Lage hat die Stadt zu einem der bedeutendsten Handelsplätze der Welt gemacht.

Schon Karl der Grofse erkannte die Vorteile, welche dem Fischerdorfe, aus dem das heutige Hamburg entstanden ist, durch seine Lage geboten waren. Er liefs darum in demselben eine Burg und eine Kirche erbauen. Im 13. Jahrhundert war Hamburg schon so mächtig, dafs es als Hansastadt mit Lübeck Kriegsschiffe und ein Heer zum Schutze des Handels halten konnte.

Nähert man sich der Stadt auf dem Dampfschiffe von Harburg aus, so erblickt man einen ungeheuren Wald von Masten; die Luft ist voll wehender Wimpel aller Farben und Nationen. Zwischen denselben blähen sich ungeheure Segel auf, und schwarze Rauchwolken steigen aus den Schornsteinen der Dampfschiffe. Dahinter erheben sich die gewaltigen Speicher für die Warenvorräte. An dem mit Mauern eingefafsten Ufer wogen geschäftige Menschen in allen Farben und Trachten auf und ab. Hier arbeiten sich Rollwagen die Uferstrafse hinauf; dazwischen jagen Droschken und Reiter, schreien Kofferträger, singen Matrosen, rufen Verkäufer ihre Waren aus, haschen Diebe nach fremden Taschen und treiben sich müfsige Zuschauer umher. Was die Erde Schönes und Kostbares trägt, das steht hier aufgestapelt in gewaltigen Fässern, eisenbeschlagenen Kisten, mächtigen Rollen und Körben. Waren, die Hunderttausende wert sind, erscheinen wie auf die Strafse geworfen.

Aufser den Menschen drängen sich am Elbufer auch Schiffe und Fahrzeuge aller Art durcheinander. Die einen wollen vom Ufer, lösen die mächtigen Ketten und suchen sich Bahn zu machen nach dem vollen Strom; andere drängen heran nach dem Ufer oder nach den Kanälen, welche in die Stadt hineinführen; wieder andere suchen eine bequemere Haltstelle oder steuern nach dem Zollamte. Zwischen den gewaltigen Seeschiffen schiefsen buntfarbige Gondeln oder leichte Fischerboote flüchtig hin und wieder. Zagend schaut ihnen der unkundige Binnenländer vom Ufer nach; denn jeden Augenblick fürchtet er, sie hier oder dort anprallen und umschlagen zu sehen. Aber sie wenden stets zu rechter Zeit und entkommen der Gefahr.

Tagelang könnte man am Ufer stehen und dem geschäftigen Treiben zusehen. Dort kommt ein schwerfälliger Dreimaster mit den Schätzen Brasiliens; hier segelt ein schlanker Dampfer nach dem Kaplande ab; neben dem heimgekehrten Walfischfänger liegt der stattliche Ostindienfahrer,

und an dem amerikanischen Kauffahrteischiff rauscht das englische Postdampfschiff vorüber. Welch Knarren der Halteseile, welch Klappern der Taue, welch Flattern der Segel, welch Gemisch verschiedener Sprachen und Trachten! Und dazwischen der Kommandoruf der Kapitäne und das langgezogene Taktlied der an den Winden beschäftigten Matrosen!

Jährlich kehren über 3000 Schiffe in Hamburg ein, von denen 300 aus aufsereuropäischen Ländern kommen; 500 Kaufleute besorgen diesen Welthandel, in welchem sie jährlich Millionen umsetzen in Kaffee, Tabak, Rohzucker, Reis, Indigo, Pfeffer, Baumwolle, Wein, Tierhäuten, Schreibfedern, Korkstöpseln, Lichtern, Pökelfleisch, Eisen- und Kupferwaren, Silber und Seide, Leinwand und Seife, Nadeln, Zwirn und Kattun. Jährlich wird für 140 Millionen Thaler Ware ein- und für 130 Millionen Thaler ausgeführt. Wie viel Hände haben dabei zu thun!

Hamburg wird von der Alster durchströmt und durch sie in zwei Teile geteilt. Aufserdem durchschneiden zahlreiche Kanäle oder Fleete die Stadt. Auf denselben fahren die Frachtschiffe bis an die grofsen Speicher der Kaufleute, während über die 84 Brücken dieser Kanäle Frachtwagen, Rollwagen und Karren hinüber und herüber rasseln. — In neuerer Zeit hat man auch in verschiedenen Richtungen unterirdische Abzugskanäle gebaut. In diese tritt die Flut mit ihrem Salzwasser täglich zweimal; bei ihrem Rückzuge nimmt sie den Unrat mit sich in die Elbe und weiter in das Meer.

An der Stelle der in dem grofsen Brande des Jahres 1842 zerstörten Stadtteile sind eine Menge ganz neuer Strafsen mit den prachtvollsten Häusern entstanden. In diesen wohnen die reichen Kaufherren und Senatoren; auch enthalten sie eine Unzahl der schönsten Läden. Dagegen erblickt man hier fast gar nicht den Kleinhandel auf offener Strafse.

Ganz anders ist es in dem alten Stadtteile. Die Strafsen sind von Häusern mit hohen Giebeln eingefafst, die von der Dachkammer bis in den Keller bewohnt sind. — Fufsgänger, Rollwagen und öffentliche Fuhrwerke bewegen sich bunt durcheinander. Das Wagenrasseln, der Peitschenknall und das Ausrufen der Verkäufer verursachen einen unaufhörlichen Lärm. Lange, bunt gefärbte Schilder be-

decken die Vorderseite der Häuser. Hier sind Seefische und Austern abgemalt, dort Röcke, Mützen, Stiefel, Stühle u. s. w. Da stehen hinter hohen Spiegelscheiben Südfrüchte, Kleider, Gemälde, Uhren oder Goldwaren. Die Erzeugnisse aller Länder sind hier zur Schau ausgestellt. Noch grösser ist der Lärm in denjenigen Strassen, in welchen die Kleinhändler auf zweiräderigen Karren ihre Waren feil bieten. Sie warten nicht, bis ein Käufer herantritt, sondern sie rufen vom Morgen bis zum Abend ihre Waren aus. — Hinter den Karren sieht man dunkle Gewölbe und Gänge in den Häusern, in welchen die Trödler ihre Waren ein- und verkaufen. Da werden abgelegte Kleider umgearbeitet, gereinigt und wieder ausgeboten. Nichts ist zu schlecht und zu zerrissen, was da nicht zum Verkauf und zur Verarbeitung gebraucht werden könnte.

St. Galler Blätter.

221. Der Walfisch.

Der Walfisch ist das größte Säugetier. 100 Nashörner oder 30 Elefanten machen erst einen Walfisch aus. Zwischen der dicken Haut und dem groben Fleisch liegt ein sehr dicker Speck. Der Kopf nimmt fast die Hälfte des ganzen Tieres ein, und das Maul ist so groß, daß ein Mann bequem darin herumgehen kann. Die speckige Zunge ist fast 8 m lang und über 3 m breit. Statt der Zähne hat der Walfisch Barten. Diese Barten geben 3000 Pfund Fischbein. Auf dem Kopfe befinden sich die Spritzlöcher, aus denen er das Wasser fast 12 m hoch herausspritzt. Dieser sonderbare Springbrunnen macht ein Geräusch, das man ziemlich weit hört. Die Seitenflossen des Walfisches, die er wie Arme brauchen kann, sind über 2 m lang. Wenn das Junge müde ist vom Schwimmen, so nimmt es die Mutter zärtlich zwischen die Flossen und trägt es. Der Schwanz ist 5—7 m breit und hat eine große Kraft. Mit einem Schlag desselben kann er ein Boot zerschmettern. Einmal schleuderte ein Walfisch mit seinem Schwanz ein Boot hoch in die Luft, so daß die Leute alle ins Wasser fielen. Wenn der Walfisch eine Viertelstunde unter dem Wasser geblieben ist, so kommt er herauf, streckt den Kopf aus dem Wasser heraus und holt acht- bis neunmal Atem. Dabei stößt er bei kaltem Wetter einen Dampf aus, gleich dem Rauche eines Ofens. Das Junge saugt an der Mutter wie das Kalb an der Kuh.

Und nun sage mir, wovon dieses gewaltige Tier lebt? Das wird wohl recht große Fische verschlingen? O nein! Denn es hat einen so engen Schlund, daß man kaum mit einer Faust durchfahren kann. Bedenke einmal, der ungeheure Walfisch lebt von Schleimtierchen, die nur einige cm lang sind. Diese Tiere verschlingt er in solcher Menge, daß man sie Walfischaas nennt. Außerdem frißt er auch kleine Krebse.

Du wirst nun noch begierig sein, zu hören, wie man dieses gewaltige Tier fängt. Viele Schiffe gehen jährlich auf den Walfischfang. Diese Schiffe müssen stark gebaut, mit Eisenblech beschlagen und mit 7 Booten versehen sein. Wenn das Schiff im Eismeer angekommen ist, so muß man Tag und Nacht Wache halten. Ein Offizier sitzt im Mastkorbe und gibt sogleich ein Zeichen, wenn er einen Walfisch bemerkt. Man setzt die Boote ins Wasser, in denen außer den Matrosen je ein Harpunierer ist. Dieser hält die Harpune in der Hand, welche an einem langen Seile befestigt ist. Leise fährt man zum Walfisch hin, und der Harpunierer wirft ihm die Harpune in den Leib. Nun fährt der Walfisch mit der größten Schnelligkeit tief unters Wasser. Das Seil, an dem die Harpune befestigt ist, rollt so schnell ab, daß oft das Boot mit unters Wasser gerissen wird. Ein Harpunierer trat einmal aus Unvorsichtigkeit auf das Seil und wurde so schnell ins Wasser gezogen, daß ihn nur ein einziger Matrose verschwinden sah. Ein anderes Mal schlang sich das Tau um einen Harpunierer. Mit den Worten: „Das Seil weg! O Himmel!" war er zerrissen und verschwunden.

Wenn der Walfisch lange genug getobt, so kommt er wieder herauf und holt Atem. Sogleich greift man ihn mit Spießen an, die man in seinen Leib stößt. Das Blut, das aus den Wunden und Spritzlöchern fließt, färbt das Meer rot. In der Wut peitscht er das Wasser mit dem Schwanze so heftig, daß man das Getöse stundenweit hört. Ist er endlich ganz erschöpft, so legt er sich auf die Seite und stirbt. Die Matrosen machen ein Loch in seinen Schwanz, ziehen ein Seil durch und schleppen ihn so zu dem Schiffe. Darauf steigt man auf ihn hinunter, schneidet ihm den Speck vom Leibe und packt diesen in Fässer. Andere steigen in seinen Rachen und arbeiten die Zunge und die Barten heraus. Das Übrige verzehren die Raubvögel und Haifische.

Jubitz.

222. Der Heringsfang.

Der Hering bewohnt den nördlichen Ozean, jedoch nicht über den 67. Grad hinaus; insbesondere aber findet er sich im deutschen Nordmeere. Zum Frühjahr sucht er, um zu laichen, d. h. seinen Rogen abzusetzen, südlichere Gegenden auf und zieht nun von den Schottlandsinseln an den Küsten von England, wie von Norwegen in der Richtung nach Holland fort. Mit dem April schon zeigen sich die ersten Heringe, reichlicher im Mai und Juni, und bilden da förmlich schwimmende Bänke, mehrere Meilen lang und breit und in einer ansehnlichen Tiefe. Ihre Menge erfüllt gleichsam den Ozean, und hineingeworfene Lanzen bleiben zwischen ihnen stehen. Wenn sie sich an die Oberfläche erheben, gewährt ihre Menge einen prächtigen Anblick; ihre Bewegungen verursachen ein Geräusch wie das Plätschern des Regens. Bisweilen sinken sie auf 10 bis 15 Minuten und heben sich dann wieder; in der Nacht verbreiten sie einen matten Lichtschimmer.

Bereits im Jahre 1164 war der Heringsfang bei den Holländern im Gange; im 17. Jahrhundert erreichte er jedoch bei ihnen seine größte Höhe und wurde der rechte Arm der Stärke ihres Landes genannt. In der That war es zu verwundern, wie ein kleines, kaum den Boden behauptendes Sumpfland es dahin brachte, mit den größten europäischen Reichen Krieg anzubinden, das Schicksal ganzer Völker in der Wagschale zu halten und so große Reichtümer aufzuhäufen — und dies alles durch den Fang eines kleinen Fisches. Aber dieser Fang beschäftigte 450 000 Menschen und brachte schon damals 100 Millionen Gulden ein. Durch ihn wurden die kleinsten Knaben mit der See vertraut und bildeten sich zu unerschrockenen, den Tod verachtenden Matrosen. Darum sagt man im Scherz: „Amsterdam ist auf Heringe gebaut.“ Gegenwärtig nehmen die Deutschen, Engländer und alle nordischen Völker am Heringsfange teil, und man hat berechnet, daß der Erlös für die Heringe, welche jährlich gefangen werden, an 1000 Millionen beträgt.

Die Fahrzeuge zum Fange, welche der Holländer Buysen nennt, sind sehr lang; sie sind zum Schutze und zur Aufnahme der etwa erkrankten Seeleute von zwei Kriegsschiffen begleitet. Sobald die Heringe kommen, deren Menge oft so dicht ist, daß man sie mit Krügen und Händen schöpfen kann, werden große, an 375 m lange Netze ausgespannt, welche oben durch leere

Tonnen gehalten und unten mit Steinen beschwert sind, damit sie ihre Ausdehnung behalten. Die von Hanf gefertigten halten nur ein Jahr; man macht sie daher jetzt von gelber persischer Seide, so daß sie doch wenigstens 3 Jahre halten. Sie werden zuvor in Rauch gehangen, damit ihre helle Farbe die Heringe nicht scheu mache. Die Weite der Maschen ist gesetzlich vorgeschrieben und darf nicht enger als 25 mm sein, damit man nicht zu viel Junge und Brut fange. Die anströmenden Heringe gehen oft augenblicklich in diese Netze hinein, in denen sie mit den breiten Kiemendeckeln hängen bleiben, und wenn das Glück gut ist, kann man schon nach zwei Stunden das Netz aufwinden. Man thut es gern des Nachts. Jetzt werden die Fische, die sonst bald sterben würden, herausgenommen; man schneidet ihnen die Kehle auf, entleert sie von den Kiemen und Därmen und wirft sie vorläufig in Fässer mit Seewasser. Später werden sie ausgewaschen, in Salzlake geworfen und endlich bei ihrer Ankunft in Holland ordentlich in Tonnen, mit Schichten Seesalz dazwischen, verpackt.

Bekannt ist die besondere Achtung, die man auf die ersten angekommenen Heringe legt, und welche die hochgestellten Personen, denen man sie überreicht, mit einem bedeutenden Geschenk bezahlen. Wenn früh bei der Ankunft in Amsterdam die Tonne noch an 500 Gulden kostet, so wird sie nachmittags schon mit kaum 100 bezahlt. Der Hering ist eine sehr gesunde Speise, ja, man genießt ihn oft, das Wohlbefinden wieder herzustellen; auch wird er als Heilmittel, namentlich gegen Halsschwindsucht, benutzt. Wo er in zu großer Menge gefangen wird und nicht eingesalzen werden kann, preßt man Thran aus ihm; auch braucht man den ganzen Fisch als Dünger. Aus Haesters' Lesebuch.

223. Der Bär.

Aus seinem langen Winterschlafe erwacht der Bär, streckt sich und brummt, weil ihn die Frühlingssonne schon so bald in seinem Traume stört. Abgemagert tritt er aus seiner entlegenen Höhle hervor und sieht sich zunächst nach einem guten Frühstück um. Er schleppt sich langsam und schwerfällig durch die finstere Waldung; seine breiten Tatzen haben sich gehäutet, und jeder Schritt kommt ihm sauer an. Den finstern Blick wirft er ins Gebüsch, ob nicht ein Reh zu erspähen sei oder ein Hase. Er horcht auf das Summen der Bienen und sehnt sich nach dem Honig, achtet auf den Lauf der Ameisen, deren Säure seinen

Gaumen besonders kitzelt, schnüffelt sogleich am Boden nach schmackhaften Kräutern, nimmt aber am Ende mit Gras und Wurzeln vorlieb, wenn er nichts Besseres findet. Kaum vermag ein guter Fang seine mürrische Stimmung etwas zu erheitern, und nur gegen die Bärin erweist er sich freundlich, eben auch ganz nach seiner Weise. Zur düsteren Gemütsart des Bären schickt sich sein Körperbau; er ist kurzbeinig und plumpen Leibes, steckt Sommer und Winter in dichter, zottiger Wildschur. Sein Hals ist dick, breit der Kopf, die Stirn platt, aber die Schnauze vorgestreckt; stark sind das Gebiß und die Klauen seiner Tatzen. Das kleine, schiefe Auge zeigt einen mißtrauischen Blick, und das aufgerichtete, kurze Ohr erspürt von fern den Laut; die feine Nase leitet ihn auf den Fang.

Der Künste treibt er mancherlei, geht oft aufrecht, doch wackelnd, klettert geschickt auf Bäume, versucht, ob sie ihn wohl tragen, und reißt mit den Tatzen die Äste an sich; mit den Zähnen pflückt er die Früchte; ist er aber satt, so läßt er sich am Stamme herunter und kommt sicher auf die Füße. Genießt der Bär von Jugend auf das Glück einer guten Erziehung, so bringt er es weit in schönen Künsten; er tanzt nach dem Schlage der Trommel und der Pfeife die Menuett in abgemessenen Schritten, reitet sein Steckenpferd, setzt mit Anstand den Hut auf, macht Bücklinge und streckt seinem Tanzmeister dankend die Pfote dar. Alles dies thut er unter beständigem Brummen; allein Maulkorb und Stock verbieten ihm, den Gelüsten zu folgen, und die Kette hält fortwährend seine Aufmerksamkeit gespannt. Im Bärengraben schreitet er auf und nieder; wie ein Landvogt auf den Thron, so setzt er sich zuweilen auf die Tanne und schaut die Umstehenden an. Wirft man ihm eine Abgabe hin, seien es Äpfel oder Brot, er weiß sie geschickt zu fangen, indem er, aufrecht sitzend, den Leib hin und her wiegt und nach dem Zugeworfenen schnappt.

Der Bär scheint seiner Vorzüge sich wohl bewußt und hält die eigenen Kinder für die schönsten und artigsten. Es sind kleine, dicke Fettklumpen und stockblind, wenn sie zur Welt kommen; er leckt sie aber beständig mit seiner glatten Zunge und wälzt sie mit der Tatze hin und her. Schnell wachsen sie groß und gleichen dann vollkommen den Alten. Wie sorgfältig auch seine Erziehung sein mag, der Bär bleibt immer gefräßig und räuberisch, und sein dumpfes, mürrisches Brüten erwächst zur blinden Wut, wenn er nicht erreicht, wonach sein Streben geht. Aus seiner Wohnung zieht er ins Feld, späht von den Höhen hernieder, stürzt hinter den Felsen hervor, treibt Schafe über den

Abgrund, erdrückt die Kälber und trägt sie in seinen Armen fort. Der Herde paßt er auf, wenn sie zur Weide geht, oder er bricht in den Stall ein und holt sich ein Rind, wie der Fuchs ein Gänslein. Gereizt, sieht er nur seinen Feind, geht ihm aufrecht entgegen und schlägt grob und unbeholfen drein. Wer unversehens dem erbosten Tiere begegnet, darf sich nur tot stellen; dann beschnüffelt es ihn und wendet ihn um, geht aber brummend weiter, ohne ihm ein Leid zu thun. Das Glockengeläute mag der Bär nicht hören; es bringt ihn in Wut; er reißt die Schellen den Kühen vom Halse und schlägt sie breit. So grimmig er ist, so wird man doch leicht seiner Herr; wer Besonnenheit behält, mag des Zorns dieses Raubtieres spotten. Ein beherzter Jäger geht ihm mit dem Knüttel entgegen und trifft ihn auf die Nase, welche sein empfindlichstes Organ ist. Manche Jäger tanzen auch wohl vor ihm, reden ihn foppend an, bitten um Erlaubnis, mit ihm kämpfen zu dürfen; denn Bärenjagd ist ergötzlich und eben so gefährlich nicht. Kleine Hunde fahren unter ihn und kitzeln mit spitzen Zähnen sein Fell. Der Bär aber versteht keinen Spaß und mag nicht lachen, er wird darob unleidlich und stellt sich aufrecht und breit an einen Baum; so trifft ihn der Jäger durch den zottigen Pelz am besten.

In Polen fängt man ihn. Man kennt die Pfade, welche er wandelt; so sehr sie auch im Dunkel sich verlieren, sind sie doch breit getreten und führen zu einem Schlupfwinkel und oft zu Honigkörben. Der Stich der Bienen dringt kaum in seine Haut, und die sich ihm ins Gesicht setzen, wischt er, so viel immer kommen, mit der Tatze gröblich weg. Wohl aber ärgert ihn ein Holzklotz, den man vor die schönen Waben oder Wachsscheiben aus Bienenstöcken aufhängt; er schiebt ihn beiseite und will zugreifen. Dieser setzt sich aber hart neben seine große Nase; da gibt ihm der Bär unwillig einen Schlag; der Klotz kommt aus seinem Gleichmut und vergilt ihm die Höflichkeit. Der Bär will immer nicht nachgeben, jener auch nicht; der Kampf wird eifriger, grimmiger, bis zuletzt ein derber Schlag den Bären betäubt und von seinem Sitze herunterwirft. Statt des Klotzes macht man ihm auch ein Brett vor den Bienenstock, worauf er sich setzt, um mit aller Muße Tafel zu halten. Ist er jedoch am besten daran und meint, jetzt habe er gewonnen Spiel, so geht das Brett los, schaukelt frei mit dem Bären in der Luft, und der Honig ist ihm vor dem Maule weg. Er schnaubt, er brummt und sieht von seinem Schwebe-Katheder wütend hernieder, versucht wegzukommen, kann aber nimmer auf

festen, sicheren Ast gelangen. Da bleibt denn der Honigräuber ruhig sitzen, bis der Jäger naht, der ihn jubelnd bewillkommt, sich an seinem Spiel erlustigt und ihn hierauf tötet.

Naht der Winter, und stäubt der Schnee in den Wald, so schreitet der Bär seiner Höhle zu, legt sich ruhig hin, knurrt noch hier und da ein wenig und hält dann die Tatzen vors Maul. Er trinkt nicht, frißt nicht und zehrt — wie ein Rentner, dem die Zinsen ausbleiben, vom Kapital, — so von dem Fette, das er den Sommer hindurch angelegt hat. Meier.

224. Der Mann auf Karmel.

In einem Dörflein am Berge Karmel lebte ein weiser Mann; dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und der Heilung verliehen. Er ging in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darniederlag, und heilte ihn von seinem Übel, oder er tröstete und erquickte den Sterbenden mit holdseliger Rede und milderte die Klagen der Weinenden. — Denn er kannte die verborgenen Kräfte heilsamer Kräuter und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war näher dem Jüngling. Deshalb liebten ihn alle Menschen und baten ihn, einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte seinen Namen weit umher.

Aber siehe! es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Karmel und in die Gegend umher, und die Menschen erkrankten, und viele starben; denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker darniederlag, sendete man zu ihm, daß er heilen möchte und trösten bei Tag und Nacht.

Da ermattete sein Leib, und seine Seele ward betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war als die Kraft seiner Kunst und die heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes blühendes Leben.

Denn ihm fehlte die Krone der Weisheit, die Demut, da er sich selbst und seiner Kunst, nicht aber dem Herrn vertraute.

Da führte ihn sein Geist hinaus auf das Gebirge Karmel, und er zweifelte in sich selber, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte, den Siechen zum Trost und zur Labung.

So ging er hinaus und sprach in seinem Herzen: „Die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin, sie soll auch jetzt mich unterweisen!“ —

Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüte sich erhob, denn Salomo in seiner Herrlichkeit. Da sprach er: „Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft nur sich selber und öffnet ihren Kelch dem Strahl der Sonne und dem sanften Winde, der von Abend her über das Meer kommt. Was mag der Mensch mehr thun, als, unbekümmert um andere, an seiner Veredlung zu arbeiten?

Ich will auf Karmel bleiben und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziele, unmerkbar und sanft wie die Blume, verwelke." —

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. — Er aber schaute ihn an und sprach: „Nein, du lehrest mich ein anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und zu den Palästen will ich eilen, um da von meiner Weisheit die süßeste Frucht der Lust und Freude zu ernten! So wie über dem herrlichen Blumenkelch der Schmetterling, so soll über mein Leben meine Kunst sich ausbreiten!"

So sprach er und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine tote Biene auf dem Boden des Kelches. Zu schwer beladen mit dem zarten Blütenstaub, hatte sie mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. —

Er sah es und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Tierchens — und der Purpur der Schamröte erfüllte seine Wangen. „O, ich erkenne dich," rief er, „Geist des Herrn, in der Natur; verzeihe meinem Unmut und meiner Thorheit! Ich folge von nun an deinen Winken und kehre als treuer Zögling zu dir und meinem Berufe zurück!"

Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges und wandelte nun demütig und mit heiterem Angesicht in das Dörflein und zu den Hütten der Leidenden. Krummacher.

† 225. Thörichtes Murren.

Es war einmal ein Graf, der wohnte in seinem Schlosse nahe bei einem Dorfe. Er hatte ein sehr grofses Landgut und hielt viele Knechte und Mägde, die ihm sein Feld bestellten. Überdies arbeiteten ihm auch viele Leute aus dem Dorfe um den täglichen Lohn. Unter diesen Taglöhnern befand sich auch ein Mann mit seiner Frau. Sie hiefsen Hans und Grete und waren zwar nicht ärmer als die übrigen Arbeiter; aber sie fühlten sich doch unglücklicher; denn sie

waren faul und arbeiteten nicht gern. Darum fiel ihnen die Arbeit auch schwer.

Eines Tages waren sie wieder nach dem Schlosse des Grafen gekommen und wollten um den Lohn bei ihm arbeiten. Da schickte sie der Verwalter in den Garten, und der Gärtner wies ihnen ihre Arbeit an. Sie mufsten die Wege des Gartens aufhacken und das Gras herausschütteln. Am Ende kam dann der Gärtner mit dem Rechen oder der Harke und ebnete die Wege wieder. Die Wege aber waren sehr fest getreten, der Tag war schwül, und es war den Leuten so heifs, dafs ihnen der Schweifs von der Stirne rann. Da richtete sich Hans mit einem Male von der Arbeit auf und sagte zu seiner Frau: »Wir sind doch recht unglücklich, dafs wir um die paar Groschen Tagelohn so hart arbeiten müssen!« »Ja,« sagte die Frau und warf die Harke aus den Händen, »es ist recht hart! Warum ist denn die Einrichtung so in der Welt, dafs man sein Brot im Schweifse seines Angesichts erwerben mufs?« »Ei, das kannst du in der Bibel lesen,« erwiderte Hans, »das schreibt sich noch vom Paradiese her. Der liebe Gott hatte den ersten Menschen, Adam und Eva, verboten, von den Äpfeln des Baumes mitten im Garten zu essen; und sie haben sein Gebot nicht geachtet und doch davon gegessen. Darum sind sie aus dem Paradies gejagt worden; und seitdem mufs der Mensch sein Brot im Schweifse seines Angesichts essen. Wäre das nicht geschehen, so säfsen noch alle Menschen ruhig im Paradiese und brauchten gar nicht zu arbeiten.« »Hm!« brummte Grete, »das hätten sie können bleiben lassen. Die Eva mufs aber recht naschhaft gewesen sein. Mufs man denn alles versuchen!« »Ja,« fiel ihr Hans in die Rede, »und Adam mufs sehr dumm gewesen sein, dafs er sich von der Eva verleiten liefs, auch in den Apfel zu beifsen. Ich hätte der Adam sein sollen! Eine tüchtige Ohrfeige hätte die Frau Eva von mir bekommen, wenn sie mir mit ihrem Apfel gekommen wäre. Ich bin nicht so dumm als der Adam und mufs doch jetzt für seinen Fehler büfsen.« Er setzte unwillig seine Arbeit fort. »Und ich bin nicht so neugierig und näschig, als die Eva war, und mufs auch für sie büfsen,« fügte die Frau hinzu und griff langsam nach ihrer Harke. Also murrten die beiden einfältigen und faulen Leute über die Sünde der ersten Menschen und über ihr eigenes Schicksal. Aber der Graf hatte in einer nahen Laube gesessen und ihr Gespräch mit

angehört. Am Abend war er im Hofe zugegen, als sein Verwalter den Lohn unter die Arbeiter auszahlte. Als sie nach ihrem Dorfe zurückgehen wollten, rief er Hansen und Greten zurück. »Hört,« sprach er, »ich habe heute mit angehört, was ihr im Garten mit einander gesprochen. Da du Hans nicht so dumm wie Adam, und du Grete nicht so naschhaft bist wie Eva, so scheint es mir auch allerdings unbillig, dafs ihr so hart für ihr Vergehen gestraft sein und euren Unterhalt so sauer verdienen sollt. Ich will euch in eine bessere Lage bringen. Bleibt bei mir auf dem Schlosse; ihr sollt ein schönes Zimmer, ein gutes Bett und Nahrung und Kleidung haben; auch mögt ihr euch die Zeit vertreiben, wie ihr wollt, arbeiten oder müfsig gehen, ganz nach Gefallen. Nur eine Bedingung mache ich euch: Unter den übrigen Schüsseln, aus welchen ihr euch mittags und abends sättigen sollt, wird eine verdeckte Schüssel sein. Diese dürft ihr nie aufdecken; sobald ihr sie aufdeckt, ist eures Bleibens nicht mehr in meinem Schlosse; dann müfst ihr wieder nach eurem Dorfe zurückkehren.« — Hans und Grete sahen sich während dieser Rede des Grafen abwechselnd fragend und in freudiger Verwunderung an, und als er sie fragte: »Nun, seid ihr's zufrieden? wollt ihr bleiben?« riefen beide zugleich: »Ja, ja, gnädiger Herr, von Herzen gern!« »Und wollt ihr die verdeckte Schüssel nicht aufdecken?« fragte der Graf weiter. »Nein, nein, gewifs nicht!« war die Antwort. Auf dieses Versprechen liefs er ihnen eine schöne Stube in seinem Schlosse einräumen; bald wurde auch der Tisch gedeckt und ein herrliches Abendessen aufgetragen. Die verdeckte Schüssel war auch dabei. Sie safsen einander gegenüber am Tisch und liefsen sich's trefflich schmecken. Bald versuchten sie dieses Gericht, bald jenes. »Du stehst mir lange gut!« sagte Hans, indem er auf die verdeckte Schüssel deutete, »dieser Braten und Salat ist mir gut genug.« »Heisa! lustig, Hans!« rief Grete, »verdeckte Schüssel hin, verdeckte Schüssel her! Da ist ja Essen die Hülle und die Fülle, was man nur auftreiben kann. Was kann denn auch noch Besonderes drinnen sein?« »Meinetwegen sei drinnen, was da wolle!« sagte Hans und kaute mit beiden Backen. »Ja, ich meine nur, Hans, es ist vielleicht eine Pastete drinnen.« »Was ist denn das für ein Ding, eine Pastete?« »Ach,« erwiderte Grete, »eine Pastete ist das Allerbeste, was man nur essen kann. Sie hat den

Geschmack von allerlei Fleisch und Gewürz und ist gebacken, da ist ein Kalbsbraten oder Schweinebraten noch nichts dagegen.« »Hast du denn schon einmal Pasteten gegessen?« fragte Hans. »Ei, nein!« antwortete Grete; »aber meine Mutter stand in ihrer Jugend in der Stadt in Diensten, und diese hat mir oft erzählt, daſs ihre Herrschaft alle Sonntage eine Pastete gegessen hätte. Sie hat aber selbst niemals etwas davon bekommen; denn so etwas Kostbares essen nur die vornehmen Leute. Der Tausend! so ein Stückchen Pastete, Hans, das wäre doch nicht übel! Mir wässert schon der Mund. Ich muſs doch einmal riechen; vielleicht geht neben dem Deckel ein wenig Dunst heraus.« Indem sie an der verdeckten Schüssel roch, sagte Hans: »Hm, hm!« versuchen möchte ich solch ein Wunderessen auch!« — »Hans, Hans,« rief Grete freudig, »das ist wahrlich eine Pastete! Es ist ja kein Mensch da, der es sehen könnte. Komm, halte einmal das Licht nahe! Ich will den Deckel nur halb aufdecken, und da wollen wir hineinsehen. Sehen werden wir doch dürfen, was es ist, und ganz unvermerkt ein biſschen davon versuchen! Komm, Hans, eine Pastete kann man nicht jeden Tag zu sehen und zu versuchen bekommen.« — Diese Worte der Versuchung verfehlten auf Hans ihre Wirkung nicht. Anstatt seiner Frau mit der tüchtigen Ohrfeige zu antworten, war er dumm genug, sich verleiten zu lassen. Neugierig nahm Hans das Licht und hielt es näher. Die Frau ergriff den Deckel, hob ihn auf der einen Seite in die Höhe, und beide sahen neugierig hinein. Aber in demselben Augenblicke sprang eine Maus heraus, und die Schüssel war übrigens ganz leer. Grete schrie vor Schrecken laut auf und warf den Deckel hin, daſs er in Stücke brach. Da trat der Graf durch eine Seitenthür herein und sah sie noch in ihrer Bestürzung. »Ei, ei!« sagte er, »wer hat die Schüssel denn aufgedeckt?« Sie standen beschämt und sahen unter sich. »Ich hatte mir vorgenommen, euch das Leben so angenehm zu machen als möglich; allein nun könnt ihr nicht mehr hier bleiben. Ich habe es euch vorher gesagt. Nun könnt ihr wieder um den täglichen Lohn arbeiten. Schiebt die Schuld nun aber nicht mehr auf Adam und Eva, da ihr euch selbst das sorgenlose Leben verscherzt habt.« — Sie gingen noch in der Nacht in ihre Hütte nach dem Dorfe zurück und kamen zur Erkenntnis ihrer albernen Beschuldigungen. Sie arbeiteten künftig ohne Murren über ihr

Schicksal, und so arbeiteten sie auch leichter und lebten zufriedener. Und murrten sie je wieder einmal, so war es ein Murren über ihre eigene Thorheit. Brüder Grimm.

† 226. Rudolf von Habsburg.

Mit dem Tode des letzten hohenstaufischen Kaisers begann für Deutschland eine höchst traurige Zeit. Kein deutscher Fürst trug Verlangen nach der Kaiserkrone, die ihrem Träger nur Kämpfe und Untergang zu bringen schien. Was geschah da? Man übertrug die Würde an zwei Ausländer, einen englischen Prinzen und einen König in Spanien. Aber dieselben erlangten gar kein Ansehen; der eine von ihnen kam niemals, der andere nur einmal nach Deutschland. Da brach denn allenthalben im Reiche Unordnung und Verwirrung aus; kein Gesetz galt mehr; das rohe Faustrecht, der eiserne Speer der Raubritter herrschten ungehemmt. Ein solcher Zustand konnte nicht fortdauern, wenn Deutschland sich nicht völlig auflösen sollte. Das fühlten endlich auch die deutschen Fürsten; darum beschlossen sie, wieder einen Kaiser zu wählen, der Recht und Gerechtigkeit handhaben und die zerstörte Ordnung wieder herstellen sollte.

Als sie zur Wahl versammelt waren, brachte der Erzbischof von Mainz den schweizerischen Grafen Rudolf von Habsburg in Vorschlag. Der war nicht mächtig an Land und Leuten, aber ein gar tapferer, kluger und biederer Herr. Auch rühmte man seine Frömmigkeit. Einst ritt er von seinem Stammschloß, der Habsburg im Schweizerlande, zur Jagd aus; da begegnete ihm ein Priester, der einem Sterbenden das heilige Abendmahl reichen wollte. Sein Weg führte ihn über einen Bach, dessen Steg durch die Gewalt des angeschwollenen Wassers weggerissen war. Kaum sah Rudolf, wie der Priester sich anschickte, den Bach zu durchwaten, als er sogleich vom Pferde stieg und den Priester aufsitzen ließ. Am nächsten Tage brachte dieser das Tier dem Grafen zurück; der aber sprach: „Das sei ferne, daß ich zu Jagd und Streit das Roß wieder besteige, das den Leib meines Heilandes getragen. Es gehöre Dir und sei fortan zu ähnlichen Diensten bestimmt.“ — Auch der Erzbischof von Mainz hatte Rudolfs Freundlichkeit erfahren. Als er in jenen gefahrvollen Zeiten eine Reise nach Rom machte, geleitete ihn der Graf sicher über die Alpen. Da sprach der Erzbischof beim Abschiede: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte noch so lange, daß ich Euch den mir geleisteten Dienst vergelten könnte!“ Jetzt

gedachte der Bischof dieses Versprechens. Auf seinen Vorschlag wurde Rudolf zum König gewählt. Die Krönung geschah zu Aachen. Als nun die Fürsten dem neuen Könige Treue schwuren, fehlte gerade der Reichszepter, auf welchen der Eid geleistet zu werden pflegte. Da ergriff Rudolf rasch ein Kruzifix und sagte: „Dieses Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle des Zepters vertreten können.“ Und die Fürsten leisteten darauf die Huldigung. Nur einer war nicht in Aachen erschienen und weigerte sich, Rudolf als König anzuerkennen. Das war der mächtige Böhmenfürst Ottokar, der den Königstitel führte und seine Herrschaft weithin über die österreichischen Länder ausgebreitet hatte. Dem stolzen Manne deuchte es schimpflich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Gehorsam zu leisten. Aber Rudolf bezwang den Widerspenstigen in einer Schlacht und entriß ihm Österreich. Er gab dieses Land seinen eigenen Söhnen und wurde dadurch der Gründer des habsburgisch-österreichischen Herrscherhauses.

Nach der Besiegung Ottokars richtete sich des Königs Sorge vor allem darauf, Ruhe und Ordnung im Reiche zurückzuführen. Er durchzog Deutschland von einem Ende zum andern, saß oft selbst zu Gericht und verhängte strenge Strafen gegen die Frevler und Friedensstörer. Vorzüglich die übermütigen Raubritter bekamen seinen starken Arm zu fühlen. Eine ganze Menge Raubschlösser wurde zerstört, und viele der gefangenen Räuber wurden gehängt. So folgte in kurzer Zeit Ruhe und Sicherheit auf Zwietracht und Zerrüttung. Der Landmann baute wieder fröhlich seine Felder, die nicht mehr von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten wurden; der Kaufmann zog sicher seines Weges an den hohen Burgen vorüber, und die Räuber, die zuvor offen im Lande umhergeschwärmt, suchten sich in einsame Schlupfwinkel zu verbergen.

Bei aller Strenge, wo es die Bestrafung der Übelthäter galt, war Rudolf übrigens ein äußerst gütiger, leutseliger Fürst. Jeder hatte freien Zutritt zu ihm. Als einmal seine Diener einen gemeinen Mann nicht vor ihn lassen wollten, rief er unwillig aus: „Warum weiset ihr ihn ab? Bin ich denn dazu König geworden, daß man mich vor den Menschen einschließe?“ Einfach in seinen Sitten, trug er statt des königlichen Schmuckes gewöhnlich ein schlichtes, graues Wams, das er sich im Felde wohl selbst flickte. Da sah man ihm freilich seine Würde nicht an, und es begegnete ihm manch heiteres Abenteuer. Einst, als

er mit seinem Hoflager bei Mainz stand, ging er in seinem einfachen Wams in die Stadt. Es war sehr kalt, und er trat in das Haus eines Bäckers, um sich am Ofen zu erwärmen. Die Bäckersfrau, welche ihn für einen gemeinen Soldaten hielt, wies ihn hinaus und schalt heftig auf den König, der mit seinem Kriegsvolk den Bürgersleuten so viel Last mache. Rudolf lachte und wollte nicht gehen. Da wurde die Frau so aufgebracht, daß sie einen Topf Wasser nahm und ihn damit begoß. Ganz durchnäßt ging der König ins Lager zurück. Mittags aber schickte er durch einen Diener der Frau einige Schüsseln mit Speisen und ließ dabei sagen, das schicke ihr der Soldat, den sie am Morgen so reich mit Wasser getränkt habe. Die Frau geriet in Verzweiflung, als sie jetzt erfuhr, wer der Mann im grauen Wams gewesen. Eilig lief sie in das Lager und warf sich dem König zu Füßen. Der aber hieß sie aufstehen und befahl ihr zur Strafe nur, die Scheltrede, die sie ihm am Morgen gehalten, vor allen Anwesenden zu wiederholen. Wie sehr die Frau sich anfangs auch sträubte, mußte sie es endlich doch unter dem allgemeinen Gelächter der Zuhörer thun.

Achtzehn Jahre lang hat Rudolf dem deutschen Reiche vorgestanden und mit Kraft und Weisheit für Deutschlands Wohlfahrt gewirkt bis zu seinem Tode.

J. K. Andrä.

227. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.

Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:

Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.
Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.
„Was schaffst Du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."
Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.
„Nicht wolle das Gott," rief mit Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben."

„So mög auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie," rief er begeistert aus,
„Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten. Schiller.

†228. Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft;
Die Knechte heißen: Selbstgeschafft
Und Spätzubett und Aufbeizeit,
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch;
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
Genannt Gebet und gut Gewissen,
Die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen. Robert.

†229. Der Maulwurf.

Eigentlich heißt er Mullwurf oder Mulmwurf. Mulm ist lockere Erde; also bedeutet Maulwurf so viel als Erdwerfer. Die Leute heißen ihn auch Schär.

Er wird nur 15 cm lang und hat ein zartes, sammetartiges, schiefergraues, fast schwarzes Pelzchen. Sein Gehör ist sehr scharf, und doch hat er keine Ohrmuscheln. Die Augen sind blöde, nicht größer als Pulverkörner. Er braucht aber bei seinem unterirdischen Leben keine besseren. Der Kopf hat eine rüssel-

förmige, zum Wühlen geschickte Schnauze. Das Gefühl in dieser ist äußerst fein. Da er unter der Erde, wo er seiner Nahrung nachgeht, nichts sieht, so entdeckt er seine Beute durch das feine Gefühl. Er hat Vorder- und Eckzähne wie ein Raubtier, auch mehrere Backenzähne. Seine Beine sind nur kurz, die Füße fünfzehig, die vorderen sehr breit wie kleine Händchen, mit starken Nägeln. Damit gräbt er gut. Er lebt beständig unter der Erde in Gärten, Wiesen und Feldern. Da gräbt er sich Gänge, aus denen er von Zeit zu Zeit die überflüssige Erde, den Mulm, an die Oberfläche des Bodens herausstößt. So entstehen die kleinen Maulwurfshügel. Diese Gänge führen zu einer größeren Höhlung tiefer im Boden. Das ist sein Haus, wo er seine Jungen auf einem Lager von dürrem Gras aufzieht. Der Maulwurf frißt keine Pflanzenstoffe, sondern Regenwürmer, Käfer, Engerlinge u. dgl. Er ist also zwar ein Raubtier, aber kein gefährliches.

Aus dem Münchener Lesebuch.

†230. Der Maulwurf.

Der Maulwurf ist nicht blind; gegeben hat ihm nur
Ein kleines Auge, wie er's brauchet, die Natur,
Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf,
Im unterirdischen Palast, den er entwarf.

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
Wenn wühlend er emporwirft die gewölbten Hallen.
Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
Braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
Auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,
Und ohne dafs er's weifs, nimmt er mit sich hernieder
Auch einen Strahl und wühlt vergnügt im Dunkeln wieder.

Fr. Rückert.

†231. Einmal ist keinmal.

„Einmal ist keinmal.“ Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles;

sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehn- und hundert- und tausendmal. Denn, wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

Hebel.

†232. Man muß mit den Wölfen heulen.

„Man muß mit den Wölfen heulen." Das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun wie sie. Nein! sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehen. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen wie ihr. Drittens, wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so magst du ein- oder zweimal mitbellen; aber du sollst nicht mit ihnen beißen oder anderer Leute Schafe fressen; sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen.

Hebel.

233. Die seufzende Kreatur.

Wir mögen stehen und gehen, wo und wohin wir wollen, fast überall haben wir Gelegenheit, wahrzunehmen, wie die unvernünftige Kreatur von den Menschen mißhandelt wird, und zwar sind es meistens gerade die nützlichsten Tiere, welche diese Mißhandlung zu erfahren haben.

Bald hören wir das Schmerzensgeschrei eines für die Schlachtbank bestimmten Kalbes, das vom Metzger hin und her gezerrt, gestoßen, getreten und von dem Metzgerhund überall gepackt und gebissen wird; bald das ängstliche Schnattern einer Schar Gänse, die von mutwilligen Buben gejagt, geworfen, geschlagen, in die Enge getrieben und endlich ihrer unreifen Federn beraubt werden. Aber nicht bloß böse Buben, sondern manche Hausfrauen selbst, die doch den Wert dieser Tiere zu schätzen wissen, mißhandeln dieselben auf eine harte Weise durch jämmerliches, bis in den späten Herbst fortgesetztes Berupfen, so daß die armen Tiere, denen wir die warmen Betten verdanken, zitternd vor Kälte, blutend an Brust und Bauch, in einer Körperstellung herumschleichen, welche deutlich genug zeigt, wie arg mit ihnen umgegangen worden ist. Ein neues Leiden wartet auf die armen Tiere, wenn sie zum Abschlachten zubereitet werden; sie werden auf die widernatür-

lichste Weise so voll gepfropft, daß sie sich nicht mehr zu rühren vermögen und alle Augenblicke in Gefahr kommen, zu ersticken, ehe das Messer ihren Qualen ein Ende macht.

Noch trauriger ist das Schicksal vieler Pferde. In den besten Jahren werden sie bergauf, bergab und auf der Ebene gejagt, gepeitscht, bis endlich die steifen Gelenke den Dienst versagen. Dann kommen sie unter die derben Fäuste der Karrenfuhrleute, die zu arm sind, diese Tiere ordentlich zu füttern, nichtsdestoweniger aber ihnen Lasten zu ziehen geben, welche für junge und wohlgenährte Tiere schwer genug wären. Will's dann nicht gehen, so wird geflucht und geschlagen, bis endlich das an Hals und Kreuz geschundene, wundgedrückte Tier dem Abdecker anheimfällt, wenn es nicht vorher unter den Mißhandlungen seines Peinigers auf offener Straße eines jähen Todes stirbt. Man sieht oft solche unglückliche Geschöpfe, zitternd vor Hunger und Kälte, stundenlang in Sturm und Regen vor den Wirtshäusern am Wagen stehen, während der liederliche Eigentümer bei Schnaps und Kartenspiel in der warmen Stube sitzt. Meistens behalten solche Burschen gerade nur noch so viel Gedanken übrig, um zu wissen, daß sie die Herren der Pferde sind, und geben dieses durch unbarmherziges Zuschlagen auf die armen Tiere und unsinniges Fluchen zu erkennen.

Wie die Erwachsenen an großen Tieren, so versündigen sich die Kinder an kleineren Geschöpfen: an Vögeln, denen sie die Eier oder die Jungen rauben, an Fröschen, denen sie die hinteren Beine bei lebendigem Leibe abschneiden, es einem mitleidigen Storch überlassend, den Qualen dieser verstümmelten Geschöpfe ein Ende zu machen.

Die tausendfach geplagte Kreatur findet selten einen Rächer unter den Menschen; aber der, der das Schreien der Raben hört, vernimmt auch das Seufzen der mißhandelten Geschöpfe und wird die Quäler auch für diese Unthaten zu finden wissen. Dann.

234. Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot;
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Witwen bekümmert oft gröſsere Not,
Als glückliche Menschen ermessen!

»Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?«

Denn, Jammer! ihr eins und ihr alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle;
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie vom Abend bis früh:
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön'
Ihr Elend von neuem zu wissen.
»O wehe, nun hab' ich nichts aufzustehn!«
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen; —
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Witwen und Waisen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.

»O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht mein Verbrechen!«
Sie wähnt', es erhöbe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

»Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!«
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Dafs Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweifse zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stiefs auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
»Gott helfe mir gnädiglich, Amen!«
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee
Und Heu den Stall, sie zu nähren,
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weifs wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
»Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden.«

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Not
Der Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er alleine nicht essen. —

Mir deucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen:
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

»So,« schwur mir ein Maurer, »so ist es geschehn!«
Allein er verbot mir den Namen.
»Gott, lafs es dem Edlen doch wohl ergehn!«
Das bet' ich herzinniglich. Amen.

Bürger.

†235. Die Milchfrau.

Auf leichten Füßen lief ein artig Bauernweib,
Geliebt von ihrem Mann, gesund an Seel und Leib,
Früh morgens nach der Stadt und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen süße Milch in einem großen Topfe.
Sie lief und wollte gern: „Kauft Milch!“ am ersten schrei'n;
„Denn,“ dachte sie bei sich, „die erste Milch ist teuer.
Will's Gott, so nehm' ich heut sechs bare Groschen ein,
Dafür kauf' ich mir dann ein halbes Hundert Eier.
Mein Hühnchen brütet sie mir all auf einmal aus.
Gras eine Menge steht um unser kleines Haus.
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören,
Die werden herrlich da sich letzen und sich nähren.
Und ganz gewiß, der Fuchs, der müßte listig sein,
Ließ' er mir nicht soviel, daß ich ein kleines Schwein
Dafür ertauschen könnte. Seht nur an!
Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste freue,
So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann.
Zu mästen kostet's mich ja nur ein wenig Kleie!
Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh
In meinen Stall, ein Kälbchen wohl dazu.
Das Kälbchen will ich dann auf meine Weide bringen,
Und munter hüpft's und springt's, wie da die Lämmer springen.“
„Hei!“ sagt sie und springt auf, und von dem Kopfe fällt
Der Topf; das bare Geld,
Und Kalb und Kuh und Reichtum und Vergnügen
Sieht nun das arme Weib vor sich in Scherben liegen.
Erschrocken bleibt sie stehn und sieht die Scherben an.
„Die schöne, weiße Milch,“ sagt sie, „auf schwarzer Erde!“
Weint, geht nach Haus, erzählt's dem lieben Mann,
Der ihr entgegen kommt, mit ernstlicher Gebärde.
„Kind,“ sagt der Mann, „schon gut! Bau nur ein ander Mal
Nicht Schlösser in die Luft! Man bauet seine Qual.
Geschwinder drehet sich um sich kein Wagenrad,
Als sie verschwinden in den Wind.
Wir haben all das Glück, das unser Junker hat,
Wenn wir zufrieden sind.“

Gleim.

†236. Erzählungen aus dem Leben Rudolfs von Habsburg.

a) Wie sich Kaiser Rudolf rächt.

Der König von Böhmen, Ottokar, wollte sich dem neuen Kaiser nicht unterwerfen, und nach mannigfachen Versuchen in der Güte kam es zum Kriege und zu einer großen Schlacht auf dem Marchfelde in Österreich. In dieser Schlacht geriet Rudolf in große Lebensgefahr. Ottokar hatte einen starken und tapfern polnischen Ritter vermocht, den Kaiser in der Schlacht aufzusuchen und umzubringen. Der Pole erreichte ihn auch, griff ihn wütend an und stieß sein Pferd nieder. Rudolf wäre verloren gewesen, hätte er sich durch seinen Schild nicht vor dem Zertreten geschützt. Endlich gelang es ihm, sich unter dem getöteten Pferde hervorzuarbeiten, und er hieb sich nun so lange mit dem Polen herum, bis ihm die Seinigen zu Hilfe kamen. So errettete die Vorsehung den braven Kaiser. Anders ging es mit Ottokar.

Rudolf hatte seinen Rittern ausdrücklich befohlen, seines Feindes Ottokar zu schonen. Dennoch jagten zwei Ritter auf ihn los, stachen ihm sein Pferd nieder, und da er um sein Leben flehte, rief einer: „Du hast mir einst meinen Freund ohne Schuld getötet; darum mußt du jetzt sterben." So durchrannte er ihn mit dem Schwerte, während der andere ihm einen Hieb in den Hals versetzte. Dies war Ottokars Ende, dessen Grabmal noch in der erzbischöflichen Kirche zu Prag zu sehen ist. Nach dem Siege fanden Rudolfs Leute unter den Leichen auch jenen Polen, zwar noch lebendig, aber fürchterlich zugerichtet. Sie fragten, ob sie den Schelm nicht vollends töten sollten. „Das wolle Gott verhüten!" antwortete der Kaiser, „es wäre doch schade, wenn ein so tapferer Ritter sterben sollte!" Darauf ließ er ihn sorgfältig pflegen und schickte ihn dann in sein Vaterland zurück. So wissen sich edle Menschen zu rächen! Auch gegen die Söhne Ottokars zeigte sich Rudolf großmütig. Er belehnte sie mit dem Erbreich ihres Vaters und nahm ihnen nur die von diesem mit Unrecht erworbenen Länder. Seinem Sohne aber gab er das eroberte Österreich zum Lehen und gründete dadurch die Macht des habsburgischen Hauses, aus welchem die jetzigen Kaiser von Österreich stammen.

Curtman.

b) Der dankbare Kaiser.

Im Kriege, den Rudolf von Habsburg für die Züricher mit dem Grafen Leuthold von Regensburg führte, stürzte ihn ein Feind durch einen Stoß vom Pferde; er fiel unter die Feinde

und stellte sich tot. Jakob Müller von Zürich sieht seinen Fall, sprengt in die Feinde, verjagt sie mit seinen Gefährten, richtet seinen Hauptmann auf und setzt ihn wieder auf das Pferd. Das vergaß ihm Rudolf nie. Einst kam Müller nach Mainz und wollte daselbst seinen ehemaligen Hauptmann nun auf dem Reichstag als Kaiser sehen. Als der Kaiser ihn bemerkt, steht er auf von dem Thron, begrüßt ihn freundlich und gibt ihm alle Beweise von Hochachtung und Freundschaft. Verwundert fragten ihn die Fürsten, warum er vor einem so bäuerischen Manne aufgestanden sei und ihn so sehr ehre. Da erzählte ihnen der Kaiser die Geschichte und sagte: „Ich werde ihn immer als den Mann ehren, der mir mit Gottes Hilfe das Leben gerettet hat." Hierauf schlug er ihn zum Ritter. So vergaß Rudolf von Habsburg auch in allem Glück und der höchsten Herrlichkeit der Treue und Dankbarkeit gegen seine Freunde nicht. M. Schuler.

c) Wie Kaiser Rudolf einen schurkischen Wirt seines Diebstahls überführt.

Von seiner ungemeinen Geistesgegenwart nur folgendes Beispiel: Als er einmal nach Nürnberg kam, daselbst einen Reichstag zu halten, baten ihn, wie gewöhnlich, viele Bürger um Gerechtigkeit. Unter diesen war auch ein Kaufmann; der hatte einem vornehmen Gastwirt in Nürnberg, bei dem er eingekehrt war, 200 Mark Silber in einem ledernen Beutel aufzuheben gegeben, und als er wieder wegreisen wollte, leugnete der schurkische Wirt, der nichts Schriftliches gegeben hatte, die ganze Sache.

Der Kaufmann erzählte dem Kaiser alle einzelnen Umstände genau und sagte ihm zugleich, der Wirt werde bei den Abgeordneten der Stadt sein, die ihm heute ihre Aufwartung machen würden. Der Kaiser hieß ihn hierauf abtreten und sich bis dahin verborgen halten. Jetzt kamen die Abgeordneten; Rudolf unterredete sich mit ihnen, fragte sie nach ihren Namen und Gewerben und sagte dann zu dem Wirte: „Höre, du hast einen hübschen Hut; ich geb' dir meinen dafür." Der Bürger machte sich eine Ehre daraus, mit dem Kaiser zu tauschen, und Rudolf setzte den neuen Hut recht wohlgefällig auf. Während des ferneren Gesprächs ging er einmal hinaus, rief einen sicheren Bürgersmann herbei und sagte ihm: „Lauf eilig zu des Gastwirts Frau und sage ihr, ihr Mann verlange ganz geschwind den ledernen Beutel mit dem Gelde des Kaufmanns; zum Wahrzeichen schicke er hiemit seinen Hut." Die Frau bedachte sich bei dem Anblick des Huts nicht lange, das Geld herauszugeben; der Bote brachte es

dem Kaiser, und dieser steckte es still ein und trat mit dem Hute wieder in den Saal. Als er die Stadtverordneten entließ, behielt er den Gastwirt zurück und rief den Kaufmann herein. „Du hattest ja eine Klage gegen diesen Mann!“ Der Kaufmann wiederholte seine Geschichte, und der Wirt leugnete sie trocken weg. Beide gerieten heftig an einander, als auf einmal der Kaiser den Beutel hervorzog und den Wirt wie mit einem Zauberstabe zur Bildsäule verwandelte. Er gab ihm einen starken Verweis und verurteilte ihn zu einer noch härteren Geldstrafe.

Nach Haupt und Becker.

237. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd.

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.
Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!
Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.
Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden,
Gott schütz euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Mais und Reis!

F. Freiligrath.

† 238. Das Alpenhorn.

Auf dem Alpenhorn blasen die Hirten oder Sennen in einigen Gegenden der Alpen den Kuhreigen; es dient auch noch zu einem andern, feierlichen, religiösen Gebrauch. Wenn nämlich die Sonne im Thal untergegangen ist, und das Licht des Himmels nur noch am Gipfel der schneebedeckten Berge glimmt, dann nimmt der Senne, der die höchste Alp inne hat, sein Horn und ruft durch das Sprachrohr: „Lobet Gott, den Herrn!“ Alle benachbarten Hirten treten, sowie sie diesen Laut hören, aus ihren Hütten, nehmen ihre Alpenhörner und wiederholen dieselben Worte. Dies dauert oft eine Viertelstunde lang fort, und von den Bergen und längs der felsigen Schluchten widerhallt der Name Gottes. Endlich erfolgt eine feierliche Stille. Alle beten knieend und mit entblößten Häuptern. Mittlerweile ist es ganz dunkel geworden. „Gute Nacht!“ ruft der höchste Hirte durch sein Sprachrohr. „Gute Nacht!“ widerhallt es von allen Bergen und aus den Felsschluchten den Hörnern der Hirten entgegen. Darauf legt sich jeder zur Ruhe nieder.

Redenbacher.

239. Berg- und Thalfahrten der Alpenherden.

Die festlichste Zeit für das Alpenhornvieh ist ohne Zweifel der Tag der Alpfahrt, die gewöhnlich im Mai stattfindet, ein

Tag, der auch im Leben des Älplers einen neuen Abschnitt beginnt. Jede der ins Gebirge ziehenden Herden hat ihr Geläut. Die stattlichsten Kühe erhalten ungeheuere Schellen, die oft 30 cm im Durchmesser haben und fünfzig bis achtzig Mark kosten. Es sind die Prunkstücke des Sennen; mit drei oder vier solchen in Einklang stehenden Schellen läutet er von Dorf zu Dorf seine Ausfahrt ein. Dazwischen hinein tönen die einzelnen Erzglocken. Voraus geht ein Handbub mit sauberem Hemde und kurzen, gelben Beinkleidern; ihm folgen die Kühe mit dem Herdenstier in bunter Reihe, dann oft etliche Kälber und Ziegen. Den Beschluß macht der Senn mit dem Saumpferde, das die Milchgeräte, das Bettzeug u. dgl. trägt und mit buntem Wachstuche bedeckt ist. An diesem Tage ertönt besonders der Kuhreigen, den jeder Alpenbezirk in eigentümlicher Weise besitzt. Es ist dies jener merkwürdige Gesang, dessen ältester Text sich nur noch in einzelnen Versen vorfindet, während seine Melodie in langen Trillern und Jodlern, bald hüpfenden, bald gedehnten Tönen besteht. Etwas anderes ist der einfache Jodel, der keine Worte hat, sondern bloß in schnell wechselnden, oft in der Tiefe anhaltenden und dann rasch in die Höhe steigenden, seltsamen Tonverbindungen besteht. Er dient dem Hirten, die Kühe herbeizulocken, seine Kameraden zu begrüßen und überhaupt als Fernsprache im Gebirge.

Minder fröhlich als die Alpfahrt ist für Vieh und Hirt die Thalfahrt, die in ähnlicher Ordnung vor sich geht. Gewöhnlich ist sie das Zeichen zur Auflösung des familienartigen Zusammenlebens der Herden. Ein Teil wird den verschiedenen Eigentümern zurückgestellt; ein anderer Teil, besonders aus der östlichen Schweiz, kommt ins Welschland. Entweder kauft der einheimische Viehhändler die schönsten Stücke auf, um sie auf den italienischen Märkten wieder zu verkaufen, oder die welschen Viehhändler besuchen selbst die Thäler und wählen sich die prächtigsten Kühe zu guten Preisen aus. In Appenzell bestellt der fremde Käufer alle Bauern, denen er Kühe abgehandelt, auf einen bestimmten Tag „ins Dorf“ (nach Appenzell). Hier wird das Vieh, auf dessen gute Hufe besonders gesehen wird, für die Reise beschlagen. Für jede Kuh sind acht Hufeisen erforderlich, da die gespaltenen Klauen mit je zwei Eisen versehen werden. Dann reist die Karawane langsam dem Süden zu, indem sie an den hergebrachten Haltestellen einkehrt. Auf dem St. Gotthard und anderen Alpenpässen wird es vom September bis in den November hinein beinahe nicht leer von solchen Wanderherden.

Tschudi.

† 240. Der Savoyarde und der Erzbischof.

Einst kam ein armer, kleiner Savoyarde aus dem fernen Berglande an die gesegneten Ufer der Mosel und auch nach Trier. Er hatte zwei Murmeltiere; denn das eine hatte er noch zu dem seinigen geerbt von einem Brüderchen, das weit vom Mutterherzen und von der lieben Heimat — vielleicht am Heimweh — genau weiß ich's nicht — gestorben war. Er ließ nun die Tierchen tanzen, und die guten Trierer hatten ein Einsehen und gaben ihm gern ein paar Kreuzer.

Einst saß das Bübchen auf einem Steine vor dem Schlosse des Kurfürsten und Erzbischofs von Trier und wärmte sich in der milden Frühlingssonne, wo es nichts kostete. Es dachte an seine ferne Heimat, an die väterliche Hütte, an die liebe Mutter, den Vater und die Geschwister und auch an das Brüderlein, das heimgegangen war zum rechten Vater über alles, was da Kind heißt auf Erden. Und wie die Frühlingssonne die Veilchen aufblühen macht, so schien ihm die Sonne der Liebe ins arme Savoyardenherz hinein, und es traten zwei große Tautropfen ihm in die beiden Augen. Das Bübchen faltete seine Hände und betete um einen guten Tag für seine fernen Lieben.

So etwas hört niemand lieber als der liebe Gott. Seine Hand rührt dann allemal auch ein Menschenherz an, daß es sich aufthut, und er sendet einen Engel hinein, der ganz nahe an seinem Throne steht und „Mitleid" heißt. Dieser Engel Gottes kam dazumal in ein recht gutes Herz, welches in der Brust des Erzbischofs Klemens Wenzeslaus wohnte. Der stand an seines Schlosses Fenster und beobachtete lange das Bübchen in der Stille und meinte bei sich, er habe da ein gar schönes Kapitel in einem Menschenherzen gelesen. Und so war's auch. — Er ließ sich das Bübchen heraufrufen und ließ die Murmeltiere alle beide tanzen.

„Du singst ja nicht?" sagte liebreich der Erzbischof.

„Ich kann nicht," antwortete das Bübchen mit zitternder Stimme, und die bewußten zwei Tautropfen traten ihm wieder in die Augen.

Da flüsterte der Engel, von dem ich euch sagte, dem Erzbischofe zu: „Red einmal mit ihm zutraulich, vielleicht geht ihm das Herz auf!" Und er that's, und das Bübchen erzählte ihm alles vom A bis zum Z.

„Ei," sagte der Erzbischof, „wenn es so steht, so könntest

du mir ja eins von deinen Tierlein verkaufen; denn ich bin ein Liebhaber davon und will dir's gut bezahlen."

Das Savoyardenbübchen sann ein wenig nach, und dann sprach es: „Zwei Kasten zu tragen, wird mir schwer, wenn es nun heiß wird; — wohlan, Herr, Ihr sollt meins haben; aber das vom Brüderlein behalt' ich; denn es hat's gar lieb gehabt und hat's noch geküßt, ehe es starb." Das Bübchen fing an zu weinen, und der Erzbischof fuhr mit der Hand über die Augen. Ich glaube, er hat auch so ein paar Tautropfen weggewischt.

Daß ich es kurz mache, — sie wurden handelseins, und der Erzbischof bezahlte das Tierlein — nicht, wie man sie in Savoyen bezahlt, sondern kurfürstlich, — und der bewußte Engel half das Geld zählen.

Das Bübchen zog fröhlich und mit Danksagung von dannen, und der Erzbischof gab das Tierchen einem Diener zur sorglichen Pflege — und dachte nicht weiter an den Savoyarden und an sein Murmeltierchen. Der Sommer kam und ging. Es wurde Herbst, und ein reicher Traubensegen kam in das Moselthal, und endlich gab es Blumen an den Fenstern in Trier, wie heiß auch die Saarkohlen die Öfen machten, und der Schnee legte sich wie ein weißes Leintuch über die müde Erde. Selbst im schönen Gemache des Erzbischofs tauten die großen Fenster erst auf, als die Wintersonne darauf schien und dem Ofen wärmen half.

Da trat der Erzbischof an das Fenster und blickte hinaus in die schneebedeckte Landschaft und mochte wohl dabei an die Armen denken, die's nicht so gut hatten wie er. Und wie er so dastand, fiel sein Blick auf eine kleine Gestalt, die an der Hofmauer kauerte. Er machte das Fenster auf, und — siehe da, das Savoyardenbüblein war's, das vor Frost zitterte wie ein Espenlaub im Winde, aber doch mit den fast erstarrten Fingern sein Hütchen abnahm und mit einem gar traurigen Gesichte heraufgrüßte.

Flugs war auch der Engel wieder da, der Mitleid heißt. Der sprach zum Erzbischof: „Ruf ihn herauf, daß er sich wärme!" Er thut's, und das Bübchen kommt herauf. Der Erzbischof führt's zum Ofen und fragt mildiglich: „Wie geht's, und wo ist dein Murmeltierlein?"

Da taute das Herz des Bübchens auf, und die Tautropfen jagten einer den andern aus seinen großen, schwarzen Augen.

„Ach, Herr," sprach das Bübchen, „es geht schon lange nimmer gut, und mein Tierlein ist tot. Lebt Eures noch?"

Der Erzbischof sagte: „Ja“ und fragte weiter: „Wie kam denn das?“

„Ach,“ sprach das Bübchen, „ich glaub', es hat sich tot gegrämt über mein Brüderlein, das ich auch nimmer vergessen kann.“

Das Bübchen aber hatte noch etwas auf dem Herzen; denn es drehte sein Hütchen mit den Fingern und seufzte tief auf.

„Woher bekommst du denn aber ein anderes?“ fragte der Erzbischof, — und der bewußte Engel in seinem Herzen lächelte unter Thränen.

„Ei — ei —,“ stotterte das Bübchen, „darum komm' ich ja zu Euch, um Euch zu fragen, ob Ihr mir nicht das Tierlein wieder verkaufen wollt. Ich geb' Euch Euer Geld zurück und zwei Gulden Draufgeld.“

Und es trat zum Tische, legte blank des Erzbischofs Geld darauf und noch zwei Gulden mehr und sah dann dem Erzbischofe flehentlich in die Augen.

Der Engel im Herzen, welcher Mitleid heißt, pochte laut und flüsterte: „Gib's ihm doch!“ Aber der Erzbischof sprach: „Das kann ich nicht; denn mir hat's nichts eingebracht, wohl aber Futter gekostet; doch will ich dir einen Vorschlag machen, der dir anstehen wird. Wir zwei wollen einen Kontrakt schließen und mit einander Halbpart machen. Ich gebe dir das Tierchen umsonst; aber du teilst mit mir allen Gewinn ehrlich und treu und lieferst mir meinen Anteil jährlich am Sylvestertage ab. Ist dir das so recht, so schlag ein!“

Er hielt ihm nun die offene Hand hin, daß das Bübchen nach Landesgebrauch einschlage, so es ihm gefiele.

Das Bübchen sieht lange den Erzbischof an, weil es nicht weiß, ob das Ernst oder Spaß ist; als es aber sieht, daß der Erzbischof keinen Schnack mit ihm treiben will, schlägt's freudig ein, und der Vertrag war geschlossen. Drauf bat das Bübchen um das Murmeltier und wollte fröhlichen Herzens gehen; allein der Erzbischof, dem der Knabe über die Maßen wohlgefiel, hatte gesehen, daß das Hemd an dem Ellenbogen und sonst wo vorwitzig heraus sah, und ließ ihn nicht fort, vielmehr ließ er ihn gut pflegen und ihm ein neues, warmes Biberkleid machen. Als nun das Bübchen fort zog, dankte es viel tausendmal, und sein Herz schlug federleicht unter der warmen, neuen Jacke. Wir wollen nun, denk' ich, das Bübchen ziehen lassen in den kalten Wintertagen und nur noch erzählen, daß ein Jahr verging, und der Erzbischof nichts von ihm hörte. Als das Neujahr kam,

und die Leute dem Erzbischof die Neujahrssprüchlein sagten, da dachte er: Nun wird auch bald mein Geschäftsfreund, das Savoyardenbüblein, kommen, prost Neujahr! sagen und mit mir abrechnen; aber diesmal hatte der Erzbischof fehlgeschossen; denn mein Büblein kam nicht; wieder ein Jahr verging, und — mein Büblein blieb aus. — O weh, dachte der Erzbischof wehmütig, der ist auch auf den breiten Weg geraten, den viele gehen, und führt zum Abgrund! — denn es thut den großen Herren so weh, wenn sie sich in einem Menschenherzen irren, wie unser einem auch.

Es waren drei, vier, ja am Ende sechs Jahre vergangen, und der Erzbischof hatte reinweg die ganze Geschichte vergessen; da ließ sich einmal am Sylvestertage ein junger Mann melden, der dringend den Erzbischof zu sprechen wünschte.

Als ihn nun der Erzbischof vorließ, trat ein schmucker Bursche herein, gut gekleidet und recht reputierlich (anständig) und manierlich.

„Ihr entsinnt Euch wohl noch, gnädigster Herr," hob nach einer ehrfurchtsvollen Begrüßung der junge Bursche an, „daß Ihr einst einem Savoyarden ein Murmeltierchen auf Halbpart gabt? —"

„Ach ja; doch," sagte der Erzbischof, „der hat aber sein Wort schlecht gehalten. Wißt Ihr etwas von ihm?"

„O," sagte der junge Mensch, „urteilt nicht so hart über ihn! Dazumal, als er von Euch schied, ging er bei Koblenz über den Rhein, durchwanderte ganz Deutschland und ging dann bei Straßburg wieder über den Rhein zurück und wandte sich nach Paris. Er dachte immer an Euch und seine Schuld; aber es war so weit, und Sylvestertag ist im hohen Winter. Da meinte er denn, er könne wohl seine Schuld auf einmal und in einem Bündel abthun. — Als er nach Paris kam, starb ihm das Tierchen. Nun war guter Rat teuer und Holland in Not; aber der liebe Gott weiß überall ein Thürlein aufzuthun für den, der ihm vertraut. Er fand einen ehrlichen Kameraden, der sich auch etwas erspart hatte. Mit dem machte er Halbpart, und beide fingen einen Handel in Metz an. Der ging gut, und als der Kamerad heimging, übernahm der andere den ganzen Handel, und Gottes Segen wich nicht von ihm. Doch länger konnt' er's nicht mehr aushalten. Als er dies Jahr seine Bücher abschloß und die Bilanz zog, nahm er die Hälfte mit zweitausend Gulden und bringt's Euch hier mit tausendfachem Danke." Dabei

legte der junge Mensch ein paar tüchtige Rollen mit Brabäntern*) auf den Tisch.

Der Erzbischof fuhr wieder mit der Hand über die Augen und rief aus: „Wie? Ihr seid's am Ende selber? Habt Ihr denn so viel mit dem Tierlein gewonnen?"

„Das gerade nicht," erwiderte der Savoyarde; „aber das, was ich gewann, legte den Grund zu dem andern; daher gebührt Euch auch die Hälfte und überdies der Preis des Tierleins, und die fünf Prozent Zinsen mögt Ihr auch noch berechnen."

Jetzt aber traten deutlich zwei solcher Tautropfen in des Erzbischofs Augen, und er sagte: „Du grundehrliche Seele, hast du es denn nicht gemerkt, daß alles nur ein Spaß war mit dem Halbpart? Nein, nimm dein ehrlich Gut, und Gott, der Herr, segne dir's reichlich!"

Horn.

241. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark an Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Ärzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „Herr,
Wohl noch heut erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"

„Auf nach Speyer, auf nach Speyer!"
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner, bringt das Rofs,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd stehn die Diener all;
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

*) Ein Brabanter oder Brabänter = ein in Brabant geschlagener Thaler.

Und das Schlachtroſs wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Äste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen zweien.
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen,
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!“
Spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,

Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, dafs der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Justinus Kerner.

† 242. Ein Friedhofsbesuch.

Beim Totengräber pocht es an:
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!

Thu auf die Thür', und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein teures Grab!"

Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.

„Wie heißt der Teure, der Euch starb
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?"

„Die Mutter ist es, kennt Ihr nicht
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?"

„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt!
Hätt' nun und nimmer Euch erkannt.

Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich Euer Wort.

Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun Euer totes Mütterlein."

Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht und starrt zum teuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht!

Wie schlöß ein Raum so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein?"

Vogl.

243. Deutsche Treue.

Nach der Schlacht bei Ampfing wurde Friedrich der Schöne von Österreich als Gefangener auf das feste Schloß Trausnitz

gesetzt. Dort war der unglückliche Friedrich von aller Welt abgeschnitten; er hörte nichts von seinem treuen Weibe, das sich um ihn blind geweint hatte, nichts von seinem Bruder, der ihn gerne gerettet hätte. Er konnte sich nirgends bewegen als in dem engen, düsteren Schloßhofe, statt daß er sonst jeden Morgen auf seinem Roß in den Wald sprengte, um Hirsche und Rehe zu erlegen. Aber auch dem Kaiser Ludwig war es nicht gut gegangen; er hatte viele Unruhe und Gefahr im Kriege ausgestanden, und es waren noch immer viele Leute, welche den gefangenen Friedrich lieber zum Kaiser gehabt hätten als ihn. Da erinnerte sich Ludwig, daß Friedrich sein Jugendfreund und immer so treu und ehrlich gewesen war. Eines Abends setzte er sich auf sein Roß und ritt zu dem Schlosse, wo Friedrich gefangen saß.

„Alter Freund," sprach er, „willst du frei werden?" „Frei? so daß ich meine Gemahlin und meinen Bruder wieder sehen könnte?" antwortete Friedrich. „O, dafür thäte ich alles!" Nun eröffnete ihm Ludwig die Bedingungen, unter welchen er ihn freilassen wolle. „Wenn du mir versprichst und am Altare schwörest, daß du dich wieder in die Gefangenschaft stellen willst, wenn du das Versprechen nicht halten kannst, dann bist du frei!" Friedrich versprach es, und beide empfingen am Altare das heilige Abendmahl zum Zeugnis ihres Bundes. So ritten sie freundlich zusammen bis an die Grenze.

Als aber Friedrich nach Hause kam, fand er vieles anders, als er wünschte. Sein liebes Weib war blind; sein Bruder war mit seinem Bündnis gar nicht zufrieden und machte ihm Vorwürfe; es gab sogar Leute, welche behaupteten, ein solches Versprechen brauche man nicht zu halten. Da war Friedrich nicht im stande, die Bedingungen zu erfüllen, welche Ludwig gemacht hatte, und schon kam die Zeit, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wie er gelobt hatte. Er selbst erschrak, wenn er an das Gefängnis dachte, worin er drei Jahre geschmachtet hatte. Als der Tag der Rückkehr kam, da wollten alle die Seinigen in Thränen über sein trauriges Schicksal vergehen; aber Treue und Eid galten ihm mehr als alles andere. Er riß sich los und erschien vor Ludwig. Dieser war so gerührt durch die Redlichkeit seines Freundes, daß er rief: „Komm, Friedrich, wir wollen zusammen die Kaiserkrone tragen!" Von Stund an lebten sie wie Brüder beisammen, aßen an einem Tisch, schliefen in einem Bett, und wenn einer abwesend war, besorgte ihm der andere seine Geschäfte und behütete sein Land. Curtman.

†244. Kaiser Ludwig und der fromme Schweppermann.

Der deutsche Kaiser Ludwig hatte eine große, entscheidende Schlacht gewonnen. Er selbst hatte als tapferer Ritter mitgefochten und manchen blutigen Hieb geführt; aber die Anführung des Heeres hatte er klüglicherweise nicht selbst übernommen, sondern einem kriegserfahrenen, alten Ritter, namens Schweppermann, überlassen. Die vorsichtigen Anordnungen dieses Anführers waren es denn auch, wodurch die hartnäckige Schlacht zu Gunsten Ludwigs entschieden worden war. Als nun am Abend die Feinde gänzlich das Feld geräumt hatten, und man für die Verwundeten gesorgt und die Gefangenen untergebracht hatte, da begannen die siegreichen Ritter samt dem Kaiser zu fühlen, daß sie den ganzen Tag gekämpft, aber nichts gegessen und getrunken hatten. Aber da war guter Rat teuer. Alle umliegenden Dörfer waren längst geplündert, wo nicht gar abgebrannt, und die Diener des Kaisers liefen lange vergebens umher, bis endlich einer mit einem Korbe voll Eier zurückkam, welchen er seinem Herrn zu Füßen stellte. „Ist das alles?“ fragte Ludwig. — „Alles, Ew. Majestät, was wir auf weit und breit haben finden können.“ — „Nun,“ sagte lächelnd der Kaiser, „dann müssen wir gewissenhaft teilen, damit keiner von den braven Rittern hier ganz hungrig schlafen gehen muß. Ihr Herren,“ fuhr er fort, „tretet in den Kreis, damit jeder seinen Anteil empfange!“ Nun zählte er selbst die Eier und fand, daß nur eins mehr war, als Ritter umherstanden. „Gott segne uns das Wenige, was er uns beschert hat!“ rief er, indem er selbst ein Ei nahm, und zu seinem Diener sich wendend: „Jetzt teile Du aus! Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ Dem alten Krieger gingen die Augen über, als er sah, wie er von seinem Kaiser geehrt wurde. Zwar bat er mit noch vielen anderen Rittern, der Kaiser möge doch erst besser für sich sorgen, sie würden schon noch etwas finden; aber Ludwig beharrte bei seinem Ausspruche. „Ich habe nicht mehr gethan,“ sagte er, „als ein jeder brave Ritter; aber der Schweppermann hat mehr gethan als ein Dutzend von uns; ihm gebührt die Ehre!“

Noch jetzt, nach 500 Jahren, liest man des Kaisers Worte: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ auf dem Grabsteine des letzteren.

Curtman.

245. Seifried Schweppermann.

Es ritt ein wackrer Streiter
Zu Nürnberg aus dem Thor;
Doch ragte just der Reiter
Zu Roß nicht hoch empor.
Drob lachten sein die Recken:
„Vom Mann ist keine Spur,
Wo mag der Ritter stecken?
Man sieht den Helmbusch nur!“

Der ließ sich das nicht stören,
Ritt still und keck von dann,
Sollt seinen Namen hören,
Er hieß Herr Schweppermann.
Gen Mühldorf mußt' er reiten,
Da war 'ne heiße Schlacht,
Da thät er besser streiten
Denn alle, die gelacht.

Wie saß er stolz zu Pferde,
Thät nicht die Feinde scheun!
Ihr Herrn, ich fürcht', es werde
Euch euer Spott gereun. —
Seht seines Schwertes Schimmer
Hell leuchten durch die Schlacht —
Am besten lacht doch immer,
Wer just am letzten lacht!

Dem Bayer Ludwig ließen
Sie dort das blut'ge Feld.
Wie ward von ihm gepriesen
Herr Schweppermann, der Held!
„Sagt, wer wohl würd'ger streitet,“
Sprach er, „in diesem Krieg?
Er hat allein bereitet
Uns den ruhmvollsten Sieg.“

Doch nach dem heißen Trabe
Gab's auf der ganzen Flur
Schier weiter nichts zur Labe
Als wenig Eier nur.
Herr Ludwig sprach: „Bekommen
Soll männiglich ein Ei;
Doch meinem Held, dem frommen,
Gehören billig zwei!“

Thät Schweppermann sich heben
Im Sattel hocherfreut —
Der kleinste Ritter eben,
Der ward der größte heut!
Gen Nürnberg ritt er heiter,
Da ging ein froh Geschrei:
„Ein Ei gebt jedem Reiter,
Dem frommen Schweppermann
zwei!“ —

Theodor Ölkers.

† 246. Das Loch im Ärmel.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, namens Albrecht, erzählte einst Herr Marbel seinem Neffen. Wir beide waren überall und nirgends, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; aber es blieb beim Alten. Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte General, Albrecht Bischof werden.

„Aus euch beiden wird im Leben nichts!“ sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern und weißgepuderter Perücke, der

hinter unserer Bank stand und die kindlichen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschraken. Albrecht fragte: „Warum nicht?"

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euren Röcken an; aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euren Ärmeln dulden?" Dabei faßte er jeden von uns an die Ellenbogen und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. — Ich schämte mich, Albrecht auch. „Wenn's euch," sagte der alte Herr, „zu Haus niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt; jetzt ist's zu spät, und ihr kommt wie Bettelbuben. Wollt ihr General und Bischof werden, so fangt an beim Kleinsten. Erst das Loch im Ärmel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes!"

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellenbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend; denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wollte. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam; ich mochte an unzerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinlichkeit leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perücke hatte so unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock, mit einer Hand voll Kalk ein Haus; mit einem Glase Wasser löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus roten Pfennigen werden Thaler, aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es war sein Schaden. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe ihm an," sagte er, „er hält das Seine zu Rat; aus dem andern gibt's keinen Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Ärmel.

Ich merkte wohl, ich hatte in anderen Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen, noch manches Loch im Ärmel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bes-

sern alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten, noch im Bösen. Wer das nicht glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Ärmel, nämlich er war rechthaberisch, zänkisch, despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Ärmel geben und ich Zänker und gallsüchtig und unverträglich wie der Herr Prinzipal werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben; ich begnügte mich, recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Ärmeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich: du brauchst ja nicht den zwanzigsten Teil davon? — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel aufweisen? — Hilf anderen, wie dir Gott durch andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichtum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, gehe in deine Schule, lerne etwas Rechtes, denke an den Mann mit der schneeweißen Perücke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Ärmel; mach's nicht wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika totschießen.

H. Zschokke.

247. Meister Erwins Heerschau.

Zur mitternächtigen Stunde
Da regt sich's zu Strafsburg im Dom;
Es steigen die Bauherrn zur Zinne
Und schauen hinüber zum Strom.

Und unter ihnen der Meister
Ruft weit in das Land hinein:
»Wann kommen die Deutschen wieder,
Du alter Vater Rhein?

Wann hallt in den Gassen drunten
Der deutschen Rosse Huf?
Wann ragt in Deutschland wieder
Das Bauwerk, das ich schuf?«

Er rief es seit langen Jahren,
Er rief es in jeder Nacht;
Doch die Wellen zogen vorüber,
Sie hatten sein nicht acht.

Zur mitternächtigen Stunde
Ruft wieder der Meister einmal;
Er ruft es mit lauter Stimme
Hinauf und hinab durchs Thal.

Und horch, es regt sich und flüstert
Und bebt durch das weite Land
Herab von Helvetiens Bergen
Bis zum fernen Meeresstrand.

Und es drängt sich und wogt und wimmelt
In endlosem Zuge nach:
Die Deutschen kommen und sühnen
Viel hundertjährige Schmach!

Da tönt es wie freudiges Rufen
Heraus aus dem wogenden Strom,
Und über die Wälle und Zinnen
Erklingt es hinauf zum Dom:

»Sie kommen, alter Geselle!
Es werden die Deutschen wach;
Sie kommen aus allen Gauen,
Zu sühnen die alte Schmach!«

So klingt's, und es murmeln die Wellen
Und rauschen von Gau zu Gau;
Da bebt vom innersten Grunde
Der alte steinerne Bau.

Zur mitternächtigen Stunde
Am Turme der Meister steht,
Und mit den Gesellen allen
Ins Reich hinaus er späht.

Und sieh, da gleißt es und blitzt es
Und rasselt und trabt durch die Nacht;
Es zieht in langen Reihen
Herüber die deutsche Macht.

Sie ziehen in hellen Haufen,
Sie schreiten über den Rhein,
Sie wallen am Dome vorüber
Ins Land der Welschen hinein.

Lang steht entzückt der Meister
Und schaut und lauscht hinab,
Dann steigt er mit seinen Gesellen
Herunter in sein Grab;

Dann legt er sich ruhig nieder
Am alten deutschen Strom;
Denn deutsch ist wieder sein Boden,
Und deutsch ist wieder sein Dom.

Otto Hörth.

248. Die Turniere des Mittelalters.

Anfänglich bestanden die Heere der Deutschen, wie auch der meisten übrigen Völker Europas, größtenteils aus Fußgängern. Der Reiter waren nur wenige, aber alle schwer gerüstet. Sie trugen Helme und Panzer, ihre Waffen waren Lanzen und furchtbare Schwerter. Wegen des Aufwandes, den eine solche Rüstung erforderte, konnten nur die Reichen und Vornehmen zu Pferde dienen. Darum gab der Reiterdienst eine Art von Ansehen und Adel, und immer strenger suchten sich die Reiter von den unteren Ständen, welchen bald allein der Dienst zu Fuße überlassen blieb, abzusondern. Um einen solchen Vorzug zu behaupten und immer mehr hervorzuheben, war das ganze Leben des Adels im Mittelalter kriegerisch von Jugend auf. Körperliche Kraft und Gewandtheit ging ihm über alles; um höhere Ausbildung des Geistes kümmerte er sich wenig. Mancher Adelige konnte nicht einmal seinen Namen schreiben; dagegen lernte er früh ein wildes Roß tummeln und Lanze und Schwert mit Gewandtheit

führen. Der immerwährenden Übung wegen mußten die Adeligen wohl die ausgezeichnetsten Krieger werden. Denn zu einer Zeit, wo das Schießpulver noch nicht erfunden war, konnte nur körperliche Kraft und Gewandtheit in der Schlacht entscheiden. Und wie hätte sich hier der leichte Fußgänger mit dem geübten Reiter messen können, der, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt, jeder feindlichen Waffe Trotz bieten konnte? So machten in den damaligen Zeiten die Adeligen die vornehmsten Krieger aus; nach ihrer Anzahl wurde hauptsächlich die Stärke des Heeres bestimmt. Von ihrem Reiterdienste bekamen sie den Namen Ritter.

Das Hauptvergnügen der Ritter — ihrer Bestimmung im Kriege ganz entsprechend — waren die Turniere. Hierunter verstand man festliche Kampfspiele, welche den Rittern eine erwünschte Gelegenheit gaben, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und so Ruhm und Beifall von einer schaulustigen Menge einzuernten. Die Turniere wurden besonders bei feierlichen Veranlassungen, wie bei der Krönung eines Königs, bei der Geburt oder Vermählung eines Prinzen, abgehalten. Könige, Fürsten, Grafen und Städte suchten sich dabei an Pracht und Aufwand zu übertreffen. Schon eine geraume Zeit vorher wurden die Spiele durch einen Herold angesagt. Jeder Ritter, welcher Anteil nehmen wollte, mußte sich alsdann bei den Turniervögten einschreiben lassen. Keiner wurde zugelassen, der nicht von Adel war, oder der sich ein entehrendes Verbrechen hatte zu schulden kommen lassen. Daher wurden mehrere Tage vorher die Wappen und Helme derer, welche turnieren wollten, zur Schau gestellt. Ritter und Damen unternahmen die Prüfung. Auch die Rosse, Streitkolben, Schwerter und Rüstungen wurden zuvor in Augenschein genommen und untersucht.

In Deutschland wurden die Turniere gewöhnlich auf dem Markt oder auf einem anderen freien Platz in der Stadt gehalten, in Frankreich aber meistens vor den Thoren auf freiem Felde. Der Platz dazu war mit doppelten Schranken umgeben. Ringsumher erhoben sich die Sitze für die Fürsten, die Edelfrauen und andere angesehene Personen.

An dem festgesetzten Tage füllten sich früh alle Plätze mit Zuschauern, die in Pracht und Aufwand wetteiferten. Die alten Geschichtsschreiber erzählen recht ergötzlich von „dem heftig schönen Schmucke“ der Frauen, von den herrlichen Schaubühnen und Zelten und dem großen Pomp der Aufzüge. Das Schmettern

der Trompeten und das Wirbeln der Pauken verkündete die Ankunft der Ritter. Auf schnaubenden Rossen, in strahlender Silberrüstung, mit wehenden Helmbüschen ritten sie in stattlichem Zuge stolz in die Schranken. Hier hielten sie. Nun war alles voll Erwartung, alles voll Ungeduld. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen an und rief mit lauter Stimme diejenigen bei Namen auf, welche sich zuerst gegen einander versuchen sollten. Zuweilen erschien auch wohl ein Ritter mit geschlossenem Visier, der unerkannt bleiben wollte bis zu Ende des Festes. Ein solcher wurde aufgerufen nach seinem Wappenschilde, z. B. Löwenritter, Drachenritter. Doch mußte er zuvor unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Kampfrichtern seinen Namen angegeben haben, damit kein unritterlicher Mann sich zudränge. Trompeten gaben das Zeichen zum Angriffe. Und auf ihren Schall spornten die beiden Gegner ihre Rosse und sprengten mit eingelegter Lanze in vollem Galopp gegen einander los. Wer gut traf und selbst fest im Bügel saß, warf entweder durch den gewaltigen Stoß seiner Lanze den Gegner aus dem Sattel, oder er zersplitterte seine Lanze an dem stählernen Brustharnisch. Beides galt als Sieg. Blieb die Lanze des Gegners unversehrt, so war das ein Zeichen, daß er gar nicht oder doch nur schlecht getroffen hatte. Oft auch vertauschte der Ritter seine gebrochene Lanze mit einer anderen; mancher brach sogar fünfzig Lanzen an einem Tage. Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, vierte, und so ging es weiter, meist drei Tage, oft aber auch einige Wochen lang. Bisweilen traten die Ritter auch scharenweise gegen einander auf.

Den Beschluß der Ritterspiele machte die Verteilung des Dankes d. h. des Preises. Dieser wurde nach dem Ausspruche der Kampfrichter demjenigen Ritter erteilt, der sich am meisten ausgezeichnet hatte. Er galt ebenso viel als ein Sieg auf dem Schlachtfelde. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers laut ausgerufen. Dann nahte sich dieser ehrerbietig den Damen, welche den Dank verteilten, und empfing knieend aus schöner Hand irgend ein teures Kleinod, einen Helm oder ein Schwert oder eine goldene Kette oder einen Ring u. dgl. Die Pauken und Trompeten erklangen hierauf aufs neue. Dann ward der Sieger feierlich, unter gewaltigem Zulaufe der schaulustigen Menge, ins Schloß geführt. Hier empfing ihn ein schöner Kreis von Edelfrauen, welche ihm die schwere Rüstung abnahmen und ihm prachtvolle Feierkleider darreichten. Am Abend folgte ein kostbarer Schmaus und ein großer

Ball. An der Tafel bekam der Sieger den Ehrenplatz und wurde zuerst bedient; auch eröffnete er abends den Ball.

Außer dem Lanzenstechen gab es noch viele andere Spiele, nicht allein zu Pferde, sondern auch zu Fuß. Die Turniere wurden überhaupt mit der Zeit immer glänzender. Eines der prachtvollsten gab der Markgraf von Meißen, Heinrich der Erlauchte, zu Nordhausen. Dort hatte er in der Mitte eines großen Platzes, auf welchem das Turnier gehalten wurde, und der einen Lustgarten vorstellte, einen ansehnlichen Baum von Silber mit goldenen und silbernen Blättern errichten lassen. Jeder Ritter, der seinen Gegner aus dem Sattel hob und zur Erde niederstreckte, erhielt als Dank aus schöner Hand ein goldenes Blatt. Hatte an ihm der Gegner vergeblich seine Lanze zersplittert, und er war selbst fest im Sattel geblieben, so wurde ihm ein silbernes Blatt zu teil. Acht Tage lang dauerte dieses Turnier abwechselnd mit Tänzen und Gastmahlen.

Die Turniere waren ein männliches und edles, aber auch ein sehr gefährliches Vergnügen. Oft fiel bei denselben großes Unglück vor. Mancher Ritter stürzte in seiner schweren Rüstung und zerbrach Arm und Bein. Mancher wurde von seinem Gegner tödlich verwundet oder gar auf der Stelle getötet. So hatte noch im Jahre 1559 der König von Frankreich, Heinrich II., das Unglück, einen Lanzenstich durch das rechte Auge in den Kopf zu erhalten, und starb an der Wunde. Oft sogar brauchten Ritter die Turniere als Gelegenheit, frühere Beleidigungen zu rächen, und dann glichen die Turnierplätze zuweilen kleinen Schlachtfeldern. Im Jahre 1240 wurden auf einem Turnier zu Neuß gegen sechzig Ritter und Knappen erschlagen, oder von dem entsetzlichen Staube erstickt. Das Turnier zu Darmstadt im Jahre 1403 ward zur blutigsten Fehde zwischen fränkischen und hessischen Rittern. Solcher Vorfälle wegen eiferte die Geistlichkeit sehr gegen diese Spiele und versagte nicht selten denjenigen, die in Turnieren gefallen waren, ein christliches Begräbnis.

Weltner.

† 249. Wenn die Not am gröẞten, ist Gott am nächsten.

Im Winter des Jahres 1841 war es grimmig kalt, und wenn jemand auf der Straße ging, so knarrte der Schnee, wie wenn man Glasscherben zertritt. In den Hütten der Armen wollten am hellen Mittag die Fensterscheiben nicht auftauen. —

Unweit der holländischen Grenze liegt die alte belgische Stadt Antwerpen. In dieser Stadt gibt es schöne, prächtige Straßen mit palastähnlichen Gebäuden, aber auch enge Gassen mit finsteren Häusern, aus denen die Armut herausschaut. In einer dieser Gassen war ein Haus und in dem Hause eine Kammer, und in der Kammer wohnte eine unglückliche Familie.

Mitten in der Kammer lag in einem dünnen Bettlein ein krankes Kind, das aussah, als werde es bald in ein Bettlein getragen werden, da man nie mehr hungert und friert. Bei dem Kinde aber saß eine dürftig gekleidete Frau, deren Augen gerötet waren von den bittern Thränen, die sie geweint hatte.

„Mutter, Mutter," rief eine Stimme vom Ofen her, in dem das letzte Fünkchen längst verglommen war, „ich habe Hunger." Es war ein Büblein zwischen fünf und sechs Jahren, das also gerufen hatte. Wer ihm keine Antwort gab, das war die Mutter, und sie wußte warum. Nach einer Weile rief der Kleine abermal: „O, gib mir doch nur ein klein wenig zu essen; ich kann's nicht mehr aushalten. Sei doch so gut!"

Jetzt schaute die arme Frau mit einem Blicke, den man da finden kann, wo einem wider Verhoffen das Todesurteil verkündet wird, und sagte: „Johann, sei doch um Gottes willen still! Ich sterbe ja selber vor Hunger."

Als aber bald darauf das Knäblein mit kläglicher Stimme seine Bitte wiederholte, da brach der Frau schier das Herz. Sie griff unter das Bett, langte ein Kreuzerbrötchen hervor und gab es dem Knaben mit den Worten: „Da hast du es. Ich hatte es aufgehoben, um deinem Schwesterlein ein Süpplein davon zu kochen; aber der arme Wurm wird's nicht mehr nötig haben."

Hastig griff der Knabe nach dem Brötchen; aber als er es halb gegessen hatte, brachte er die andere Hälfte der Mutter und sprach: „Das habe ich für das Schwesterlein aufgespart."

Eine halbe Stunde später kam der Vater nach Hause, schaute die Frau mit tiefer Betrübnis an und sagte: „Theres, wir sind recht unglücklich. Den ganzen Morgen stehe ich mit meinem Schiebkarren an der Eisenbahn und habe keinen Kreuzer verdient. Ich weiß mir nun nicht mehr zu raten und zu helfen."

„Vater, Vater," rief der Knabe, „ich habe Hunger; bekomme ich jetzt ein Butterbrot?"

Diese Worte gingen dem Manne durchs Herz, und als er auf das kleine Kind im Bettlein sah, das in den Tod hinüber siechte, da wollte seine Seele vergehen im unendlichen Jammer.

Das Auge bald auf die gramgebeugte Frau, bald auf das kranke Kind gerichtet, stand er eine Zeitlang sinnend da; endlich sprach er: „Es muß sein; ich will bei der heutigen Versteigerung unsern Schiebkarren, das letzte, was wir haben, verkaufen lassen."

An jedem Freitag wird nämlich in Antwerpen eine Versteigerung gehalten, zu der jeder bringen kann, was er will. Also brachte der Mann dem Ausrufer seinen Schiebkarren und wartete traurig, bis an denselben die Reihe zur Versteigerung kam. Aber indem er dastand und einem seiner Bekannten seine Not klagte, waren unvermerkt zwei ehrbare Frauen zu den beiden Männern getreten und hatten ihr Gespräch mit angehört. Und als der Schiebkarren zum Verstriche kam, und der Ausrufer seine Stimme erhob: „Zwei Franken zum zweiten! gibt niemand mehr?" da rief die eine der Frauen: Sechs Franken! und die andere: Zwölf Franken! und so ging es fort, bis sie dachten, es wäre genug. Als aber der Ausrufer verkündet hatte: 27 Franken zum ersten, zum zweiten, zum dritten! da zahlten sie das Geld, kümmerten sich auch nicht um das Gelächter der Umstehenden, sondern sprachen zu dem Manne: „Fahrt uns nun auch unsern Schiebkarren heim und ladet unterwegs noch auf dies und das, was wir einzukaufen gedenken. Auf ein gutes Trinkgeld kommt es uns nicht an." Und als sie reichlich eingekauft hatten, was man in einem Hause braucht, darin lange Zeit Schmalhans Küchenmeister gewesen ist, da sprachen sie zu dem Manne: „Fahret nun immerhin euren Schiebkarren nach Hause, und was auf demselben liegt, das bringt eurer armen Frau und euren Kindern! Solltet ihr aber je wieder in Not geraten, so wisset, daß wir da und da wohnen, und daß es einen Gott im Himmel gibt, von dem ein Sprüchlein sagt:

Hilfe, die er aufgeschoben,
Hat er drum nicht aufgehoben.
Hilft er nicht zu jeder Frist,
Hilft er doch, wenn's nötig ist."

†250. Feigheit eines Tigers.

Der Tiger ist eines der gefährlichsten Raubtiere; denn sein Blutdurst ist unersättlich. Aber so sehr man auch Ursache hat, ihn zu fürchten, so fehlt es doch nicht an Beispielen von seiner Feigheit. Einst hatte sich in Ostindien eine Gesellschaft an dem Ufer eines Flusses unter dem Schatten eines Baumes niedergelassen, um von einer kleinen Wanderung auszuruhen. Alles

scherzte und war fröhlich, als plötzlich aus dem nahen Dickicht ein Tiger hervortrat und sich zum Sprunge auf die Gesellschaft anschickte. Alles drängte sich ängstlich hinter den Baum; niemand wagte zu fliehen und noch weniger, auf das furchtbare Tier loszugehen. Da plötzlich, in demselben Augenblick, als der Tiger auf die versammelten Menschen lossprang, spannte eine Dame unwillkürlich ihren Sonnenschirm auf und hielt ihn dem Raubtier entgegen. Der Tiger, erschreckt, kehrte sogleich um und verschwand zwischen den dichten Stauden des nahen Schilfes, dessen Bewegung noch weithin die Schnelligkeit seiner Flucht bemerken ließ. So vermag oft der unbedeutendste Gegenstand, welcher einem Raubtiere eine neue Erscheinung ist, dasselbe in die Flucht zu jagen; und Ruhe und Geistesgegenwart sind nicht selten die sichersten Mittel, um in solchem Falle ein Menschenleben zu retten.

Aus Rudolph.

† 251. Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg hinab,
Wollt' rasten nicht in Vaters Haus.
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.
Begegnet' ihm manch Ritter wert
Mit festem Schild und breitem Schwert;
Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.
Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.
Da sah er Eisen und Stahl genug;
Ein lustig Feuer Flammen schlug.
»O, Meister, liebster Meister mein,
Laſs du mich deinen Gesellen sein,
Und lehr du mich mit Fleiſs und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!«
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt',
Er schlug den Amboſs in den Grund;
Er schlug, daſs weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.
Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert, so breit, so lang;
»Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter wert,
Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld!«

Uhland.

†252. Das Riesenspielzeug.

Burg Nideck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer;
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig, zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei, artig Spielding!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus!"
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt.

Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind.
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding, wunderschön!
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden, laß sehen, was es sei!"

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn?

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;

Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"
Burg Nideck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Chamisso.

253. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Die segensreichste Erfindung ist die der Buchdruckerkunst durch den Mainzer Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch zu Guttenberg, gewöhnlich kurz Johann Guttenberg genannt. — Das älteste Schreibmaterial waren die Blätter der Papirusstaude in Ägypten, dann wurden Felle gegerbt und zum Schreiben zugerichtet; ein weiterer Fortschritt war das Pergament, bis man noch später das Baumwollen- und zuletzt das Leinen- oder Lumpenpapier erfand. In alten Zeiten wurden Urkunden und Bücher geschrieben, wobei man besonders die Anfangsbuchstaben schön auszumalen und durch Bildchen, mit Gold ausgelegt, zu verzieren pflegte. Diese Art, die Bücher zu vervielfältigen, war sehr mühsam und zeitraubend, und die Bücher selbst waren unerschwinglich teuer. Man hatte bereits die Erfindung gemacht, Heiligenbilder und Spielkarten in Holz auszuschneiden und abzudrucken, und wandte sie nun auf einzelne Stellen und Kapitel der Bibel an. Dies gelang; aber für jede Seite und jedes Buch mußten neue Tafeln geschnitten werden, und so war es denn ein glücklicher Gedanke Guttenbergs, die einzelnen Schriftzeichen in buchenen Stäbchen — daher der Name Buchstaben — auszuschneiden und mit Fäden zu Zeilen zu verbinden und abzudrucken; denn diese Stäbchen konnten nach dem Gebrauche wieder auseinander genommen und zu neuem Drucke benutzt werden. Aber die hölzernen Lettern zersprangen leicht, und Guttenberg wählte bleierne. Im Jahre 1438 wurde die Presse erfunden; aber noch kam kein vollständiges Buch zu stande.

Guttenberg lebte damals zu Straßburg, wohin er sich wegen innerer Zerwürfnisse in Mainz schon 1424 begeben hatte, und wo er bis 1443 blieb. Daher macht auch Straßburg auf die Ehre Anspruch, Mutterstadt der Buchdruckerkunst zu sein. Nach Mainz zurückgekehrt, verband er sich mit Johann Faust, einem reichen Goldschmiede, und Peter Schöffer, einem Geistlichen zu Gernsheim, welch letzterer das sogenannte Letterngut und die Druckerschwärze aus Kienruß und Leinöl erfand. Das erste

gedruckte Werk war eine lateinische Übersetzung der Psalmen, die 1457 vollendet wurde.

Aber Guttenberg hatte bereits sein ganzes Vermögen der neuen Erfindung zum Opfer gebracht und schuldete an Faust eine beträchtliche Summe. Da er nicht zahlen konnte, nahm Faust seine Druckerei in Beschlag und nötigte dadurch Guttenberg, wieder nach Straßburg zu gehen, von wo er jedoch nochmals nach Mainz zurückkehrte und mit geliehenem Gelde eine neue Werkstatt gründete. Das nächste Buch, das Faust und Schöffer druckten, war eine lateinische Bibel, die, schon ungleich billiger als eine geschriebene, zuletzt für 30 Gulden verkauft ward.

Als im Jahre 1462 Mainz durch den Kurfürsten Adolf von Nassau in Brand gesteckt ward, verbrannte auch Fausts Werkstätte, und diejenige Guttenbergs geriet ins Stocken. Damals verließen viele Buchdruckergehilfen, die man, um das Geheimnis zu bewahren, bis dahin ängstlich bewacht hatte, Mainz und legten in Augsburg, Nürnberg, in der Schweiz und in Italien Druckereien an. Faust und Schöffer eröffneten ihre Werkstatt bald wieder. Guttenberg wurde nach dem Verkaufe der seinigen unter die Hofleute des Erzbischofs von Mainz aufgenommen und lebte, wenn auch arm, doch sorgenfrei bis an sein Ende, 1468. Im Jahre 1837 hat die Stadt Mainz dem Erfinder der Buchdruckerkunst ein Denkmal gesetzt.

Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde die Verbreitung der Bücher, denen die weitere Erfindung des Einbindens eine bequem zu handhabende Form gab, ungemein befördert und wissenschaftliches Streben und geistige Bildung zu einer bisher ungeahnten Höhe erhoben.

Andrä.

† 254. Die Schildkröte.

Die Schildkröten sind höchst merkwürdige und unter den Amphibien wohl die nützlichsten Tiere; denn sie werden nicht nur jung, wenn ihre Schalen noch weich sind, von Tieren aller Art gefressen, sondern auch von Menschen ihres guten Fleisches und ihrer zahlreichen Eier wegen überall aufgesucht und verzehrt. Es gibt sehr viele Gattungen, welche gröfstenteils in wärmeren Ländern leben und sich teils im Meere, teils in Sümpfen, Flüssen oder auf dem festen Lande aufhalten. Ihre Nahrung ist nach dem Aufenthalt verschieden und besteht bei den Land- und Meerschildkröten in Kräu-

tern und Früchten, bei den andern, welche im süfsen Wasser leben, in Fischen, Insekten und Schaltieren. In Europa haben wir wenig über ein halbes Dutzend Arten dieser Tiere. Ihre Gröfse ist sehr verschieden. Manche werden nicht über 15 cm lang, andere aber sehr grofs, so dafs sie ein Gewicht von etlichen Zentnern erreichen. Sie wachsen langsam, erreichen ein sehr hohes Alter und haben ein so zähes Leben, dafs sie sich noch wochenlang bewegen, wenn man ihnen das Gehirn herausnimmt, und ein Jahr und länger ohne Nahrung zubringen können. Übrigens sind die Schildkröten in ihren Bewegungen sehr langsam und unbehilflich; auch zeigen sie einen geringen Grad geistiger Fähigkeiten.

Ihre zahlreichen Eier, welche von einer Kalkhaut umgeben sind, werden in den Sand gelegt, wo der Sonne das Ausbrüten überlassen bleibt. Sobald bei den Wasserschildkröten die Jungen ausgekrochen sind, begeben sie sich sogleich nach ihrem Elemente und lassen sich durchaus nicht aufhalten, wenn man ihnen eine andere Richtung vorschreiben will. Die Sinnesorgane dieser Tiere treten äufserlich nicht stark hervor. Ihr Gefühl ist schlecht, weil es weder durch eine weiche Schnauze, noch durch die flossenartigen, mit Klauen besetzten Füfse vermittelt wird. Die fleischige Zunge ist angeheftet. Naslöcher und Augen sind klein, ebenso die Ohren, welche meist unter Schuppen verborgen stecken. Ihr Kopf ist mit Schuppen bedeckt, und die zahnlosen Kiefer sind hornig. Das Merkwürdigste in ihrem Bau aber ist der hornige Panzer, welcher den ganzen Leib bedeckt, und in welchen sich Kopf und Füfse zurückziehen können; der Schwanz wird blofs angelegt. Dieser Panzer besteht aus einem Rücken- und einem Bauchschilde, welche mit einander zusammenhängen. Diese Schalen bilden aber nicht, wie man glauben möchte, einen abgesonderten Teil, in welchen der Leib blofs eingeschoben ist, wie bei Schnecken oder Muscheln; sondern die Rückenschale ist nichts anderes als die sonderbar gebildeten Rippen, sowie der Bauchschild nur das veränderte Bruststück ausmacht.

Berge.

255. Die Posaune des Gerichts.

Gar wunderbar und seltsam werden oft die Verhältnisse des Menschenlebens verknüpft. Das sind Knoten und Maschen, die keine Menschenhand, und sei sie noch so kunstgeübt, knüpfen

kann; das sind Verwickelungen, die der schärfste Verstand nicht lösen kann. Freilich geht alles natürlich dabei her, und das eben ist das Wunder, daß alles gewöhnlich ist und doch Außerordentliches daraus hervorgeht. Wie zeigt sich das wieder an dieser Geschichte!

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht, zur Zeit des Vollmonds, eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes, die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesange, als der Knieende den Dahingestreckten aussuchte und alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn hinabtragen an den Strom, der fernher rauschte, um ihn dort zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der toten Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzergreifenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: „Denkst du daran!“ Der Widerhall in Thal und Feld gab es zurück, und es war, als ob die Berge und Bäume sängen: „Denkst du daran!“ Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. — Endlich, am Strome blieb er stehen und lauschte hin; alles war still, und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab; der Schweiß rann ihm von der Stirne; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel flog flatternd auf, wenn er so durchs Dickicht drang; aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu finden, um sich die Gegend genau zu vergegenwärtigen; aber kaum war er drei Schritte gegangen, war er in der Irre; alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an: die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder; vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon. — —

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkung sie lag. An der rechten Schläfe trug der

entseelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an dessen Fuß die Landstraße, in Felsen gehauen, vorüberzieht, sollte nun andern Tages der tote Fremde begraben werden. Unzählig viele Menschen folgten dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen; jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Teilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach: „Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegen schlug. Möge der, der alles kennt und alles heilt, Ruhe und Friede in die Seelen der Deinigen senden. Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand; niemand weiß, woher du kamst, wohin du gingst; aber er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinansteigen lassen, die unser Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor ihm, der über allen Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen. Erhebet mit mir eure Hände," fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und alle hoben die Hände empor; dann sprach er wieder: „Wir heben unsere Hände empor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir: Wir sind rein von dieser That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst, das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehr um, so lange es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel; denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts . . . ."

Da plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran!" Alles schwieg und hielt den Atem an. Aus der Mitte der Versammelten stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!"

Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumütig seine That: wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe; wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe; wie die Töne des Posthorns ihn verwirrt; wie er seine Hand brennend gefühlt habe, da er sie

zum Himmel erhob, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständnis abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinan bewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.

Auerbach.

256. Die Femgerichte.

Außerordentliche Zeiten, wie jene, wo alles gegen einander kämpfte, der Kaiser gegen den Papst, die Fürsten gegen den Kaiser, die Ritter gegen den Bürger, und wiederum Glieder eines Standes sich befehdeten — solche Zeiten machten auch außerordentliche Mittel nötig, um das Recht und die Gerechtigkeit zu schützen. Im Mittelalter bestanden durch ganz Deutschland furchtbare heimliche Gerichte, die grobe Verbrecher aller Art vor ihren Richterstuhl zogen und, wenn sie sich nicht genügend rechtfertigen konnten, mit dem Tode bestraften. Es war gefährlich, sich vor ihnen zu stellen, und noch gefährlicher, sich auf ihre Vorladung nicht einzufinden. Ihren ersten und vornehmsten Sitz hatten jene Gerichte in Westfalen, darum hießen sie auch die westfälischen Freigerichte; den Namen „Femgerichte“ hatten sie aber von dem altdeutschen „verfemen,“ das so viel heißt als: verbannen, verfluchen.

Das Femgericht bestand aus einem Freigrafen und einer Anzahl Freischöppen oder Beisitzer, die man auch „Wissende“ nannte, weil sie um die Geheimnisse der heiligen Feme wußten. Solcher Beisitzer mußten mindestens 14 sein; gewöhnlich aber betrug ihre Zahl das Doppelte. Man rechnet, daß in ganz Deutschland über 100 000 Wissende waren; ihrer Wachsamkeit und Beobachtung konnte sich niemand entziehen. Jeder Freigraf und Freischöppe mußte im Westfälischen „auf roter Erde“ belehrt und beeidigt worden sein. Der Eid, den man ihnen abnahm zur Sicherung ihrer Verschwiegenheit, war furchtbar. Er begann: „Ich schwöre, die heilige Fem halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist.“ Ein Schöppe, der das Geheimnis verriet, wurde ergriffen, und dann mußten ihm vorn die Hände zusammengebunden und ein Tuch vor die Augen gehängt werden;

hierauf sollte man ihn auf einen Bock werfen, ihm einen dreisträngigen Strick um den Hals winden und ihn sieben Fuß höher hängen als einen verfemten Missethäter oder Dieb. Sämtliche Freistühle waren von der Gerichtsbarkeit und Aufsicht der einzelnen Landesherren frei; sie erkannten nur den Kaiser als ihr Oberhaupt, machten ihn gleich nach seiner Krönung zu ihrem Mitwissenden und richteten unter kaiserlichem Ansehen. Von Westfalen hatten sie sich über ganz Deutschland verbreitet. Freigrafen und Freischöppen erkannten sich an gewissen Zeichen.

Hatte jemand einen Raub oder Mord begangen, war er der Zauberei oder Ketzerei verdächtig, so hatte er Ursache genug, vor dem furchtbaren Richterstuhl der Wissenden zu zittern, selbst dann, wenn er vor seinem ordentlichen Richter der Strafe schon entgangen war. Er wurde von einem der Freischöppen dem heimlichen Gerichte angezeigt, der zugleich mit einem Eide beschwor, daß das Verbrechen wirklich begangen sei. Die Vorladung geschah aber nicht öffentlich, sondern wurde des Nachts vor dem Thore oder der Hausthür des Beklagten angeschlagen. Dieser mußte sich dann zur bestimmten Zeit an dem bestimmten Orte einfinden; es wartete seiner schon ein Abgeordneter der heiligen Feme, der ihn mit verbundenen Augen an den geheimen Ort führte, wo die Richter versammelt waren. Gemeiniglich hielten sie ihre Sitzungen des Nachts in einem dichten Walde, oder in einer Höhle, oder in einem unterirdischen Gewölbe. Hier saßen sie vermummt bei schwachem Lichte in schauerlichem Halbdunkel, und tiefe Stille herrschte ringsumher. Der Freigraf allein erhob seine Stimme, hielt dem Vorgeladenen das Verbrechen vor, dessen er angeklagt war, und forderte ihn auf, sich zu verteidigen. Konnte er sich mit Grund verantworten, so wurde er freigesprochen und ebenso geheimnisvoll, als er gekommen war, wieder zurückgeführt. Wurde er aber seiner Schuld überwiesen, so ward er zum Tode verurteilt. Noch in derselben Stunde, sobald er sein Gebet gesprochen und seine Seele Gott empfohlen hatte, stieß man ihn mit einem Dolche nieder oder knüpfte ihn auf an einem Baume. Gewöhnlich verrichtete der jüngste Schöppe das Henkeramt; ein Dolch, in den Baum gestoßen, sagte, daß die heilige Feme gerichtet habe; sonst aber erfuhr niemand, wer der Henker gewesen sei.

Stellte sich der Angeklagte nicht auf das erste Mal, so wurde die Vorladung noch zweimal wiederholt. Blieb er auch das dritte Mal aus, so folgte die Verurteilung, und einige der Freischöppen erhielten den Auftrag, das Strafgericht zu voll-

ziehen. Von nun an wurde er von unsichtbaren Händen verfolgt bis an seinen Tod.

Die Sitzungen der Feme wurden aber nicht immer heimlich, sie wurden auch öffentlich gehalten; doch immer erschienen die Wissenden vermummt. Um Mitternacht versammelten sie sich auf dem Kirchhofe des Ortes, wo sie gesonnen waren, Gericht zu halten. Mit Anbruch des Tages verkündete dann das Geläute aller Glocken den erschrockenen Einwohnern die Ankunft ihrer furchtbaren Gäste. Alles, groß und klein, mußte sich hinaus ins freie Feld begeben und sich in einem großen Kreise niederlassen. Der Freigraf saß mit seinen Schöppen in der Mitte, und vor ihm lagen neue Stricke und ein Dolch.

Befand sich nun einer im Kreise, der im Ruf eines Mordes oder Diebstahls oder sonst eines Verbrechens stand, so trat ein Schöppe zu ihm und sagte ihm ins Ohr: „Freund, es ist anderswo ebenso gut Brot essen wie hier.“ Das hieß: Hast du kein gutes Gewissen, so stehe auf und gehe, so lange es noch Zeit ist. Der Mensch konnte nun, wenn er sich schuldig fühlte, ungehindert in die weite Welt gehen; aber sein Vermögen mußte zurückbleiben. Berührte der Schöppe einen zum dritten Male mit seinem Stabe, so war dies ein Zeichen, daß er des Verbrechens nicht allein verdächtig, sondern auch überwiesen sei. Er wurde dann gebunden und ohne weitere Umstände an den nächsten Baum geknüpft.

So empfing mancher Bösewicht, der durch Bestechung oder mächtige Freunde den Händen der Gerechtigkeit entgangen war, durch das unbestechliche heimliche Gericht doch den verdienten Lohn. Man kann sich aber denken, wie viele schuldlose Menschen auch aus Rache, Bosheit und Gewinnsucht von ihren Feinden fälschlich angeklagt und ein Opfer ihrer Tücke wurden. Manche Unglückliche wurden kurzweg zum Tode verurteilt, und erst, nachdem sie aufgeknüpft waren, nahm man sich die Mühe, zu untersuchen, ob sie es verdient hatten. In dem Maße, als sich in diese Inquisition (peinliche Untersuchung) der Gerechtigkeit Mißbräuche und Leidenschaften mischten, verloren die Femgerichte ihre Achtung und ward der Wunsch nach ihrer Aufhebung rege. Als die Landesfürsten mit den Städten sich zu besserer Gerechtigkeitspflege vereinigten, wurden die Freistühle ohnehin unnütz. Dennoch erhielten sich die Femgerichte bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Das letzte soll zu Celle im Hannöverischen im Jahre 1568 gehalten worden sein. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert waren sie am furchtbarsten.

Grube.

† 257. Das Fichtelgebirge.

Das Fichtelgebirge hat seinen Namen von den Fichtenwäldern, die seine Gipfel bedecken. In seiner Mitte erheben sich als höchste Spitzen der Schneeberg (1062 Meter hoch) und der Ochsenkopf (1027 Meter hoch), die nur durch das Mainthal von einander geschieden werden. Im Nordwesten stöfst es an den Thüringer-Wald, von diesem nur durch das Thal der Rodach geschieden; gegen Nordosten hängt es mit dem Erzgebirge zusammen; gegen Osten verlaufen sich bis zu seinen Vorbergen heran einzelne Züge des Böhmer-Waldes. Seine Bergketten bestehen aus verschiedenen Steinarten. Zwar zählt man im Umkreise des Gebirges gegen 30 Mineralquellen; allein nur wenige davon haben einen Ruf gewonnen. Über dem Gebirge wölbt sich ein rauher Himmel, und früh schon fällt der Schnee und bedeckt Berge und Thäler mit gewaltigen Massen 7 Monate hindurch. Doch, wenn einmal alles tüchtig verschneit ist, werden die glatten Schlittenbahnen zu sicheren Landstrafsen, auf welchen sich der Verkehr lebhaft und munter an den Bergen hinbewegt. Da blitzen durch das schwärzliche Grün des Fichtenwaldes die eisigen Klippen, und im Rieseln des Schnees ziehen Regenbogen ihre sieben Farben am Himmel hin. Aber durch die reizende Winterlandschaft toben häufig von Norden und Osten her unerträgliche Stürme, und in ihrem Geleite herrscht monatelang ein tödlicher Frost. Die sonnigsten Tage des Frühlings leiden nicht selten an solchen Stürmen; selbst im Sommer durchwehen sie zuweilen die Thäler und werden den zarten Pflanzen verderblich. Im Jahre 1809 mufsten Bauern von Bischofsgrün die Heuernte mit Handschuhen verrichten. Wahrhaft schöne Tage hat man meist nur den August und September hindurch; und alsdann wird die Hitze ebenso übermäfsig, als es vorher die Kälte war. Trotzdem ist die Luft gesund und den Bewohnern zuträglich. Im Fichtelgebirge erreichen die Menschen nicht selten ein Alter von 70 bis 80 Jahren. Dabei sind die Bewohner kräftig bis zur Rauheit, doch stets bereit zur freundlichen Hilfleistung, tapfer, in voller Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland. Wo es nur irgend möglich ist, haben die fleifsigen Bewohner fruchttragenden Boden geschaffen. Und für die unsägliche Mühe gibt die Ernte nur geringen Lohn; denn das Getreide trägt magere Ähren; nur

die Kartoffeln sind so ergiebig, wie schmackhaft, und der Flachs gerät so wohl, dafs er weit und breit mit grofsem Nutzen verkauft wird. An Obst und Gemüse dagegen baut man wenig; auch die ehemals verbreitete Bienenzucht ist fast auf nichts herabgekommen. Der wahre Reichtum des Landes sind der Bergbau, die Viehzucht und die Forsten, die den gröfseren Teil des Gebirges bedecken. Die Bewohner zeigen neben herzlicher Gutmütigkeit anspruchslose Gastlichkeit.

Vogel.

258. Der Aal.

Neben einem See erstreckt sich die weite Fläche eines Erbsenfeldes, und diese soll jetzt der Schauplatz eines eigentümlichen Fanges werden.

Der dort hinter dem Hügel wohnende Bauer zieht mit einem Pfluge, vor den er sein kräftigstes und schnellstes Pferd gespannt hat, so geräuschlos als möglich längs des ganzen Wassers und nur wenige Schritte von demselben entfernt, eine flache Furche. An dieser entlang wird dann die Beute aufgesammelt, welche in Fischen, und zwar in den bekannten, ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen äußerst geschätzten Aalen besteht.

Der in fast allen europäischen Gewässern lebende Aal kann nämlich wegen seiner luftdicht verschließbaren Kiemenöffnungen längere Zeit außerhalb des Wassers sich aufhalten und steigt daher, wie selbst neuere Naturforscher noch behaupten, in der warmen Jahreszeit häufig heraus, besonders auf kurzgrasige Wiesen oder Erbsenfelder, wo er, zwischen den Pflänzchen sich schlangenartig umherwindend, seiner Nahrung nachgeht. Diese besteht im Wasser aus allerlei kleinen Würmern, besonders aus Fisch-, Krebs- und Froschbrut und auch aus weichen Pflanzenstoffen; auf dem Lande verfolgt er die Regenwürmer, Schnecken u. s. w. Bei feuchter, warmer Witterung kann er wohl sechs Tage außerhalb des Wassers aushalten.

Während er auf dem glatten, mit Gras und anderen Gewächsen bedeckten Erdboden recht gut vorwärts kommt, vermag er aber im losen Sande dies keineswegs. Und hierauf gründet sich eben der Aalfang der Landleute auf den Erbsenfeldern. Sie besäen nämlich für diesen Zweck neben aalreichen Gewässern stets einige Strecken mit Erbsen, und sobald dann in einer günstigen Nacht recht viele Aale draußen sind, schneiden sie ihnen in der beschriebenen Weise den Rückweg ab. Wenn die Aale dann das

Geräusch des Pfluges hören, suchen sie schleunigst in das sichere Wasser zurück zu gelangen; allein vor der unübersteiglichen Furche müssen sie zappelnd liegen bleiben und werden in Körbe und Fischnetzbeutel aufgesammelt.

In der beschriebenen Weise wandern die Aale zuweilen auch von einem rings durch Land abgeschlossenen Teiche aus und oft bedeutende Strecken weit bis nach anderen Gewässern. Besonders, wenn Aale aus einem Teiche in den andern versetzt werden, suchen sie nur zu oft aus ihrem neuen Bestimmungsorte zu entkommen.

Dieser Wandertrieb macht sich aber in zusammenhängenden Wassern noch weit mehr geltend. Hier ziehen sie regelmäßig im beginnenden Herbste aus den Teichen in die Bäche und von diesen durch die Flüsse und Ströme bis in das Meer, um im Frühjahre dieselbe Reise wieder zurück zu machen. So führt unser Fisch eigentlich ein fortwährendes Wanderleben, und noch dazu im Wasser und auf dem Lande in gleicher Weise.

Während der Lachs zum Laichen in die Flüsse hinaufsteigt, wandert der Aal in umgekehrter Weise in das Meer hinab, um dort in der Tiefe seine Eier abzusetzen. Sobald die jungen Aale den Eiern entschlüpft sind, treten sie sogleich ihre Reise aus dem Meere die Ströme hinauf nach den Binnengewässern an. Diese ist ungleich schwieriger und gefährlicher als die der jungen Seefische, welche in den Flüssen geboren werden und dann stromabwärts nach dem Meere wandern. Bereits bei dem Eintritte in die Mündungen der Ströme gehen Tausende dieser winzigen Wanderer durch Raubfische und andere Verfolger zu Grunde. Deshalb hat man in neuerer Zeit die fast durchsichtigen, etwa 6 cm langen Fischchen, welche sich zu Myriaden in den Monaten März und April nachts in den Mündungen großer Flüsse dicht an der Oberfläche des Wassers zusammendrängen, mit ganz feinmaschigen Schöpfnetzen in großer Menge eingefangen und in mit nassem, weichem Grase gefüllten Körben den Fischzüchtern gesandt, in deren Teichen sie das herrlichste Gedeihen gefunden haben und somit zu Tausenden dem ihnen sonst drohenden Untergange entrissen wurden. Bei der Rückwanderung der alten Aale aus dem Meere in die Ströme u. s. w. werden sie, besonders an den Küsten der Nord- und Ostsee, in großer Anzahl gefangen.

Außer dem Fange im großen stellt man den Aalen noch mit der Angel nach, an welche man sie mit kleinen (leider lebendig gespießten!) Fischen, großen Regenwürmern, rohen

Krebsschwänzen ꝛc. lockt. Viele Fischer sind so grausam und lassen die Angelhaken bis zum Verkaufe in ihren Kehlen, um sie an der Schnur beliebig hervorziehen und den Liebhabern zeigen zu können. Ferner fängt man die Aale in Netz- oder Ruttenreusen, in welchen man sie außer den obigen Lockmitteln noch mit Hühnerdärmen, faulem Fleische, oder einem mit leuchtenden Johanniswürmchen angefüllten Glase ködert. Wie sie überhaupt durchaus nächtliche Tiere sind, so lassen sie sich auch in dunkeln Nächten und, wenn möglich, in trübem Wasser am leichtesten fangen.

Seines zähen Lebens wegen läßt sich der Aal, in nasses Gras verpackt, sehr gut weithin verschicken. Dasselbe ist aber auch die Ursache einer entsetzlichen Tierquälerei, welche bei seiner Zubereitung an ihm verübt wird. Es ist keineswegs leicht, mit ihm fertig zu werden; denn einerseits seine Schlüpfrigkeit und anderseits seine große Muskelkraft setzen der Köchin bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Selbst wenn ihm dann ein Nagel durch den Kopf und das Gehirn eingeschlagen wird, so stirbt er noch keineswegs, sondern krümmt sich bei dem Ausnehmen und Abziehen noch immerfort heftig; ja sogar die einzelnen Stücke, in welche man ihn zerschnitten, zucken und krümmen sich noch, und wenn sie endlich erstorben zu sein scheinen, so zappeln sie doch von neuem, sobald man sie in heißes Wasser wirft.

Karl Ruß.

† 259. Der gemeine Hecht.

Der Hecht ist in Teichen ein ungern gesehener Gast, in Bächen und Flüssen ein gefährlicher Nachbar, weil er ein sehr gefräßiger Raubfisch ist. Er hat einen langgestreckten Körper mit breitem, niedergedrücktem Kopfe. Der große, weit gespaltene Rachen ist mit scharfen, nach innen gerichteten Zähnen bewaffnet, mit denen er seine Beute anfällt und verschlingt. Außer Fischen dienen ihm zur Nahrung: Frösche, Kröten, Schlangen, Krebse, Wasserratten, ja selbst Aas.

Im Frühling legt der Hecht an seichte, sonnige Stellen eine große Menge Eier, auch Rogen genannt, aus denen schon nach einigen Tagen die Jungen schlüpfen. Viele von ihnen werden von Wasservögeln und Raubfischen verzehrt, wodurch ihre allzugroße Vermehrung verhindert wird.

Der gefräßige Hecht wächst sehr schnell und erreicht bisweilen eine Länge von 1,75 m—2 m und ein Gewicht von mehr als 40 Pfund.

Hechte von 10—12 Pfund sind nichts Seltenes. — Das Alter dieser Fische ist bedeutend. Kaiser Friedrich II. soll im Jahre 1230 einen Hecht, nach einigen bei Heilbronn, nach anderen bei Kaiserslautern, eingesetzt haben, mit einem Ring in dem Kiemendeckel. Man habe denselben im Jahre 1497, also 267 Jahre nachher, gefangen und auf dem Ring die griechische Inschrift gefunden: „Ich bin jener Fisch, welcher diesem Weiher zuerst durch die Hände Friedrichs II. übergeben worden den 3. Oktober 1230.“ So viel ist gewiß, daß sie ein Alter von mehr als 100 Jahren erreichen.

Bei den Alten, namentlich bei den Römern, stand sein Fleisch in keinem Ansehen; gegenwärtig ist es beliebt bei Reichen, wie Armen und wird selbst schwächlichen Personen empfohlen, wird auch besonders im Norden eingesalzen oder geräuchert und kommt unter dem Namen Salz- oder Pökelhecht in den Handel. Auch macht man Kaviar aus seinem Rogen. — In manchen Gegenden legt man Teiche zur künstlichen Zucht dieses Fisches an.

Der Hecht hat ein gutes Gehör und stellt sich auf Rufen oder Klingeln zur Fütterung ein. Daß er die Schleie verschone, weil er seine Wunden mit deren Schleim heile, gehört zu den alten Sagen.

Wegen seiner Raubsucht und Gefräßigkeit heißt er König und Tyrann der Gewässer.

Hess. Lesebuch.

† 260. Herzog Christophs Stein.

Zu München in dem Bayerland,
Da ist's gar hübsch und fein;
Zu München, in dem Königsschloß,
Da liegt ein großer Stein.

Er liegt gebunden gut und fest
An einer Klammer dort;
Doch sagen kann ich nicht warum;
Es trüg' ihn keiner fort.

Der jungen Herren gehen viel
Zu München aus und ein,
Doch alle lassen ruhig stehn
Denselben großen Stein.

Ein Herzog war im Bayerland,
Vor allen keck und kühn;
Der warf den Stein mit leichter Hand
Ein gut Stück Wegs dahin.

Und Christoph hieß der Herzog kühn,
Ein Held, so wohl bekannt;
Wie weit er warf, wie hoch er sprang,
Das steht dort an der Wand.

Und kömmst du einst nach München hin
Und gehst ins Schloß hinein,
Vergiß dann nur vor allem nicht
Des Herzogs großen Stein.

Und wirfst du ihn, wie er, so weit,
Und springst du so gewandt,
Dann schreibt man deinen Namen auch
Zum Herzog an die Wand.

Doch weil noch keiner kam und sprang
Und warf so weit den Stein,
Drum soll der Fürst der Bayern stets
Von uns gepriesen sein!

Und möge unsern Fürsten all
Der liebe Gott verleihn
Aus jeder Not den rechten Sprung
Und Kraft für jeden Stein!

G. Görres.

† 261. Der Krebs.

Der Krebs ist vom Scheitel bis zu den Zehenspitzen in krustige Schalen eingehüllt und dadurch gegen mäſsige Angriffe gut geschützt. Da diese Schalen aber aus einem mineralischen Stoffe, nämlich aus Kalk, bestehen, so dehnen sie sich beim Wachsen nicht in dem Maſse aus, als erforderlich ist. Der Krebs zieht daher seinen Panzer alljährlich im Sommer einmal aus und erhält dafür einen neuen, etwas weiteren. Sogar der Magen häutet sich bei dieser Gelegenheit mit. So lange das neue Kleid noch weich und leicht verwundbar ist, hält der Krebs sich verborgen, und zwar aus Furcht vor seinen Feinden, zu denen er leider seine eigenen Kameraden rechnen muſs. In 3 bis 5 Tagen ist aber die Angelegenheit abgemacht, und das alte Leben beginnt von neuem.

Der Krebs wohnt am liebsten in Uferlöchern, die er sich selbst gräbt und so enge macht, daſs er gerade hineinpaſst. Um bei Angriffen rückenfrei zu sein, begibt er sich

rückwärts in seine Höhle und verläſst sie gewöhnlich nur nachts und bei Gewittern. Seine Nahrung besteht in mancherlei Pflanzen, Wassertieren und Aas; letzteres scheint Leckerbissen für ihn zu sein. Seine Bewegungen zu Fuſs sind langsam, werden aber ebenso gut rückwärts wie vorwärts vollzogen. Droht ihm Gefahr, so schwimmt er ziemlich schnell rückwärts und bewerkstelligt dies dadurch, daſs er den Schwanz wiederholt und schnell gegen den Leib schlägt. Wegen dieser rückgängigen Bewegung gilt der Krebs als Bild des Rückschritts. Man sagt daher auch von einem Schüler, der nichts lernt oder das Gelernte leicht wieder vergiſst, er gehe den Krebsgang. Lüben.

† 262. Fuchs und Krebs.

Ein Krebs kroch aus einem Bache hervor auf das grüne Gras einer Wiese, wo er sich gütlich that. Da kam ein Fuchs daher, sah den Krebs langsam kriechen und sprach spöttisch zu ihm: „Herr Krebs, wie geht ihr doch so gemächlich? Wer nahm euch eure Schnelligkeit? oder wann gedenkt ihr über diese Wiese zu kommen? Aus eurem Gange merke ich wohl, daß ihr besser rückwärts als vorwärts gehen könnt!“ Der Krebs war nicht dumm; er antwortete alsobald dem Fuchse: „Herr Fuchs, ihr kennt meine Natur nicht. Ich bin edel und wert; ich bin schneller und leichter und laufe rascher als ihr und eure Art. Herr Fuchs, wollt ihr mit mir um die Wette laufen? Ich setze gleich ein Pfund zum Pfande!“

„Nichts wäre mir lieber,“ sprach der Fuchs. „Wollt ihr von Bern nach Basel laufen, oder von Bremen nach Brabant?“

„O nein,“ sprach der Krebs, „das Ziel wäre zu fern! Ich dächte, wir liefen eine halbe oder eine ganze Meile mit einander, das wird uns beiden nicht zu viel sein!“

„Eine Meile, eine Meile!“ schrie der Fuchs eifrig, und der Krebs begann wieder: „Ich gebe euch auch eine hübsche Vorgabe; ohne daß ihr die annehmt, mag ich gar nicht laufen.“

„Und wie soll die Vorgabe beschaffen sein?“ fragte der Fuchs neugierig. Der Krebs antwortete: „Gerade eine Fuchslänge soll sie beschaffen sein. Ihr tretet vor mich, und ich trete hinter euch, daß eure Hinterfüße an meinen Kopf stoßen, und wenn ich euch sage: Nun, wohl hin! — so heben wir an zu laufen.“

Dem Fuchs gefiel die Rede wohl. Er sagte: „Ich gehorche euch in allen Stücken." Und da kehrte er dem Krebse sein Hinterteil zu mit dem großen und starken, haarigen Schwanze; in den schlug der Krebs seine Scheren, ohne daß der Fuchs es merkte, und rief: „Nun, wohl hin!" Und da lief der Fuchs, wie er in seinem Leben noch nicht gelaufen war, daß ihn die Füße schmerzten, und als das Ziel erreicht war, so drehte er sich geschwind herum und schrie: „Wo ist nun der arme Krebs? Wo seid ihr? Ihr säumt gar zu lange!" Der Krebs aber, der dem Ziele jetzt näher stand als der Fuchs, rief hinter ihm: „Herr Fuchs! was will diese Rede sagen? Warum seid ihr so langsam? Ich stehe schon eine hübsche Weile hier und warte auf euch! Warum kommt ihr so saumselig?"

Der Fuchs erschrak ordentlich und sprach: „Euch muß der Kuckuck hergebracht haben!" zahlte seine Wette, zog den Schwanz ein und strich von dannen.

Bechstein.

263. Das Pulver.

Daß unser schwarzes Schießpulver aus 16 Teilen Salpeter, 2 Teilen Schwefel und 3 Teilen Kohlenstaub bestehe, weiß jetzt fast jedes Kind. Wer aber zuerst die Massen also gemischt, oder mit anderen Worten: wer das Pulver erfunden habe, weiß niemand. Schon vor 1600 Jahren brannten die Chinesen in Asien allerlei schöne Feuerwerke damit ab. Schon vor 700 Jahren sprengten die Deutschen in den Silberbergwerken des Rammelberges bei Goslar am Harz das Gestein mit Hilfe des Pulvers; aber noch ward es nicht gebraucht, um Menschenleben zu rauben. Etwa um das Jahr 1320 soll man darauf gekommen sein, es dazu anzuwenden. Damals lebte im Kloster zu Freiburg in Baden ein Mönch, Berthold Schwarz, ein verständiger Mann. In der Einsamkeit und Stille seiner Zelle grübelte er über viele Dinge, dachte, wie viele Leute seiner Zeit, vielleicht auch darüber nach, ob er nicht den Stein der Weisen d. h. die Kunst erfinden könne, aus Kot und Steinen Gold zu machen. Das war nun freilich nicht gut, und viele Weise jener Zeit sind über diesem Suchen zu Thoren geworden. Er mischte nun und mischte immer zu, vieles und vielerlei; aber nimmer wollte kommen, was er suchte. Einmal auch zerstieß er Schwefel, Salpeter und Holzkohlen in einem eisernen Mörser zu feinem Staube und deckte den Mörser mit einem Steine zu. Indessen hatte sich der Tag geneigt, und der Mönch wollte sich ein Licht anschlagen, um besser sehen zu

können. Er war noch eben an der Arbeit, da mit einem Male blitzte und knallte es ihm um die Ohren, und der Stein vom Mörser sprang prasselnd gegen die Decke: — denn ein Funken war in den Mörser gefallen. Was Berthold hier mit Schrecken bemerkte, teilte er anderen mit. Man dachte weiter darüber nach und fing nach und nach an, solche Mörser mit in den Krieg zu nehmen und daraus erst Steine, später eiserne Kugeln gegen die Feinde zu schießen. Kurz, es wurden nach und nach die fahrbaren Kanonen und tragbaren Gewehre erfunden, und Berthold Schwarz, der Mann im Friedenshause, ist anzusehen als der erste Urheber der vornehmsten Werkzeuge im Kriege.

Ernst Kappe.

†264. Die Eiche.

Die Eiche ist die Königin unter den Bäumen des Waldes; in ihr vereinigt sich Schönheit mit Stärke und fast unvergänglicher Dauer; in ihr lebt eine Riesenkraft, die sich zwar langsam, aber sicher und majestätisch entwickelt. An Höhe mit den hohen Fichten und schlanken Tannen wetteifernd, übertrifft sie dieselben an Stärke. Man findet Eichen von 9 Meter im Umfange und 39 Meter Höhe. Der Baum wächst langsam und ist erst nach 200 Jahren ausgewachsen. Dafür geht aber auch sein Alter noch über 5 Jahrhunderte hinaus.

Die Eiche war schon unseren heidnischen Ahnen ein ehrwürdiger Baum; sie hatten ihn ihrem Donnergotte Thor geheiligt. Eichenhaine mit ihrem Dunkel waren die Tempel der alten Deutschen; hier brachte der Priester sein Opfer dar. Unter Eichen sammelte sich die Gemeinde zur Beratung; mit einem Eichzweige krönten sie die Tapferen nach der Rückkehr aus dem Schlachtgewühle.

Die Wurzeln der Eiche sind ebenso stark als die mächtigen Äste und Zweige. Darum vermag sie jedem Sturme Trotz zu bieten. Auch die Rinde ist eisenfest und stark. So stark und fest das Holz, so schön ist der Schmuck der großen, zierlich in Wellenlinien ausgezackten, glänzenden Blätter. Die unscheinbaren Blüten sind halbgetrennt; die einen hängen in sogenannten Kätzchen, die anderen, aus denen die Eicheln werden, stehen knospenartig an den Spitzen der Zweige. Die Frucht ist die bekannte Eichel, für manche Tiere ein leckeres Futter; geröstet dient sie auch dem Menschen als Ersatzmittel für die Frucht des Kaffeebaumes. Die Rinde der Eiche, welche scharfe und bittere, zusammenziehende Stoffe in sich hat, gibt sehr gute Lohe zum Gerben

des Leders. Die wichtigste Nutzung aber gewährt das vortreffliche Holz. Man unterscheidet bei uns zwei Arten: die Winter- oder Steineiche und die Sommereiche. Jene hat eine braune, gefurchte Rinde, bleibt etwas niedriger als die Sommereiche; aber ihr Holz ist sehr fest und dauerhaft. Das schmalere Laub bricht etwas später hervor, und die Blüte erscheint erst am Ende des Mai. Die Eicheln wachsen traubenweise an kurzen Stielen, sind kleiner als die der Sommereiche und reifen im November. Die Sommereiche bringt ihre Blätter und Blüten einige Wochen früher, trägt ihre Früchte an langen Stielen und bringt sie im September und Oktober zur Reife.

Kein anderer Baum ist so zum Schiffbau geeignet; diesem Könige unter den Bäumen bleibt die Ehre, als ein gewaltiges Schiff stolz das Weltmeer zu durchsegeln. Kein anderes Hausgerät ist so auf Jahrhunderte brauchbar als das aus Eichenholz gefertigte. Unter den Eichenarten, die in fremden Ländern vorkommen, ist vor allem die spanische Korkeiche zu nennen, deren Rinde den leichten, vielgebrauchten Kork „Pantoffelholz" liefert.

Die Eiche bildet mit ihrer mächtigen Krone gleichsam eine Welt für sich. Während sich der Mensch in ihrem Schatten birgt, beherbergt sie Hunderte lebender Wesen, ist die Rinde mit Moosen und Flechten bedeckt, ranken Epheu und andere Schlingpflanzen an dem breiten Stamme empor. Der Häher versteckt sein Nest in den Ritzen des Stammes; die Prozessionsraupe spinnt auf den Zweigen und an den Stämmen eine geräumige Wohnung für Hunderte ihres Geschlechtes; das flinke Eichhörnchen tummelt sich munter im Laubdach. Hunderte von Insekten haben sich mit dem Hirschschröter auf dem Eichbaum eingebürgert. Die Galläpfel, das so wichtige Erzeugnis für die Bereitung der Tinte und für die Färberei, verdanken ihren Ursprung der Eichenblatt-Gallwespe, welche im Herbst mit ihrem Stachel in die Pflanzenteile bohrt und in die Öffnung ihre Eier legt. Die gestochenen Teile schwellen an, und so entstehen die runden, kleinen Äpfel.

Bumüller und Schuster.

†265. Warum?

Zu Hamburg auf einem Platze standen einmal zwei Arbeiter, und wer sie sah, dachte an des Herrn Wort: Um die elfte Stunde aber ging er aus und fand andere müſsig stehen am Markt und sprach zu ihnen: »Was stehet ihr hier den ganzen Tag müſsig?« Sie sprachen zu ihm: »Es hat uns niemand gedinget.« Denn, obgleich der Mesner schon

auf dem Wege war, die Mittagsglocke zu ziehen, so warteten sie doch noch immer auf den, der da kommen sollte und sagen: »Gehet mit mir, ich will euch geben, was recht ist.« Und als um zwölf Uhr im Michaelisturme die grofse Glocke gezogen wurde, zog Karsten, der eine von den zweien, den Hut ab und betete ein Vaterunser, oder was er sonst in seinem Herzen redete. Denn seine Lippen regten sich; aber seine Stimme hörte man nicht. Volland aber, der andere, liefs den Hut auf dem Kopfe und sprach: »Weifs nicht, warum ich mich bemühen soll, wenn die Glocke da oben summt und brummt. Wie leicht fällt ein Ziegel vom Dach und schlägt mir ein Loch in den Kopf! Zudem nehmen sich die Vögel unter dem Himmel kein Blatt vor das Maul. Was gilt's, Vetter Klaus, es geht einmal deiner grofsen Nase nicht zum besten?« Karsten aber antwortete nur: »Will sehen, Vetter Erhard, will sehen.« Hätte auch zu einer längeren Antwort nicht Zeit gehabt. Denn da er das gesagt, trat ein kleiner, alter Herr zu ihm und sprach: »Gefällt's dir, so komm; ich will dir Arbeit geben und bezahlen, was recht ist.« Karsten ging mit, und als das alte Herrlein unterwegs zu ihm sagte: »Aber ich kann es nicht leiden, dafs, die mein Brot essen, fragen: »Warum?« — antwortete er: »Euer Wille geschehe! Viel reden und fragen ist das ganze Jahr meine Sache nicht.« Also kamen sie, ohne ein Wort weiter zu verlieren, in die grofse Zuckersiederei vor dem Thor. Und als Karsten hinter derselben die grofsen Holzstöfse sah, wurde er ganz fröhlich in seinem Herzen und sprach bei sich selbst: »Gott sei's gedankt, nun wird es mir nimmer an Arbeit fehlen!« Da er aber ein Jahr lang oder etwas darüber Holz gesägt und gespalten hatte, sprach der Zuckersieder zu ihm: »Klaus, du hast alle Tage einen weiten Weg abends heim und morgens wieder heraus. Gefällt's dir, so magst du dort in mein Gartenhaus ziehen und mit Weib und Kindern darinnen wohnen umsonst.« Und da Karsten ein Jahr lang oder darüber im Sommerhaus gewohnt hatte, trat sein Brotherr wiederum zu ihm und sprach: »Klaus, der Hausmeister hat lange Finger gemacht und hinter der Thüre Abschied gesagt. Willst du, so kannst du sein Pöstlein einnehmen.« Und abermals über ein Jahr liefs der alte Zuckersieder mitten durch seinen grofsen Garten zwischen den Trockenböden und dem Sommerhäuslein eine hohe Mauer aufführen. Aber niemand getraute sich zu fragen: »Warum thust du das?« selbst sein eigener

Bruder nicht. Auch sein Weib nicht; denn er hatte keines. Und ob nun gleich der Hausmeister Karsten fortan einen weiten Umweg machen mufste, wenn er zu den Seinen im Gartenhause gelangen wollte, so fragte er doch nicht, auch nicht mit einer Miene, wie oder warum? Darüber starb der Zuckersieder, und in seinem Testament stand geschrieben: »Dem Klaus Karsten vermache ich die andere Halbscheid meines Gartens jenseit der Mauer; und will ihn mein Bruder auch fernerhin als Hausmeister behalten, so mag er eine Thüre durch die Wand brechen lassen. Wo nicht, so zahlt er dem Mann noch weiter dreitausend Mark und läfst ihn ziehen. Sollte aber Klaus Karsten, was ich jedoch nicht hoffe und erwarte, fragen, warum er zu mir gekommen, so werde ihm zu wissen gethan, wie folgt: Zum Holzhacker wählte ich den Klaus, weil ich ihn beten sah. Hätte damals sein Kamerad gebetet und er den Hut auf dem Kopfe behalten, würde ich ihn nicht gedungen haben, sondern seinen Vetter.«

Karl Stöber.

266. Kolumbus und die Entdeckung Amerikas.

Schon das graue Altertum hatte dunkle Sagen von großen Ländermassen, welche im Westen Europas jenseit des Meeres lägen. Häufig wird in jenen Sagen einer Insel Atlantis gedacht, zu der man habe leicht gelangen können; ein fürchterliches Erdbeben habe aber die Insel verschlungen, und seit jener Zeit sei das Meer in jener Gegend so mit Schlamm angefüllt, daß es nicht beschifft werden könne. Was so das graue Altertum geahnt, das hat Kolumbus 1492 verwirklicht. Die uralte Ansicht, daß die Erde eine Scheibe sei, ringsum von Wasser umgeben, ist durch Kolumbus Fahrt quer über den Ozean zu Schanden gemacht.

Dieser außergewöhnliche Mann stammte aus Genua. Geboren mit einem unwiderstehlichen Drange, in die hohe See hinauszufahren, saß er als Kind schauend und sinnend stundenlang am Ufer des Meeres und ging schon mit seinem vierzehnten Jahre zu Schiffe. Aber 18 Jahre hatte er als Mann warten müssen, ehe ihm die Mittel wurden, seine großartigen Pläne zur Ausführung zu bringen. Er wandte sich an seine Vaterstadt Genua, er wandte sich an das ebenso reiche Venedig; aber beide Kaufmannsstädte verstanden ihn nicht und ließen ihn im Stich. Als Plänemacher abgewiesen, ging er nach Portugal. Hier wußte man ihm seinen Plan abzulocken; er sollte um die Frucht so viel-

jähriger und mühevoller Forschungen betrogen werden, die man ihm als Ausländer nicht gönnte. Ein anderer wurde ausgeschickt, der aber bald wieder zurückkehrte, ohne das gehoffte Land entdeckt zu haben. Voll bitteren Verdrusses verließ Kolumbus Portugal und wandte sich noch einmal persönlich nach Genua, aber vergebens.

Endlich versuchte er es in Spanien. Sein ganzes Vermögen hatte er schon für Reisen, für das Anschaffen von Instrumenten und Karten zugesetzt. Arm, als Bettler, kam er nach Spanien und bat in einem Kloster für sich und seinen Sohn um ein Stück Brot und einen Trunk Wasser. Der Prior des Klosters, erstaunt über die Kenntnisse des Mannes, empfahl ihn bei Hofe. Isabella, die schöne, edle Königin, wies ihn nicht ab. Aber zu Salamanka traten Professoren und andere Gelehrte zusammen, um den Plan des Kolumbus zu prüfen. Einigen dieser studierten Leute erschien er als Schwärmer, andere forderten seine Bestrafung; denn seine Behauptung, daß die Erde eine Kugelgestalt habe, sollte der heiligen Schrift widersprechen. Aber auch diejenigen, welche die Kugelgestalt der Erde zuließen, meinten doch, wenn man so weit, als Kolumbus wolle, herumsegle, müsse man notwendig immer tiefer und tiefer hinuntergleiten und könne dann unmöglich den Wasserberg wieder heraufkommen. So oft nun auch schon Beratungen stattgefunden hatten, Kolumbus erhielt lange Zeit keine Antwort. Er aber hielt fest an dem Glauben, der in seinem Innern lebte, ob man ihn auch einen Schwärmer nannte, und herrlich ist sein Mut gekrönt worden. Er betrachtete sich geradezu als ein Werkzeug in der Hand des Himmels, um dessen große Pläne auszuführen, als einen auserwählten Mann, der nach den Weissagungen der Propheten die Enden der Erde zusammenbringen, alle Völker unter die Fahne des Heilandes versammeln, alle Heiden der christlichen Kirche zuführen sollte. Nicht das Verlangen nach Gold und Schätzen trieb ihn in den unbekannten Ozean, sondern sein tiefreligiöser Sinn, den er sich bis ans Ende bewahrte. Die Entscheidung der gelehrten Versammlung fiel endlich dahin aus, daß das Unternehmen des Kolumbus jedes sicheren Grundes entbehre und unausführbar sei, und darauf erklärte der König Ferdinand dem Kolumbus, daß er unmöglich auf ein Unternehmen von so zweifelhaftem Erfolge eingehen könne. Schon war der unerschütterliche Kolumbus im Begriff, sich nach Frankreich zu wenden, als Isabella dies erfuhr. Sofort sandte sie ihm einen Eilboten nach, der ihn auch einholte. Sie war entschlossen, das nötige Geld zu schaffen, sollte sie auch

ihre Juwelen verpfänden müssen. Eine Frau also war es, begabt mit einer großen Seele und vorzüglichem Scharfsinne, die den Kolumbus verstand.

Nicht leicht aber hat ein Mann mit so festem Mute bis ans Ende ausgeharrt wie Kolumbus. Hatte er schon vor der Fahrt mit so unsäglichen Hindernissen zu kämpfen, so folgten dieselben bei der Fahrt selbst wie eine Kette weiter. Der Hafen von Palos ward zum Ausrüsten der Schiffe bestimmt; aber niemand wollte anfangs Schiffe hergeben oder an der Fahrt teilnehmen. Als sich endlich 120 Leute zur Teilnahme an der Unternehmung erboten, verbreitete sich über das ganze Städtchen eine tiefe Trauer; denn fast jeder Bewohner sah einen Freund oder einen Verwandten scheiden, an dessen Zurückkunft er nicht glaubte.

Den 3. August 1492, an einem Freitage, wurden die Anker gelichtet. Aber was für Mut und Geistesgegenwart gehörte dazu, ein so abergläubisches, furchtsames Schiffsvolk zu beschwichtigen, das schon den feuerspeienden Pik von Teneriffa und das Zerbrechen eines Steuerruders für eine höchst üble Vorbedeutung ansah. Mit großer Bestürzung bemerkten die Steuerleute, daß die Magnetnadel von ihrer gewöhnlichen Richtung abwich. Als man die Passatwinde erreicht hatte, die beständig von Osten nach Westen gehen, glitten die Schiffe schnell über den ruhigen Ozean dahin. Die Luft war so rein und so mild, daß man sie mit Lust einatmete, das Wetter so schön, wie an einem hellen Frühlingsmorgen. Als aber der Wind fortwährend derselbe blieb, geriet das Schiffsvolk wieder in Angst und Zagen; es fürchtete bei diesem beständigen Ostwinde, den Rückweg nach Spanien nicht wieder antreten zu können. Zum Glück wich der Wind etwas nach Südost, und die Mannschaft beruhigte sich wieder. Es kamen auch Vögel, eine Bachstelze und eine Meerschwalbe, das Meer füllte sich mit Seepflanzen. Aber bald darauf trat völlige Windstille ein, und die Massen der Seepflanzen wurden so dicht, daß es den Schiffen fast unmöglich schien, sich einen Weg durch sie zu bahnen. Da kamen dem Schiffsvolke die alten Fabeln von versunkenen Ländern, an deren Stelle große Morastbänke zurückgeblieben, wieder ins Gedächtnis; jeden Augenblick glaubten sie, mitten im Ozean im Moraste stecken zu bleiben und eines elenden Todes zu sterben. Jede neue Erscheinung brachte die aufgeregte Mannschaft in neue Furcht; es rotteten sich die Kühnsten zusammen und machten den Vorschlag, den Admiral ins Meer zu werfen und nach Spanien zurückzukehren. Aber den unerschütterlichen Kolumbus vermochten keinerlei Drohungen von seinem Vorhaben

abzubringen. Unermüdet stand er Tag und Nacht auf dem Hinterteil seines Schiffes, schlief nur wenige Stunden, zeichnete jede Beobachtung auf und wußte die Ordnung und den Gehorsam wieder herzustellen. Als aber der Steuermann der ängstlichen Mannschaft verkündete, daß man nach dem Tagebuche des Admirals 578 Meilen zurückgelegt habe, und als die Sonne immer wieder aus dem küstenlosen Ozean emporstieg, nachdem es schon manchen Abend geschienen, als ob man Land vor sich gesehen: da vermochte die Mannschaft ihren Ingrimm nicht länger zurückzudrängen und verlangte mit Ungestüm die Rückkehr. Kolumbus blieb fest und bat, noch drei Tage zu warten.

Zum größten Glück erschienen jetzt deutliche, unzweifelhafte Zeichen von Land: frische Beeren, ein Rohr, ein kleines Brett, endlich auch ein künstlich geschnitzter Stab. Das Senkblei erreichte den Boden, der Wind war unregelmäßig, und als am 12. Oktober 1492 der Morgen graute, stand die ganze Mannschaft in neugieriger Spannung auf dem Verdeck; ein schönes, ebenes Eiland entfaltete sich vor ihren Blicken, über und über mit dem üppigsten Grün und den herrlichsten Bäumen bedeckt. Aus den Wäldern kam eine große Zahl von Menschen, ganz nackt, von kupferroter Hautfarbe, das Haar dick und schwarz in Locken auf den Nacken herabfallend. Voll Staunen sahen sie die weißen Männer sich der Küste nähern, erschrocken ergriffen sie die Flucht in die Wälder. Kolumbus, in reichen Scharlach gekleidet, mit dem königlichen Banner in der Hand, zog sein Schwert und nahm, nachdem er Gott auf den Knien mit Thränen gedankt, feierlich im Namen der spanischen Herrschaft Besitz von der Insel, der er den Namen San Salvador gab. Kolumbus lebte der festen Überzeugung, daß er eine von den östlichen Inseln Asiens erreicht habe und nicht mehr weit von Indien entfernt sei. Deshalb nannte er in seinen Berichten fortwährend die Eingebornen Indianer, welcher Name später auf alle Ureinwohner der neuen Welt überging. Keiner dachte damals daran, daß Kolumbus einen unbekannten Erdteil aufgefunden habe. Gude.

267. Kolumbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mär!“
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer.

Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wut;
Sie fordern laut wie Sturmgebrüll
Des Feldherrn heil'ges Blut."

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen ins stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern den Tod. —
„Verräter, wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett uns vom Gipfel der Not!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns dein Blut! —
Blut!" rief das entzügelte Heer.
Sanft stellte der Große den Felsenmut
Entgegen dem stürmenden Meer:
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch, bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl!

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den mutigen Pfad
Und trauet der Hilfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wut;
Sie wichen vom Haupte des Helden zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!"
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des herrlichen Dulders Geschick!

Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust war schwer.
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.

Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du, meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
Blick auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergehn
Im wüsten Flutengrab!“
So sprach der Held, von Mitleid weich;
Da horch! Welch eil'ger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?“

„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl!“
„Sei ruhig, mein Lieber! Auf himmlischen Höhn
Entsprang der belebende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn.“
„Leb wohl denn, mein Feldherr! leb ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!“

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen ins stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit;
Ja, werft mich ins schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!“

Dumpf klirrten die Schwerter; ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der flutenden Gruft.

Gelöst war nun jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen — und: „Land!
Land!" rief es, und donnert es: „Land!"

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück.
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was mutvoll der Große gedacht:
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht.

L. Brachmann.

268. Der Hahn.

Nach meinem Geschmack ist ein recht schöner, stolzer und kühner Hahn unter allen Vögeln der angenehmste. Hoch trägt er sein gekröntes Haupt, nach allen Seiten spähen seine feurigen Augen, unvermutet überrascht ihn keine Gefahr, und jeder möchte er Trotz bieten. Wehe jedem Nebenbuhler, der es wagt, sich unter seine Hühner zu mischen, und wehe jedem Menschen, der es wagt, in seiner Gegenwart ihm eine seiner Geliebten zu rauben. Alle seine Gedanken weiß er durch verschiedene Töne und verschiedene Stellungen des Körpers auszudrücken. Bald hört man ihn mit lauter Stimme seine Lieben rufen, wenn er ein Körnchen gefunden hat; denn er teilt mit ihnen jeden Fund; bald sieht man ihn in einer Ecke kauern, wo er eifrig bemüht ist, ein Nestchen für die Henne zu bilden, die er vor allen liebt; jetzt zieht er an der Spitze seiner Schar, deren Beschützer und Führer er ist, hinaus ins Freie; aber kaum hat er hundert Schritte gethan, so hört er vom Stalle her den freudigen Ruf einer Henne, welche verkündet, daß sie ein Ei gelegt hat. Spornstreichs kehrt er zurück, begrüßt sie mit zärtlichen Blicken, stimmt in ihren Freudenruf ein und eilt dann in vollem Laufe dem ausgezogenen Heere nach, um sich wieder an dessen Spitze zu stellen.

Die geringste Veränderung der Luft fühlt er und verkündet sie durch sein lautes Krähen; mit lautem Krähen verkündet er den anbrechenden Morgen und weckt den fleißigen Landmann zu neuer Arbeit. Ist er auf eine Mauer oder ein Dach geflogen, so schlägt er die Flügel kräftig zusammen und kräht und scheint

sagen zu wollen: „Hier bin ich Herr; wer wagt's mit mir?“ Ist er von einem Menschen gejagt worden, oder hat er sonst eine Gefahr glücklich bestanden, so kräht er wieder aus Leibeskräften und verhöhnt wenigstens den Feind, der ihm nicht schaden kann. Herrlich entfaltet er seine ganze Pracht, wenn er früh morgens, der langen Ruhe müde, das Hühnerhaus verläßt und vor demselben die nachfolgenden Hühner freudig begrüßt; aber noch schöner und stolzer erscheint er in dem Augenblicke, wo das Geschrei eines fremden Hahnes seine Ohren trifft. Er horcht, senkt die Flügel, richtet sich kühn empor, schlägt mit den Flügeln und fordert mit lautem Krähen zum Kampfe. Erblickt er den Feind, so rückt er ihm, sei er groß oder klein, mutig entgegen, oder stürzt in vollem Lauf auf ihn zu. Jetzt treffen sie zusammen; die Halsfedern sind aufgerichtet und bilden einen Schild, die Augen sprühen Feuer, und jeder sucht den andern niederzuschmettern, indem er mit aller Macht gegen ihn springt. Wer wird Sieger sein? Beide scheinen an Mut, an Kräften gleich. Jeder sucht ein höheres Plätzchen zu gewinnen, um von dort aus mit größerer Gewalt fechten zu können. Lange währt die Schlacht, aber immer kann sie nicht dauern. Die Kräfte nehmen ab; es tritt eine kurze Ruhe ein; mit gesenktem Haupte zur Verteidigung und zum Angriff jederzeit bereit, mit dem Schnabel Erdkrümchen aufpickend, als wollten sie den Feind dadurch verhöhnen, daß sie mitten im Kampfe sich's wohl schmecken lassen, stehen sie einander gegenüber. Jetzt kräht der eine mit schwankender Stimme; denn er ist noch außer Atem, und augenblicklich stürzt der andere wieder auf ihn los. Mit erneuter Wut treffen sie zusammen, sie kämpfen wie früher; aber endlich sind Füße und Flügel vor Mattigkeit zum Kampfe nicht mehr tauglich; da greifen sie zu der letzten und furchtbarsten Waffe. Sie springen nicht mehr; aber hageldicht fallen die Schnabelhiebe nieder, und bald triefen die Köpfe vom Blute. Endlich verläßt den Feind der Mut; er wankt, er weicht zurück; jetzt kriegt er noch einen tüchtigen Hieb, und die heiße Schlacht ist entschieden; er flieht, sträubt die Nackenfedern empor, hebt die Flügel, senkt den Schwanz, sucht eine Ecke, macht sich klein und krakelt wie eine Henne; denn für eine Henne gehalten, glaubt er das Mitleid zu finden, welches er als Hahn nicht zu erwarten hat. Doch der Sieger ist durch kein Gekrakel zu bethören; er schöpft erst wieder Atem, schlägt mit den Flügeln, kräht und macht sich dann zur Verfolgung des Feindes auf, der sich nun nicht mehr wehrt, und wenn er auch unter den Hieben des ergrimmten Gegners

sein Leben aushauchen sollte. Daß in der Regel der Haushahn mit größerem Mute kämpft, ist natürlich, und selten wagt es der besiegte, wenn er mit diesem denselben Hof bewohnen muß, sich künftig von neuem mit ihm zu messen.

Wie die Menschen, so sind auch die Hähne an Mut sehr verschieden. Es gibt feige, aber auch solche, die nicht nachgeben, so lange sie sich noch regen können. Auch in der Art des Kampfes sind die Hähne verschieden; die meisten bedienen sich erst zuletzt des Schnabels; aber manche fangen gleich damit an, und ich habe einen gekannt, der gleich auf seinen Gegner losfuhr, ihn mit dem Schnabel fest packte und wo möglich nicht eher losließ, als bis jener die Segel strich. So lange die Hähne nur mit Flügeln und Füßen kämpfen, thun sie sich sehr selten Schaden, obgleich es ausnahmsweise auch vorkommt, daß einem mit dem Sporn das Auge ausgestochen wird; sobald sie sich aber mit dem Schnabel zu hacken beginnen, sollte man sie gleich auseinander treiben.

Lenz.

269. Hat der Mond Einfluß auf das Wetter?

Der Glaube, daß der Mond Einfluß habe auf die Witterung, ist ein sehr verbreiteter, nicht nur im Volke, sondern auch unter Gebildeten. Was diese zu solcher Annahme verleitet, ist nicht die wirkliche Beobachtung der Natur, sondern folgender Schluß, der einen Schein von Wahrheit für sich hat. „Wenn“ — so sagen viele — „der Mond so viel Einfluß auf das Wasser des Meeres hat, daß er Ebbe und Flut erzeugt, so muß er auf das Luftmeer noch weit größeren Einfluß ausüben und somit auch auf das Wetter von wesentlichem Einfluß sein.“

An sich aber ist dies eine Täuschung. Schon der große Laplace hat bewiesen, daß die Schwere einer Flüssigkeit eine größere Ebbe und Flut hervorruft. Wäre das Meer statt mit Wasser mit Quecksilber gefüllt, so würde die Flut eine furchtbare Höhe erreichen. An sich also ist Ebbe und Flut in der Luft wohl vorhanden, aber verhältnismäßig geringer als im schweren Wasser. Zudem aber wohnen wir nicht an der Oberfläche der Luft, sondern in der untersten Schicht des Luftmeeres, und die Einflüsse dieser Ebbe und Flut sind so außerordentlich unmerkbar auf dieser unteren Schicht, wo eigentlich das Wetter vor sich geht, daß man sie trotz der fleißigsten Barometer-Beobachtungen nicht hat bestimmen können.

Gleichwohl haben die Gelehrten so viel Respekt vor dem Volksglauben gehabt, daß gründliche Untersuchungen und Beobachtungen angestellt worden sind, um die Frage zu erledigen.

Die geführten Untersuchungen sind dreierlei Art gewesen. Erstens, welchen Einfluß hat die Nähe oder die Entfernung des Mondes von der Erde auf das Wetter in Bezug auf Kälte und Wärme? — Zweitens, welchen Einfluß hat dies auf Regen oder Trockenheit der Luft? — Drittens, hängt die Verschiedenheit der Witterung irgendwie mit dem Wechsel des Mondlichtes zusammen?

Zur Beantwortung dieser Fragen haben verschiedene Naturforscher die genauesten Beobachtungen von nahezu 40 Jahren benutzt, in welcher Zeit tagtäglich drei- bis siebenmal sowohl die Wärme der Luft, wie der Druck und endlich die Feuchtigkeit derselben gemessen wurde. Nachdem nun diese Beobachtungen der Reihe nach untersucht worden sind, hat sich ergeben, daß freilich der Mond nicht ganz ohne Einfluß auf den Zustand der Luft ist; aber dieser Einfluß ist so außerordentlich gering, daß er für die Witterungskunde ganz und gar verschwindet.

Wenn der Mond der Erde am nächsten ist, so ist es freilich etwas kälter, als wenn er in der Erdferne ist; aber die Abnahme der Wärme beträgt durchschnittlich kaum einen Fünftelgrad, und dies ist eine Größe, die völlig unmerklich für das Wetter ist. — Was den Regen betrifft, so ist er gleichfalls in der Zeit, wo der Mond der Erde am entferntesten ist, etwas seltener als in der Zeit der Erdnähe; aber auch dieser Unterschied ist außerordentlich klein. Bei tausend Fällen des Regens kommen auf die Zeit der Erdferne 488 Regentage, während auf die der Erdnähe 512 Regentage kommen.

Was den Luftdruck betrifft, so ist er in der Zeit, wo der Mond der Erde am entferntesten ist, freilich etwas größer als zur Zeit der Erdnähe; aber der Unterschied ist bei weitem geringer als bei der Wärme und dem Regen und ist derart, daß man beim gewöhnlichen Barometer gar nichts davon merkt.

Die gründlichste Untersuchung ist über den Einfluß des ab- und zunehmenden Lichtes des Mondes auf das Wetter geführt worden, weil gerade hierüber die größte Täuschung obwaltet. Aber auch hier hat sich ergeben, daß der Unterschied im Wetter so gut wie gar nicht existiert, und daß es ein reiner Aberglaube ist, wenn die Leute behaupten, daß beim Mondwechsel auch das Wetter sich ändert. Der Lichtwechsel des Mondes findet auch nicht plötzlich statt, sondern äußerst regelmäßig von

Tag zu Tag, von Minute zu Minute, während das Wetter in unserer Gegend namentlich oft plötzlich umschlägt.

Es steht daher fest, daß man zur Witterungskunde nur die Erde und ihre Stellung zur Sonne, ferner die Luftströmung und die Lage von Land- und Wasserstrecken zu beobachten hat und für jetzt die anderen Himmelserscheinungen ganz und gar aus dem Spiele lassen muß.

A. Bernstein.

270. Der Urwald.

Der nördliche Teil Brasiliens bildet eine unermeſsliche Ebene und wird von dem Riesen aller Ströme der Erde, dem mächtigen, 730 Meilen langen Marannon oder Amazonenstrom, durchflossen, dessen Gebiet beinahe 100000 Quadratmeilen umfaſst, und unter dessen zahlreichen Nebenflüssen gar viele sind, welche an Gröſse den Rhein weit überragen. So gewaltig aber auch der Strom ist, so wenig Wichtigkeit hat er für den Verkehr. In der fünffachen Ausdehnung von Deutschland ist sein Gebiet mit Urwald bedeckt, der nur hier und da von Indianerhorden bevölkerte Lichtungen zeigt, sonst aber völlig unzugänglich ist. Bis zu seinen Rändern sind europäische Reisende vorgedrungen; in seinem Innern hat noch kein menschlicher Arm die Axt geschwungen. Die tausendjährigen, morschgewordenen Riesenbäume stürzen zusammen; über ihren Trümmern erhebt sich ein neues Geschlecht. Orchisgewächse mit wunderschönen Blüten siedeln sich auf der Rinde an; Schlingpflanzen oder Lianen klettern von der Wurzel zur Krone hinauf. Schönere Guirlanden, als Menschen sie zu winden verstehen, ziehen sich von Ast zu Ast, von Stamm zu Stamm. Der Boden ist dicht mit hohen, in der feuchten Hitze wohl gedeihenden Kräutern bedeckt, welche dem Menschen jedes Eindringen unmöglich machen. Hier wächst z. B. die echte Ipekakuanha oder Brechwurzelpflanze, deren Wurzelknollen ein vorzügliches Arzneimittel liefern. — Zahllosen Tiergeschlechtern ist der Urwald zur Wohnung angewiesen. In der Mittagshitze unterbricht kein Laut eines lebenden Geschöpfes die grauenvolle Stille; nur aus der Ferne schallt vielleicht das Gebrause eines Wasserfalles dumpf herüber. Aber mit der sinkenden Sonne wird der Urwald lebendig. Papageien lassen ihr tausendstimmiges Geschwätz erschallen, das nur noch übertönt wird von dem Geschrei der zahllosen Affen. Kein Getöse klingt dem mensch-

lichen Ohr entsetzlicher als dasjenige, welches der rote Brüllaffe zu erzeugen vermag. Dort rasselt es im Grase; eine Klapperschlange überfällt ihre Beute und tötet sie mit ihrem Gifte. In der Ferne erdröhnt ein dumpfes Geheul; der Jaguar, die blutdürstigste aller Katzen, kämpft mit der amerikanischen Kaiser- oder Abgottschlange; dort am Ufer sucht sich ein wütender Büffel den Umschlingungen der riesigen Anakonda zu entwinden. In der Kühle des Abends verläfst der Tapir, der Dickhäuter der neuen Welt, seine Lagerstatt im weichen Moorgrunde, um seine Jungen im sumpfigen Strome zu tränken, oder um sie in die Felder der Indianer zu führen, in denen sein kräftiger, spannenlanger Rüssel tiefe Furchen zieht und arge Verwüstungen anrichtet. Von Raubtieren verfolgt, vermag ihn kein Dornstrauch und Schlinggewächs in seiner Bahn aufzuhalten. Eine ähnliche Lebensweise führt das Pekari oder Nabelschwein. Schauerlich hallen die Bafstöne des Ochsenfrosches und die klagenden Rufe des Faultiers oder Ai durch die Stille herüber. Wer den greisenhaften, ängstlichen, mürrischen Gesichtsausdruck dieses Tieres, den wehmütig matten Blick seines Auges, seine gespensterhaften Bewegungen wahrnimmt, der hält es eher für eine Ruine der Vorzeit, als für ein Glied in der Kette der jetzt lebenden Wesen. Sein Kopf ist rund, die Schnauze affenähnlich. Die vorderen Gliedmafsen sind doppelt so lang als die hinteren; alle tragen an ihren Enden drei lange Sichelkrallen, die dem Tiere wohl das Klettern, nicht aber das Gehen auf dem Erdboden gestatten. Es ist ein Baumtier, das auf Bäumen geboren wird und bis zu seinem Tode nicht von denselben herabkommt. Die Haut ist mit groben, spröden, heuartigen Haaren bedeckt. Das Leben ist äufserst zähe; Verdauung und Blutumlauf gehen nur sehr langsam von statten. Eine Fabel ist es jedoch, dafs es so lange auf einem Baume bleibe, bis es ihn völlig entlaubt hat; auch scheint seine Langsamkeit sehr übertrieben zu werden. Hat man doch einmal beobachtet, dafs es in 20 Minuten einen Mast von 40 Meter Höhe erklettert hat. — Erst die völlige Dunkelheit macht dem Getöse ein Ende. Manchmal jedoch werden die Bewohner des Urwaldes mitten in der Nacht wieder aufgeschreckt. Nichts gleicht dem Entsetzen, das sie erfafst, wenn der Orkan braust, wenn der Donner den Urwald durchhallt, oder wenn gar der Blitz einen sich rasch ausbreitenden Brand verursacht hat. In Todesangst stürzt

alles Getier aus dem Walde hervor, während gierige Raubvögel die Flamme begleiten und den Rauch nicht scheuen, um reichliche Beute zu finden. In stillen Nächten gewährt der Urwald dagegen einen unbeschreiblichen Reiz. Der Sternenhimmel funkelt über ihm in lieblicher Klarheit; in unvergleichlicher Pracht glänzen seine Blütenkronen, wenn die Silberscheibe des Mondes aus ihm hervortritt. Auch aus dem Dunkel des Waldes funkelt es hier und dort; die Stämme, denen die Schmarotzer alle Lebenskraft geraubt haben, sind nicht blofs der Wohnplatz der Bienen, Wespen und Ameisenschwärme, sondern auch der Aufenthalt zahlloser Glühwürmer, in deren Licht alle Formen der Bäume sichtbar werden. Voller Entzücken sah einst ein Reisender, wie ein so herrlich illuminierter Baum den Strom hinunterschwamm. — Den Morgen verkünden die Töne der Laubfrösche und Kröten, das Schwirren der Zikaden und Heuschrecken. Die Wespen verlassen ihre fufslangen Hängenester, die Termiten ihre Gänge in der Erde. Die buntfarbigsten, an Glanz mit dem Regenbogen wetteifernden Schmetterlinge schweben von Blume zu Blume. Millionen der glänzendsten Käfer durchschweben die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter hervor. Bald schleichen auch Eidechsen von auffallender Form, Gröfse und Farbenpracht aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens und sonnen sich, auf Insekten oder Vögel lauernd. Eichhörnchen und Herden von geselligen Affen schwingen sich pfeifend und schnalzend von Ast zu Ast. Die hühnerartigen Jakus und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Auch die Papageien und Pfefferfresser werden wieder lebendig; zarte Kolibri umschwirren die prachtvollsten Blumen, an Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd. Geschäftige Pirole (Goldamseln) und Fliegenschnäpper suchen ihre Beute; Drosseln geben ihre Freude in schönen Melodien kund; Spechte lassen ihr weitschallendes Klopfen ertönen. So geht es weiter von einer Morgenstunde zur andern, bis sich wieder die Schwüle des Mittags über den Urwald lagert.

Nach Pöpping.

271. Kaiser Max auf der Martinswand.

Willkommen, Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt!
Willkommen, Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt!
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit der Bergesluft! —

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand?
Des Aug' so flammend glühet wie hoher Königsblick;
Des Herz so still sich freuet am kühnen Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd;
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf;
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! Jetzt ist er festgebannt:
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!

Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast,
Des Fittichs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' einer von hier zum Thal hinab ein Stieglein baun,
Müßt', traun, ganz Tirol und Steier die Steine dazu behaun.

Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand;
Und ob sie wahr erzählte, ersehn nun kann er's hier;
Daß er's nie weiter plaudre, gesorgt ist schon dafür!

Da steht der Kaiserssprosse; Fels ist sein Throngezelt,
Sein Zepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält;
Auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergehn.

Tief unten liegt das Innthal, ein Teppich, lustig grün.
Wie Faden durchs Gewebe, ziehn Straß' und Strom dahin.
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf
Und schaun wie Friedhofhügel zu Maxen mahnend auf.

Jetzt stößt er, Hilfe rufend, mit Macht hinein ins Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt;
Es dringt ja nicht zu Thale des Hilferufs Gewalt.

Ins Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Ho, ho, nicht so gelärmet! Da hilft das Schreien nicht;
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag.

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' gesehn;
Die unten sahn ihn schweben auf pfadlos steilen Höhn;
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom;
Von Kirch' zu Kirche wallfahrt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fuß des Felsen erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sakrament empor.
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur;
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir;
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüten, — dein Blitz hat ihn erschlagen —
Ach, gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

Ich schien ein Bauherr, türmend den Dom zu deinem Ruhm; —
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligtum!
Ein Priester, plötzlich stürzend tot an des Altars Stufen,
Er hätte gern erst Segen noch übers Volk gerufen!

So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll!
So modre nun, mein Busen, der thatendurstig schwoll!
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeihn!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Knie sinkt er und betet still und warm;
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor;
„Komm heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er froh lächelnd vor sich stehn,
Der fasset ihn beim Arme und winkt ihm, fürder zu gehn;
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt;
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der lädt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd drohn;
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tirol empfängt die zwei;
Kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei. —

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit:

Ja wohl, ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand;
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manches Sängers Munde, aus aller Tiroler Herz!

A. Grün.

† 272. Nützliche Lehren.

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht als das Multiplizieren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand, einen Tag in den andern, nur 10 Pfennig unnötigerweise ausgeben. Mancher, der den Zehner übrig hat, thut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 3650 Pfennig, und in dreißig Jahren 109 500 Pfennig. Fazit: 1095 Mark weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann, einen Tag in den andern, zwei Stunden unnütz und in Müßiggang zubringen und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multipliziert sich in einem Jahre zu 730 Stunden und in 30 Jahren zu 21 900 Stunden. Fazit: 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 1095 Mark, wer's bedenkt.

Die Erde hat 5400 deutsche Meilen oder 10 800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahre wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benützt, besser und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

Es sagt ein altes Sprichwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein paar dazu setzen: Selber Achtung geben

macht verständig, und: Selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nötig ist, sondern andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

Nun kommen zwei Sprichwörter, und diese sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern herein regnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin; und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nicht der Mühe wert war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte.

Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

Hebel.

273. Der Friede.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Schiller.

†274. Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken und sagte zum Vater: Wenn sie nur den schönen, blauen Himmel nie mehr bedeckten! Der Vater antwortete ihm: Armes Kind, was hast du vom schönen Himmelblau? Die grauen Wolken sind für uns der segnende Himmel.

Wenn ich Scharen glänzender Müſsiggänger, die in Gold und Seide strotzen, und neben ihnen einen Kirchgang in Zwillich gekleideter Landarbeiter vorbeigehen sehe, so denke ich an dieses Himmelblau und an dieses Wolkengrau.

Pestalozzi.

†275. Die untergehende Sonne.

Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

Das ist so ihre Weise:
Sie wirket viel, doch leise.
Wer viel am Tage Gutes thut,
Der hat am Abend guten Mut.

Sie läuft den Weg behende
Von Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem himmlischen Gezelt.

Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Lust und Segen;
Dann schlieſst sie freundlich ihre Bahn
Und lächelt uns noch einmal an.

Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter;
Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt sie mit neuem Glanz empor.

Drum wandelt frohen Mutes
Wie sie, und thuet Gutes!
Dann schlieſst ihr fröhlich euren Lauf
Und steht frohlockend wieder auf.

Krummacher.

†276. Die Familie Fugger.

Der Stammvater der Familie Fugger, die noch jetzt weitläufige Güter und Herrschaften in Bayern und Württemberg besitzt, war Hans Fugger. Als armer, aber rühriger Webergeselle kam er nach Augsburg, erlangte durch Verheiratung mit einer Bürgerstochter das Bürgerrecht und wurde nach Verfertigung eines wohlgelungenen Meisterstücks in die Weberzunft aufgenommen. Durch Fleiſs und Geschicklichkeit, durch einen untadelhaften, ehrbaren Lebenswandel erwarb er sich bald die Zuneigung und Achtung seiner Mitbürger, so daſs ihn die Weberzunft sogar zu ihrem Deputierten im Stadtrate erwählte. Es war aber dieses Amt um so ansehnlicher, als die Weberzunft gerade in Augsburg die höchste Geltung unter den übrigen Zünften genoſs. Nächst der Bedeutung, welche der Betrieb ihres Handwerks für ihre Vaterstadt hatte, schrieb sich diese Geltung noch aus den ältesten Zeiten her. Die Weber rühmten sich, in der ewig denkwürdigen Schlacht auf dem Lechfelde, durch welche der groſse deutsche Kaiser Otto I. die Ungarn aus Deutschland vertrieb, von einem mächtigen Heerführer dieses wilden Volkes einen Schild erbeutet zu haben. Zur Belohnung ihrer Tapferkeit, erzählten sie weiter, habe ihnen der Kaiser diesen Schild als Wappen geschenkt, und sie trugen denselben von Zeit zu Zeit in pomphaftem Aufzuge durch die Stadt.

Im Jahre 1409 starb Hans Fugger und hinterlieſs ein Vermögen von 3000 Gulden, das er sich durch seinen Fleiſs und seine Gewandtheit erworben hatte. Es war dies aber für jene Zeit eine ansehnliche Summe, da die reichen Goldgruben der neuen Welt noch nicht geöffnet waren, und die Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse noch einen unglaublich niederen Preis hatten.

Die Söhne setzten das Geschäft ihres Vaters fort und mit so viel Glück und Geschick, daſs sie nur die reichen Fugger genannt wurden. Das Ansehen und der Reichtum der Familie wuchs fortwährend. Schon um das Jahr 1500 war nicht leicht ein befahrener Weg zur See oder zu Land, worauf sich nicht Fuggersche Waren befanden. Auf einmal nur nahm ihnen die damals mächtige Hansa zwanzig Schiffe weg, die, mit ungarischem Kupfer beladen, auf der Weichsel über Krakau nach Danzig gingen.

Unter der Erde arbeitete der Bergmann für die Fugger, auf derselben der Fabrikant. Schon 1448 liehen sie den damaligen Erzherzögen von Osterreich, dem Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht, 150000 Gulden. Es waren im Jahre 1509 gerade hundert Jahre, dafs der Weber Hans Fugger starb und ein durch mühsamen Fleifs errungenes Vermögen von 3000 Gulden hinterliefs. Jetzt waren seine Enkel die reichsten Kaufleute in Europa; ohne ihre Geldhilfe vermochten die mächtigsten Fürsten dieses Erdteils keine nur irgend bedeutende Unternehmung zu vollführen, und ihre Familie war mit den edelsten Geschlechtern Deutschlands durch die Bande der Verwandtschaft verbunden. Auch erhob Kaiser Maximilian I. sie in den Adelstand und begabte sie mit den ehrenvollsten und vorteilhaftesten Freiheiten und Rechten.

In wohlthätiger Sorge für die Not der Dürftigen zeichneten sich die Fugger stets aus. So erkauften sie schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts in der Jakobervorstadt einen grofsen Platz nebst einer Anzahl von Gebäuden, liefsen diese niederreifsen und 51 Häuser mit 106 Wohnungen erbauen, in denen arme Bürger Augsburgs für den geringen Mietzins von jährlich zwei Gulden ein bequemes Unterkommen fanden. Die ganze Anstalt bildet sozusagen eine eigene Stadt; sie hat drei Haupt- und drei Nebenstrafsen, drei Thore und eine eigene Kirche. Noch jetzt ist diese Anstalt unter dem Namen »die Fuggerei« eine Zierde Augsburgs und eine Wohlthat für dessen Bürger.

Ihren Reichtum, ihren Geschmack und ihre Prachtliebe zeigte vor allem die äufsere und die innere Einrichtung ihrer palastähnlichen Häuser, welche die höchste Zierde ihrer Vaterstadt wurden. Die Fuggerschen Häuser waren mit Kupfer gedeckt und von aufsen mit Bildern auf nassem Wurf bemalt. In- und ausländische Baumeister und Künstler waren bei diesen Bauten thätig. Noch bewundert man die künstliche Schreiner- und Schlosserarbeit an und in den ehemaligen Fuggerschen Behausungen.

Unter Karl V. drang der Ruf der Fuggerschen Reichtümer bis in das ferne Spanien, wo das Sprichwort entstand: Er ist so reich wie ein Fugger. — Ja, der Kaiser selbst soll in gerechtem Stolze auf solche Unterthanen, als man ihm den königlichen Schatz zu Paris zeigte, ausgerufen haben: »In Augsburg habe ich einen Leinweber, der das alles mit

Gold bezahlen kann.« Hatte ihm doch auch, wie eine Sage erzählt, dieser Leinweber, der Graf Anton, einen grofsartigen Beweis seines Reichtums gegeben. Als Karl V. von seinem Zug nach Tunis zurückkehrte, beehrte er den Grafen Anton mit seinem Besuche. Da liefs der reiche Fugger den Kamin in des Kaisers Zimmer mit Zimmtholz heizen und warf selbst eine bedeutende Schuldverschreibung seines hohen Gastes in das kostbare Feuer.

Nach Denhard.

277. Albrecht Dürer.

Das war Herr Max, der Kaiser,
Der war an Adel reich,
An ritterlichem Mute
Kam ihm kein Ritter gleich.

Das war der Albrecht Dürer,
Der seine Kunst verstand,
Ein hochberühmter Meister
Im deutschen Vaterland.

Da kam der Max zum Dürer,
Den Meister wollt' er sehn,
Der ewige Gedanken
In Bildern ließ erstehn:

Gedanken also herrlich,
So hoch, so ernst und rein,
Daß sie der Erde zeigen
Des Himmels Widerschein.

Vom Lob des edlen Kaisers
Beschämt, der Dürer schweigt;
Da wanket seine Leiter,
Indem er niedersteigt.

Dem Edelmann zur Seite,
Dem rief Herr Max zur Hand,
Daß er dem Dürer halte
Die Leiter an der Wand.

Der Edelmann, der zaudert,
Ihm dünkt der Dienst zu schlecht;
Er spricht: „Des Malers Leiter,
Die hält gar wohl mein Knecht."

Da sprach gar ernst der Kaiser:
„Wie thut dein Stolz mir leid,
Der nicht den Künstler ehret,
Des Adel Gott geweiht!

Ich kann als Kaiser machen
Den Knecht zum Edelmann;
Doch Gnaden, groß wie diese,
Nur Gott verleihen kann."

Drauf schenkte Max dem Dürer
Und seiner Zunft zur Stund
Drei silberweiße Schilde
Auf himmelblauem Grund.

Ihr jungen Herrn und Grafen,
Ehrt dieses Wappen fein;
Und seid ihr arm an Thaten,
Dann glaubt nicht reich zu sein.

Zu allen Künstlern aber
Des Dürers Wappen spricht:
Wenn ihr nicht malt wie Dürer,
Dann dünkt euch Dürer nicht!

Dem Adel und den Künsten
Ist Demut hohe Zier;
Das lehret dich der Dürer,
Der Kaiser sagt es hier.

Pocci.

278. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Der Herr ist grofs und herrlich in seinen Werken; wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. Die Berge verkündigen

seinen Ruhm, die Ströme rauschen von seiner Ehre, die Lilie des Feldes, die Blume des Thales predigt seinen Namen.

Wie schön ist der Züricher See, von grünen Hügeln umgeben, auf denen hie und da freundliche Landhäuser stehen, die sich in der klaren Flut spiegeln; wie majestätisch ragen im Hintergrunde die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Felskuppen und Berge empor, um deren Häupter die Wolken des Himmels sich lagern! Ich hatte in der Frühe Zürich verlassen, war über die hölzerne Rheinbrücke bei Eglisau gegangen und näherte mich nachmittags dem Dorfe Laufen. Lange vorher, ehe ich es erreichte, führte der Wind ein dumpfes Brausen an mein Ohr, das stärker wurde, je mehr ich mich dem Dorfe näherte. Endlich stand ich vor dem Rheinfall, bewundernd und die Allmacht des Höchsten preisend. Eine ungeheuere Wassermasse stürzt 28 Meter hoch über einen Felsendamm, zwischen einzelnen Felsenmassen schäumend und brausend und eine Wolke von Dampf aussprühend, in die sprudelnde Tiefe. Es hat etwas Sinnbetäubendes, das unaufhörliche Sprühen, Dampfen und Stürzen, das ohne Ende sich drängende Fluten und Zerstäuben der Gewässer zu sehen, das anhaltende Brausen und Donnern zu hören; selbst nach längerer Betrachtung blieb meine Seele nicht ohne Aufregung. Auf leichtem Nachen liefs ich mich hinüberfahren bis zu dem Fufse des Berges, auf welchem das Schlofs Laufen liegt; ich betrat das hölzerne Gerüst, das an den Rand des Wasserfalls oder vielmehr in den Wasserfall selbst hineingebaut ist, und der Eindruck, den ich hier empfing, läfst sich durch keine Worte wiedergeben. Das Gerüst bebte unter meinen Füfsen, die Felsen schienen zu beben, der feine Wasserdunst durchnäfste mich. Ich stand über eine halbe Stunde an dieser Stelle. Wie könnte man die alle Gedanken übersteigende Schnelligkeit schildern, mit welcher unaufhörliche Fluten hinabstürzen, wie das Getöse, das Zischen, Brausen, laute Krachen, die tausend verschiedenen Töne der sich überflutenden Wassermassen! Stumm und anbetend steht der Mensch neben diesem Wunderwerke des Schöpfers.

Schon eine halbe Stunde vor dem Fall, nachdem der Rhein unter der Brücke bei Schaffhausen hingeströmt ist, ist sein Bett so abschüssig und der Flufs so reifsend, dafs er nicht befahren werden kann. Ich ging des anderen Tages am Ufer entlang und betrachtete die zahllosen, aus der Flut

hervorragenden Klippen, durch welche sich strudelnd und schäumend die Wellen hindurchzwangen.

Als mich der leichte Nachen wieder an das andere Ufer gebracht hatte, dämmerte es schon; ich setzte mich auf die Ruhebank unter einem Baume und betrachtete nochmals die ganze Breite und alle Abteilungen des Falles. Der Mond stieg am Himmel auf und warf seine Strahlen auf die leuchtende und schimmernde Wasserflut. Sein Licht brach sich tausendfach in den aufsprühenden Perlen, die weifsen Punkten ähnlich erschienen. Sein Bild wiegte sich schaukelnd auf den auf- und niederwallenden Wellen; ich feierte einen der glücklichsten Abende meines Lebens auf dieser Stelle.

Fr. Hoffmann.

279. Der Storch von Luzern.

Was rennt durch die Straße die ängstliche Schar?
Was deutet das dumpfe Getöse?
Horch! furchtbar verkünden vom Turm die Gefahr
Des Feuerhorns gräßliche Stöße,
Und näher und ferner, Gaß aus und Gaß ein,
Hört lauter und lauter man: „Feuer!“ jetzt schrein.

Und fürchterlich über die Giebel erhebt
Sich wirbelnd die rotbraune Säule,
Und Hilfe zu bringen die Menge nun strebt,
Verachtend in mutiger Eile
Die stürzenden Balken, die sengende Glut,
Und rettet die Menschen und rettet ihr Gut.

Ach! aber wer ist dort die weiße Gestalt,
In rauchende Wolken versunken,
Wo wilder es wirbelt und qualmet und wallt,
Durchzuckt von helleuchtenden Funken?
Die Störchin, die arme, umkreiset ihr Nest;
Die hilflosen Jungen, die halten sie fest.

Und Mitleid ergreift alle Menschen; man sucht
Durch Werfen von Steinen und Stecken,
Durch lautes Gelärme den Vogel zur Flucht
Vom rauchenden Giebel zu schrecken.
O eitles Beginnen! wo sparet der Mut
Der Mutter beim sterbenden Kinde das Blut?

Und schwärzer und dichter bricht's oben hervor;
Hoch schlagen die leuchtenden Flammen;
Schon züngeln sie raschelnd am Reisig empor;
Bald stürzt jetzt der Giebel zusammen;
Und Hoffen und Hilfe die Störchin verläßt;
Sie sinkt, ihre Flügel verbreitend, aufs Nest.

Und Jesus Maria! schallt's ängstlich, und kalt
Durchschauert's die Menge; denn oben
Erblickt sie im Rauch eines Jünglings Gestalt,
Den sprühende Funken umtoben;
Es hat sein hochschlagendes Herz ihn gemahnt
Und kühn durch die Flamme den Weg ihm gebahnt.

Und Tausende beten: „Belohne den Mut!“ —
Und jauchzen: „Das Ziel ist errungen!“
Hoch hält er empor die gerettete Brut,
Und es folget die Mutter den Jungen,
Und jubelnd von brennender Leiter er springt,
Und jubelnd die Menge den Helden umringt.

Und wo er jetzt wandelt in Stadt und im Land,
Ihm lohnende Blicke begegnen;
Es schütteln ihm Männer die kräftige Hand,
Die Herzen der Frauen ihn segnen.
Ha! böt' ihm ein König für das einen Thron,
Er lachte wohl über den ärmlichen Lohn.

Es haben die Bücher die männliche That
Mit Freuden der Nachwelt verkündet;
Doch — ungern erzähl' ich es — niemand noch hat
Den Namen des Thäters ergründet;
Doch fehlt uns darüber auch jeder Bericht,
So fehlt er im Buch der Vergeltung doch nicht. Usteri.

†280. Der blaue König.

Seht ihr des Feindes Banner wehn,
Die Banner blau und weiß?
Und ringsherum die Mannen stehn
Im enggeschlossnen Kreis?

Seht ihr den Heldenjüngling dort,
Die Rüstung blau und weiß?
Er reißt die Schar im Sturme fort
Und holt des Sieges Preis!

Die Erde bebt, der Donner brüllt,
Der König ruft darein,
Er ist in blaues Kleid gehüllt;
Sagt nur, wer mag es sein?

Die Fahne faßt des Königs Hand,
Er stürzt von Wall zu Wall —
Er flieget über Glut und Brand
Im lauten Donnerschall.

Und nach ihm wie die Meeresflut,
Viel Hundert an der Zahl;
Er flammt sie an mit hohem Mut,
Der Hort im blauen Stahl.

Und Mauern stürzen, wankt er nicht,
Der blaue König? — Kühn
Schaut er dem Tod ins Angesicht
Mit stolzem Heldensinn.

Und auf der Feste Mauern ruft
Der König: „Stürmt heran!"
Er bahnet über Schutt und Kluft
Des Sieges blut'ge Bahn.

Der blaue König zückt das Schwert
Und glänzt im Mittagsstrahl.
Dort steht er, wie ein Gott verklärt,
Auf seines Sieges Mal.

Wer ist der blaue König? sprecht!
So fragt der Muselmann.
„Er ist aus Wittelsbach's Geschlecht,
Der siegesfrohe Khan!"*)

Es beugt der Mond dem blauen Hort
Sich mit dem Silberkranz;
Es lebt sein Name fort und fort,
Ein Stern im goldnen Glanz!

A. Büssel.

281. Die feuerspeienden Berge.

Solche gibt es in Europa, in Asien, in Amerika und auf der großen Inselwelt zwischen Asien und Amerika. Anzusehen sind sie äußerlich wie andere Berge. Einige sind spitzig wie ein Zuckerhut, andere rund; manche sind so hoch, daß sie bis über die Wolken hinaufreichen und ihre Gipfel ewiger Schnee

*) Khan = türkischer oder tatarischer Fürst oder Heerführer.

und Eis bedeckt, andere sind niedrig. Das Verdächtige aber ist, daß sie rauchen wie Kamine; das will dem Zuschauer nicht gefallen. Will man nun auf den Gipfel und nach der Sache sehen, so darf man nur den Mut nicht verlieren. Es geht an Schluchten und Abgründen vorbei, über steile Felsen und große Steintrümmer, endlich durch lauter Sand und Asche, über schwarze Schlacken und bei manchen über gefrorenen Schnee. Dabei donnert's im Berg immer, und man meint oft, der Boden wolle unter den Füßen brechen. Ist man nun nach viel Mühe und saurer Arbeit auf dem Gipfel oben angekommen, so steht man an einem großen, runden, trichterförmigen Schlund, der sich in den Berg hinunter verengert und Krater genannt wird. Aus diesem Schlund steigt beständig ein heißer Dampf heraus. Geht der Wind so, daß er den Dampf und Rauch wegtreibt, so kann man in den Trichter hinuntersteigen. Ein Naturforscher, der dies einmal gewagt hat, sah dann in der Tiefe wieder drei Bergspitzen, die beständig Feuer und Rauch ausspieen. Man bleibt aber gern außen.

Manchmal geschieht es, daß solche Berge nicht bloß Rauch und Dampf heraustreiben, sondern es brüllt und donnert und kracht in denselben, daß man's weithin hören kann. Die Erde erbebt, daß auch zuweilen Häuser und Türme in der Nachbarschaft des Berges einstürzen; der Boden bekommt Risse, daß Menschen und Tiere hinabfallen und elend ums Leben kommen. Aus dem Trichter des Berges steigt dann eine schwarze Rauchsäule wie eine ungeheure Garbe hoch in die Luft; Blitze schießen aus derselben hervor, aus der Luft regnet es heiße Asche und Sand oft in einem Umkreis von ein paar Stunden um den Berg her; am Gipfel pfeifen auch glühende Steine herab, was alles der Berg ausgeworfen hat. Dazu ziehen sich um den Berg dunkle Wetterwolken zusammen; selbst am Tage kann es dann so finster werden, daß man Lichter anzünden muß; aus den Wolken fahren Blitze in den Berg hinunter, aus dem Berg heraus in die Wolken hinein. Endlich bricht an einer Seitenwand des Trichters eine feurige Masse heraus: Steine, Sand, Erde, Metalle, alles untereinander geschmolzen, wie ein Strom glühendes Eisen; dies nennt man Lava. Wehe einem Ort, der so am Berge liegt, daß er von dieser Masse erreicht werden kann! Die dicksten Mauern stürzen ein; Türme, Häuser, Bäume verbrennen; Äcker, Wiesen, Weinberge werden übergossen und auf viele Jahre hinein verderbt. Die Flüsse können schlimme Arbeit machen, wenn sie austreten; sie tragen auf die Güter Steine

und Sand, welche man ihnen lieber gelassen hätte. Sind sie aber wieder im Gestade, so kann man doch wegführen, was sie hereingetragen haben. Die Lava dagegen kann man nicht wegschaffen, sie braucht mehrere Jahre, bis sie kalt, und noch längere Zeit, bis sie so verwittert ist, daß man wieder anfangen kann, mit der Haue darüber zu gehen und etwas drein zu pflanzen und zu säen. Kann man aber das einmal, so ist es ein überaus fruchtbarer und guter Boden, daher die Leute dann die ausgestandene Not und Angst wieder vergessen und sich immer wieder so nahe, als es sein kann, an den Berg hin machen.

Im Jahre 79 nach Christi Geburt hat der Vesuv bei Neapel in Italien die beiden Städte Pompeji und Herkulanum mit einem Aschenregen so zugedeckt, daß man jetzt tief graben muß, bis man auf die Häuser kommt. In diesen ist alles noch ganz in der Ordnung, wie es in alten Zeiten war, wie wenn die Leute nur etwa über Feld gegangen wären. Aber leider findet man auch noch Gerippe von Menschen, namentlich in Kellern; denn wer in den Häusern blieb, erstickte; wer sich retten wollte, kam auf dem Felde um. Die Asche fiel damals so dick, daß, als sie im Verlauf der Zeit hart und fest geworden war, eine Stadt, Portici genannt, darauf erbaut wurde und die Leute nicht wußten, daß sie gerade über der verschütteten alten Stadt Herkulanum wohnten, so daß oben eine neue Stadt steht, unter dieser aber die alte in der Asche steckt. In Pompeji besteht das Straßenpflaster aus uralten Lavasteinen, in welchen man die Fahrgeleise noch sieht. So haben also schon damals die Leute auf Lava gebaut.

Mancher Berg legt sich jetzt ruhig in die Sonne hin, wie wenn er nie etwas Schlimmes im Sinne gehabt hätte, und er hat's in früheren Zeiten doch gehabt. Wo man jetzt Basalt, Trapp, Tuff 2c. findet, z. B. am Siebengebirge am Rhein, auch hie und da auf der Alp, von Urach an bis ins Ries, da sind in früheren Zeiten entweder wirklich feuerspeiende Berge um den Weg gewesen, oder doch geschmolzene Massen aus dem Innern der Erde zur Oberfläche gequollen. Nach Jubitz.

282. Das Erdbeben von Lissabon.

Wie in London, so blühte der Handel vor dem Jahre 1755 in Lissabon. Auf sieben Hügeln prangte die Stadt, und wunderschön war sie vom Tajostrom anzuschauen. Von der Stadt aus sah man den glänzenden Wasserspiegel, auf dem die Segel see-

fahrender Nationen im Winde flatterten. Jenseits des Tajo breitete sich ein lachendes Landschaftsbild aus; in den gesegneten Fluren lagen glückliche Städte und wohlhabende Dörfer. Lissabon selbst war von einer altertümlichen Mauer umringt, auf der sich siebenundzwanzig Türme erhoben.

Von einem der höchsten Berge leuchtete eine Riesenburg, nach arabischer Weise erbaut, ins Thal hernieder. Außer der prachtvollen Hauptkirche zählte die Stadt noch vierzig andere Kirchen; Mönchs- und Nonnenklöster, Kapellen waren in verschiedene Gegenden verteilt. Die Lage des königlichen Palastes war überaus schön; denn aus seinen Fenstern übersah man die vor Anker liegende zahlreiche Flotte und die in dem mächtigen Hafen aus allen Weltgegenden ankommenden oder dahinsegelnden Schiffe.

Aber Lissabons Herrlichkeit sollte untergehen und in seinem alten Glanze nicht wieder auferstehen. Der erste November des Jahres 1755 war für die Hauptstadt ein Tag der Verwüstung und des Entsetzens. Tausende, die sich am Morgen des Lebens noch freuten, waren erschlagen, verbrannt, ertrunken, ehe der Abend graute; die prächtigsten Paläste, die herrlichsten Kirchen lagen in Trümmern.

Dieses Erdbeben zeigte sich in einer ungeheueren Ausbreitung und wurde in Europa, Asien und Amerika verspürt. Aber am härtesten sollte Lissabon von ihm heimgesucht werden.

Am Morgen des jammervollen Tages kündigte es kein Zeichen in der Natur an, wie schrecklich der Abend enden werde. Der Himmel war heiter, die Sonne glänzte; es regte sich kein Lüftchen, und dem verderblichen Sturme ging eine sichere Ruhe vorher.

In andachtsvollen Gebeten war die Volksmenge um die Altäre niedergesunken, zu denen sie durch den Gottesdienst am Feste Allerheiligen gerufen worden war, als sich etwa um 10 Uhr in den Straßen plötzlich ein donnerähnliches Rollen vernehmen ließ. Darauf folgte ein Stoß und ein Schwanken und Wogen des Erdbodens. Mehr bedurfte es nicht, um Kirchen, Paläste und Hütten in Schutthaufen zu verwandeln. Für Tausende waren die eingestürzten Wohnungen ein Grab geworden, in dem sie unter Balken und Mauerwerk verschüttet lagen.

Den Tumult, das Gedränge, das laute Geschrei und Wehklagen, welches die Tempel erfüllte, die das Erdbeben noch verschont hatte, den raschen Übergang von der stillen Andacht zu dem Todesschreck vermag niemand zu beschreiben.

Tausende hatten sich auf den öffentlichen Plätzen versammelt und hofften da Rettung zu finden; aber sie fanden sie nicht.

Ein Hagel von Ziegeln, Balken und großen Werkstücken fiel auf sie nieder, zerschlug und zerquetschte sie. Kinder, Greise und Kranke wurden in ihren Wohnungen verschüttet; man konnte den Schutt nicht wegräumen, um zu ihnen zu kommen. Hinterher fand man sie unversehrt, an der Qual des Hungertodes verschmachtet. Noch andere eilten dem Tajo zu, um auf Kähnen und Fahrzeugen das Leben zu retten; aber auch diese letzte Hoffnung ging ihnen verloren. Der Strom war wie durch ein Wunder zu einer Höhe von 12 m gestiegen. Die noch verschonten Häuser und die Ruinen wurden überschwemmt. Wie viele kamen in den Wogen um! Ein Damm, auf dem hundert Menschen standen, versank mit ihnen. Ebenso plötzlich, als die Flut entstand, verschwand sie wieder. Die Schiffe standen auf schlammigem Boden. Boote wurden verschlungen; Felsen, die man sonst nie gesehen hatte, ragten in die Höhe. Die See türmte sich auf; Wellen spritzten weißen Schaum in die Luft. Es schien, als ob der Boden, auf dem die Stadt stand, verschlungen werden sollte. Jetzt zeigte sich ein neuer Feind mit gräßlicher Zerstörungswut. Es entstand ein Orkan, der finstere Staubwolken in die Luft trieb und das Licht des Tages verdunkelte. „Sollte das jüngste Gericht angehen?“ so fragten viele mit leichenblassem Gesicht, die dem Tode entronnen waren, mit Zittern und Zagen.

Ein zweiter Erdstoß folgte, der mehrere Minuten anhielt. Häuser wankten wie die schlanken Bäume im Sturmwind; mehrere fielen zusammen. Ein dritter Stoß war so erschütternd, daß man sich nicht auf den Beinen halten konnte; man mußte sich niederwerfen oder knieen. Hier, wie an die Erde gebunden, mußte man es abwarten, was die kommende Minute über Leben oder Tod, über gesunde oder zerschlagene Glieder entscheiden werde.

Der Sturm war der Vorbote einer Feuersbrunst, die er anwehete und schnell weiter verbreitete. Ehe die Nacht anbrach, standen die Trümmer der zerstörten Stadt in Flammen, um den letzten Rest in Asche zu verwandeln. Wer konnte löschen? Wer wollte retten, was noch zu retten war? Niemand. Das Leben stand im höchsten Preise; für Irdisches wagte man es nicht. Acht Tage wütete die alles verzehrende Flamme, und statt der turmreichen, mächtigen Stadt sah man Aschenhaufen, schwarz angelaufene, rußige Steinmassen.

Tausende seufzten nach Brot, um den quälenden Hunger zu stillen. Zahllose Thränen flossen um die vermißten Eltern, die entrissenen Kinder, Wohlthäter und Freunde. Anhaltender Regen und Kälte vergrößerten das Ungemach aller derer, die ohne

Obdach unter freiem Himmel seufzten. Viele, die mit dem Leben davon gekommen waren, starben bald nachher an den Folgen des Hungers, der Erkältung, des Schrecks und der Angst. An 40000 Menschen waren bei dem Erdbeben umgekommen. Fix.

† 283. Herbstlied.

Bald fällt von falben Zweigen
Das letzte Laub herab!
Die Büsch' und Wälder schweigen;
Die Welt ist wie ein Grab.
Wo sind sie nun geblieben,
Die Vöglein all, die lieben?
Ach, sie sangen erst so schön! —
Der Reif hat sie vertrieben
Weg über Thal und Höhn.

Und bange wird's und bänger
Und öd in Feld und Hag;
Die Nächte werden länger,
Und kürzer wird der Tag.
Die Sänger sind verschwunden
In diesen trüben Stunden,
Suchen Frühling anderswo;
Und wo sie den gefunden,
Da sind sie wieder froh.

Und wenn von falben Zweigen
Das letzte Laub nun fällt,
Wenn Büsch' und Wälder schweigen,
Als trauerte die Welt —
Dein Frühling kann nicht schwinden!
Bau ihn in Herzensgründen;
Sei du selber dir dein Glück;
So kannst du Frühling finden
In jedem Augenblick. Hoffmann v. Fallersleben.

† 284. Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Dasein. Mich hat der Herr gepflanzt, sprach die erhabene Zeder; Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt. Jehovas Güte hat mich zum Segen gesetzt, sprach

der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet. Der Apfelbaum sprach: Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes. Und die Myrte sprach: Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen. So rühmten alle, der Öl- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten. —

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. Mir, sprach er zu sich selbst, scheint alles versagt zu sein, Stamm und Äste, Blüten und Früchte; aber so, wie ich bin, will ich hoffen und warten. Er sank darnieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe, da trat Gottes Ebenbild, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah sein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben; die Glut der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süfsen Saft, den herrlichen Trank für die Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt; denn viele standen entfruchtet da; er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demut.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Mut und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre geduldig aus! Im unansehnlichen Rohre quillt der süfseste Saft; die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde. Herder.

†285. Die Kartoffel.

Unter allen Pflanzen, welche in der Nähe unserer Dörfer auf dem Felde gezogen werden, ist die Kartoffel die bekannteste. Auf dem Lande kennt sie jedes Kind, und die Kinder aus großen Städten schämen sich wenigstens, wenn sie dieselbe sehen und nicht wissen, was sie vor sich haben. Das Gewächs hat einen krautartigen Stengel von etwa $\frac{1}{2}$ m Höhe, der mit gefiederten Blättern und Teilblättchen von verschiedener Größe besetzt ist. Die in Büschel gestellten Blüten sind weiß oder rötlichblau

gefärbt, in der Mitte mit fünf zusammengeneigten, goldgelben Staubbeuteln geziert. Im Herbste entwickeln sich aus denselben Früchte von der Größe einer Kirsche; es sind anfangs grüne, später schwarzrote Beeren, die jedoch nicht gegessen werden können.

Den genießbaren Teil der Pflanze bilden die unter der Erde befindlichen Knollen, welche an den Wurzelfasern sitzen. An ihrer Oberfläche erblickt man zahlreiche Knospen oder Augen, aus denen sich im Frühjahr, wenn sie im Keller liegen bleiben, blaßgelbe Keime entwickeln. Sticht man aber die Augen aus und legt sie nicht allzutief in die Erde, so treiben sie Keime hervor und entwickeln sich zu der bekannten Pflanze. Freilich kann man auch Kartoffeln aus dem reifen Samen der Beere ziehen; aber sie sind im ersten Jahre nicht viel größer als eine weiße Bohne und geben erst im zweiten Jahre nutzbare Knollen. Die aus einem Samenkorn gezogene Pflanze entwickelt zunächst eine echte Hauptwurzel und später zahlreiche Nebenwurzeln, worauf die erstere abstirbt. Alsdann schwellen die Nebenwurzeln an ihrer Spitze zu Knollen an, welche zur Nahrung wie zu neuer Aussaat geeignet sind. Haben die Keime getrieben, so wird die junge Pflanze zunächst behackt, um das emporgewucherte Unkraut zu beseitigen. Um aber später den unteren Teil des Stengels zum Treiben einer größeren Menge von Nebenwurzeln zu reizen, häuft man die Erde um denselben an oder häufelt die Pflanzen, wodurch sich dann natürlich der Ertrag des Feldes vermehrt.

Die Kartoffel ist kein einheimisches Gewächs, sondern stammt aus Amerika. Schon bei der Entdeckung von Mexiko und Peru bemerkte man, daß die dortigen Bewohner sie als Nahrungspflanze anbauten; und später fand man sie in Chile wild, wo sie, wie unser Heidekraut, ganze Küstenstriche bedeckt. Vermutlich ist diese nützliche Pflanze auf zweifachem Wege nach Europa gekommen. Im Jahre 1565 brachte sie ein Sklavenhändler nach Spanien, von wo sie nach Italien und Frankreich kam; und 1584 wurde sie von dem englischen Admiral Walter Raleigh (spr. Räleh), der sie aus Virginien nach Irland überführte, in seinem Garten gezogen. In Deutschland wurde ihr Anbau erst nach dem siebenjährigen Kriege allgemein, da die Landwirte mit Vorurteil gegen denselben erfüllt waren. Mußte doch Friedrich der Große in Pommern, wie in Schlesien Gewaltmittel anwenden, um das Landvolk zur Annahme der außerordentlichen Wohlthat zu bewegen. Das größte Verdienst um einen verständigen Kartoffelbau hat sich Albrecht Thär er-

worben, dem deshalb auch in Berlin ein Standbild errichtet worden ist.

Jetzt findet man die Kartoffel in allen gemäßigten und kalten Erdstrichen bis in die Nähe des nördlichen Eismeeres angebaut. Sie gedeiht fast in jedem Boden, am besten in sandigem Lehmboden. Durch die Kultur ist es in Deutschland gelungen, etwa 500 Spielarten dieser Frucht zu erzeugen, durch deren Ausartung aber auch seit dem Jahre 1845 die Kartoffelkrankheit in bedenklicher Weise um sich gegriffen hat. Da die Kartoffel gewöhnlich in solchen Jahren gut gerät, wo die Getreideernte weniger ergiebig ist, so hat sie der früher öfter eingetretenen Hungersnot in sehr wirksamer Weise abgeholfen. Indessen ist vorherrschender Genuß von Kartoffeln wenig zuträglich, da sie wohl sättigen, aber nicht dem Körper die nötigen Kräfte geben. In Verbindung mit Fleisch und Gemüse sind sie ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel und nicht nur in den Haushaltungen der Armen, sondern, da sie sich auf die mannigfaltigste Weise zubereiten lassen, auch auf den Tafeln der vornehmsten und reichsten Leute zu finden.

Rudolph.

286. Max Josephs III., Kurfürsten von Bayern, Herzensgüte.

Kurfürst Max Joseph III., der Sohn und Nachfolger des Kurfürsten Karl Albrecht VI. von Bayern, der im Jahre 1745 zur Regierung über Bayern kam, war nach Geist und Herz einer der edelsten und besten Fürsten des Jahrhunderts. Beim Antritte seiner Regierung waren durch Krieg die öffentlichen Kassen leer, die Unterthanen verarmt, die Quellen des Reichtums versiegt. Dieser allgemeine Notstand betrübte den guten Fürsten sehr; er verminderte Hofstaat und Militär, schaffte alle kostbaren Vergnügungen ab, lebte selber so einfach und prunklos wie ein Privatmann, verwendete die Einnahmen so sparsam als möglich, verringerte die Ausgaben bedeutend und traf zur allmählichen Tilgung der Landesschuld zweckmäßige Maßregeln. Er sorgte für Neugestaltung der bayerischen Gesetzgebung und wußte hierdurch Glück und Wohlfahrt des Vaterlandes segensreich zu fördern, bestätigte die Akademie der Wissenschaften und gab ihr ausgedehnte Rechte und Freiheiten, gründete eine Maler- und Zeichnungs-Akademie zur Heranbildung junger Künstler und bewährte in allen seinen Handlungen großen Verstand und eine unermüdete Sorgfalt für des Landes Wohlfahrt.

An Herzensgüte gleichen ihm wenige, die je auf fürstlichen Thronen saßen. Seine Unterthanen nannte er nur seine Kinder, diese ihn den guten Vater Max; jedem stand sein liebevolles Herz offen; jede Bitte fand Gehör und, wenn er's vermochte, Gewährung; ungetröstet ging keiner von dannen. Wäre jede seiner Verordnungen und Maßregeln so günstig in ihrem Erfolge gewesen, wie sie gut gemeint war, dann würde Bayern unter ihm auf weiten Zonen das glücklichste Land geworden sein. Aber ein Unglück war, daß des Kurfürsten vortrefflichster Geist nicht auch in allen seinen Dienern waltete. Selten erfuhr er den wahren Zustand des Volkes, und manche herrschende Not und Bedrückung blieb ihm sorgfältig verhehlt.

Einst löste ein trauriges Ereignis ihm lange verborgene Geheimnisse. Um hohe Preise war fast alles Getreide in fremdes Land gegangen, im eigenen dadurch Mangel entstanden (1770 und 1771). Haufenweise sammelte sich das Volk in München und schrie um Brot. Fragte Maximilian seine Umgebung, was das Gedränge vor den Bäckerläden bedeute, so berichtete man ihm, der Ungestüm des Pöbels sei daran schuld. Als er aber eines Morgens aus der Messe vom Herzogsspital zurückkam, umringte ihn ein Haufen bleicher und abgezehrter Menschen und rief weinend und mit aufgehobenen Händen: „Brot, gnädigster Herr, wir müssen verhungern!" Mit Entsetzen vernahm der Kurfürst die Schilderung der allgemeinen Not. Er gab den Bittenden sogleich all sein Geld, das er bei sich hatte, und sprach voll innigen Mitleids: „Meine Kinder, wie jammert ihr mich! Ihr sollt Brot bekommen und nicht Hungers sterben!"

Max Joseph hielt getreu, was er den Flehenden versprochen. Was in den Kornspeichern noch an Getreide zu finden war, wurde sogleich verteilt. Dann ließ der Kurfürst gegen 33 300 Hektoliter Getreide aus Italien bringen und opferte in edler Großmut über 2 Millionen Gulden, um seinen hungernden Unterthanen Brot zu geben.

Das Andenken großer Fürsten verherrlichen gewöhnlich große Denkmäler von Stein und Erz; aber das schönste und dauerndste ist das, das sie durch solche Handlungen in den Herzen ihrer Völker sich selber erbauen. Nach Rudhardt.

287. Führe uns nicht in Versuchung.

Im tiefbeschneiten Dorfe macht
Der Wächter seine Runde.
Wie ruht's so still! Wohl niemand wacht,
Zu hören seine Stunde.

Doch ja, ein Häuslein täuscht ihn nicht,
Hat wiederum das letzte Licht.

Ein armer Weber sitzt darin
In kalter Grub' am Stuhle
Bei trübem Licht, mit trübem Sinn,
Abschwirrend Spul' um Spule.
Ob warm sie ringsum träumen nun,
Der arme Weber darf nicht ruhn.

Er wachte gerne. Manches Jahr
Hat er's ja so getrieben,
Ist unverdrossen immerdar
Ob seinem Werk geblieben,
Hat ehrlich Weib und Kind ernährt,
Sein spärlich Brot mit Dank verzehrt.

Doch jetzt, es übermannt die Not
Des Armen redlich Ringen.
Kein Körnlein Frucht! Das teure Brot,
Kein Fleiſs mag's mehr erschwingen.
In Hoffnung wob er und Geduld;
Doch leise wob sich — Schuld zu Schuld.

Wohl schweigt der Kinder hungernd Flehn,
Gestillt von spätem Schlummer;
in holder Traum läſst Brot sie sehn
Und löst der Mutter Kummer;
Des Vaters Sorge aber wacht
Noch in der kalten Mitternacht.

Da sitzt er an der feuchten Wand
Vor seinem Weberstuhle
Und schieſst noch aus der starren Hand
Das Schifflein mit der Spule.
Ob Faden sich zum Faden legt,
Kein Hoffen mehr sein Herz bewegt.

„Wenn ich das Stück auch fertig hab'
Und bring's dem Händler morgen,
So zieht er mir am Lohne ab
Die Hälfte für sein Borgen;
Und kaum mag reichen noch der Rest
Zum Zins, um den man täglich preſst."

„Es hilft ja doch nichts!“ höhnt ein Geist
Der Hölle, ihn erbitternd.
Es schaudert ihn. Der Faden reifst.
Er knüpft ihn wieder zitternd.
Wer hilft dem Armen, dafs ihm nicht
Des Gottvertrauens Faden bricht?

Und wieder flüstert’s ihm ins Ohr:
„Ich wüfste Brot zu schaffen;
Es gilt nun einmal, frommer Thor,
Erlisten und erraffen!“
Da fafst die Höllenangst den Mann.
Er greift die Arbeit hastig an.

Das Schifflein fliegt, die Lade schlägt,
Die Schemel klappen nieder,
Bis endlich spät der Sturm sich legt,
Und Ruhe kehret wieder.
Der Feind ist diesmal abgewehrt;
O helfet, eh er wiederkehrt!

Der Wächter kommt zum kleinen Haus
Auf letzter Runde wieder;
Da lischt des Webers Lampe aus;
Er legt sich betend nieder:
„Herr, gib uns unser täglich Brot,
Erlös uns aus der Sünden Not!“

Es hüllt die Nacht den Jammer ein;
Die Seufzer still verklingen.
Doch er, der hört der Raben Schrein
Und sieht der Seelen Ringen,
Gott ruft: „Wer will mein Engel sein
Und geht mit Trost zur Hütte ein?“

K. Schmidlin.

† 288. Die Gänse.

Die jungen Gänschen laufen barfuß und haben keine Schuhe; sie haben aber wunderschöne, goldgelbe Flaumfedern über und über, so daß sie aussehen wie Kanarienvögel. Der ganze Anger ist voll solcher allerliebsten Dinger. Die weißen und grauen alten Gänse und Gänseriche sitzen dazwischen und zischen uns mit aufgesperrten Schnäbeln an, wenn wir vorbeigehen.

Alle Morgen marschiert die Gänseschar vom Dorfe zur grünen Wiese. Ein kleines Mädchen regiert die schnatternde

Herde wie eine Königin. Auf dem grünen Plane zupfen sie hier und da ein Hälmchen ab oder ein Blättchen; dann baden sie sich im Teiche, und schon die Kleinen, die erst seit ein paar Tagen aus dem Ei sind, schwimmen so niedlich, als hätten sie jahrelang Schwimmunterricht gehabt. Wenn die Sonne abends sich neigt, wandert das ganze Heer wieder nach Hause zurück. Jedes Gänschen findet sein Haus und seinen Hof, und jede Bauernfrau bekommt alle Abende richtig die volle Zahl wieder.

Ihr Lebenlang kommen die Gänschen nicht weiter, als vom Stalle nach dem Anger, von da nach dem Teiche und dann wieder nach Hause. Ihre Urgroßeltern aber waren weitgereiste Leute. Sie waren die grauen, wilden Gänse, die noch heute in Norddeutschland an den zahlreichen Landseen wohnen und alljährlich nach Süden reisen, hoch über unseren Köpfen hinweg. Voran fliegt ein alter, großer, grauer Gänserich; links und rechts hinter ihm folgt je eine Reihe, so daß der Zug aussieht wie ein Winkel. Sie singen ihr Reiselied auf die bekannte Gänsemelodie: Giek, gak, giek, gak!

Viele zahme Gänse haben auch die graue Farbe der wilden; nur das Fliegen verstehen sie nicht mehr so gut, da sie es nicht von Jugend auf ordentlich üben und zu fett und schwer geworden sind. Sie reisen lieber zu Fuße vom Stalle nach der Wiese und dem Teiche, und von da wieder zurück nach dem Hofe, — bis sie ihre letzte Reise nach der Küche antreten. Nach H. Wagner.

† 289. List wilder Enten.

Allen Jägern ist sattsam bekannt, welche List und kluge Berechnung die Tiere anwenden, um ihren Verfolgern und Feinden zu entgehen. Die Wildente kennt nicht bloß die verschiedenen Raubvögel, sondern richtet auch ihre Sicherheitsmaßregeln ganz den Fähigkeiten ihrer Angreifer entsprechend ein. Freiherr von Seyffertitz machte folgende merkwürdige Beobachtung. In der Nähe seines Wohnorts befand sich ein wasserreicher Bruch, zuweilen mit Tausenden von Enten bedeckt, welche ihrerseits wieder verschiedene Raubvögel herbeizogen. Eines Tages kam ein Seeadler herbeigeflogen, um sich eine der fischenden Enten zum Frühstück zu nehmen. Kaum aber hatten diese ihn bemerkt, so flogen sie auf und strichen über dem Bruche herum, weil sie wohl wußten, daß dieser große und schwerfällige Raubvogel außer stande war, eine Ente im Fluge zu erhaschen. Er flog zwar hinter ihnen her, doch nach einer Viertelstunde, nachdem

er vergeblich gejagt hatte, zog er wieder ab. Sobald er aus dem Gesichtskreise verschwunden war, fielen die Enten wieder ein, schwammen auseinander und suchten wieder nach ihrer Nahrung. Bald darauf zeigte sich der geschickte und für die Enten sehr gefährliche Wanderfalke, welcher sehr ungern auf einen sitzenden Vogel stößt, einen fliegenden aber mit großer Leichtigkeit fängt. Die Enten, ihn erblickend, flogen nicht auf, sondern tauchten fortwährend, um sich den Fängen des Räubers zu entziehen, was ihnen auch vollständig gelang. Der Falke flog dicht über ihnen weg, ohne auf eine zu stoßen; denn er hatte offenbar die Absicht, sie zum Auffliegen zu bewegen. Nach langer Bemühung gab auch er seine Jagd auf und flog davon. Noch an demselben Tage erschien nun aber der Taubenhabicht, der furchtbarste Feind dieser Vögel, da er die sitzenden ebenso geschickt zu fangen weiß als die fliegenden. Der Beobachter sah mit großer Spannung dem Ausgange entgegen; ihm schien eine der Enten ohne Gnade verloren. Doch der Instinkt der Tiere half hier abermals aus der Not. Sie zogen sich, sobald sie den Habicht erblickten, ganz eng zusammen und warfen mit den Flügeln ohne Unterlaß Wasser in die Höhe. Dieses zerteilte sich durch die Gewalt des Flügelschlages in viele Tropfen und bildete einen dichten, undurchsichtigen Staubregen. Der Habicht ließ sich zwar dadurch nicht abschrecken; er strich mitten hindurch und ganz niedrig über dem Wasserspiegel sich haltend. Allein, da er keine Ente ins Auge fassen konnte, so konnte er auch auf keine stoßen und mußte gleichfalls mit leeren Klauen abziehen.

Grube.

290. Züge aus dem Leben der beiden Könige Ludwig I. und Max II.

1. Ein vornehmer Herr flüchtete sich vor dem heftigen Regen in eine Hütte der Vorstadt Au. Schon in der Hausflur hörte er vom obern Stock her Töne des Jammers, lautes Schluchzen. Er eilte hinauf, und auf seine Frage schilderte ihm eine arme Mutter ihre elende Lage mit ihren vielen Kindern und das schreckliche Unglück, welches ihnen erst dadurch noch bevorstehe, daß in den nächsten Tagen ihre kleine Habe gepfändet werden soll. Der Herr riet dieser unglücklichen Frau, sich am andern Tage nach dem Wittelsbacher Palast zu begeben, und versicherte, daß ihr König Ludwig aus der Not helfen werde. „Ach,“ erwiderte die Frau, „dieser Rat kann mir auch nichts nützen; denn König Ludwig wird ohnedies von armen

Leuten geplagt.“ Inzwischen war ihr Mann ins Haus getreten und hatte alles mit angehört. Als er ins Zimmer trat und in dem fremden Herrn den König Ludwig erkannte, stürzte er mit Thränen zu des edlen Fürsten Füßen und wollte danken. König Ludwig wehrte dem aber ab und sprach: „Nicht mir danket; Gott müßt ihr danken, welcher den Regen schickte, der mich in euer Haus führte. Kommet nur morgen; es soll euch geholfen werden.“

2. Unweit Hohenschwangau begegnete König Max II. einem bejahrten Landmann mit silbergrauen Haaren, welcher weinend des Weges daher ging. Der König sprach den Mann an und fragte ihn, was ihm fehle. Der Mann erwiderte: „Mir kann niemand helfen.“ „Nun, so sagt mir doch euern Kummer,“ erwiderte der König, „wer kann denn wissen, ob euch gar niemand zu helfen vermag; schon mancher hat verzweifelt, und dennoch ist ihm unerwartete Hilfe gekommen.“ Der Mann erwiderte: „Wenn die einmal einen haben, so lassen sie ihn nimmermehr los. Seht, Herr, ich habe bereits einen Sohn beim Militär, und nun soll auch der zweite dazu; losgespielt hat er er sich nicht, tauglich ist er auch, er muß also Soldat werden. Nun habe ich aber sonst niemand mehr, der meinen kleinen Feldbau versieht. Ich bin zu alt dazu, mein Weib ist schon seit mehreren Jahren krank, und wenn auch mein zweiter Sohn fort muß, dann muß ich gleich betteln gehen, und das drückt mir fast das Herz ab.“ „Ja,“ sagte der König, „wenn das so ist, dann ist freilich schwer zu helfen.“

Der Bauer erwiderte: „Es wäre schon zu helfen, wenn es der dort auf dem Schloß wüßte, der wäre schon recht; allein zu dem kommt man hart, besonders, wenn man's da nicht hat, wegen der vielen Trinkgelder.“

„So,“ fragte der König, „muß man da so viel hergeben, bis man zum Könige kommt? Das kann ich doch nicht glauben.“

Der Bauer antwortete: „Gehört habe ich es schon oft; ob es wahr ist, weiß ich nicht.“

„Nun, so probiert es einmal, und dann wollen wir sehen, was zu machen ist,“ entgegnete der König und schied von dem Manne, der keine Ahnung hatte, daß er mit dem Könige gesprochen habe.

Am andern Morgen kam der Mann wirklich nach dem Schlosse Hohenschwangau und wunderte sich nicht wenig, als ein Bedienter gleichsam auf ihn zu warten schien, ihn durch die Zimmer führte und zuletzt sagte, er solle nur ein wenig warten,

der Herr werde gleich kommen. Zum Erstaunen des Bauers trat bald darauf der Herr, den er gestern gesehen hatte, ein, und fragte ihn, was es ihm denn gekostet habe, bis daher zu kommen.

„Meiner Seel', gar nichts," erwiderte der Landmann, „es ist doch merkwürdig, was die Leute alles lügen!" Der König gab ihm sofort ein Paket Banknoten mit den Worten: „Wenn euer Sohn tauglich ist und sich nicht losgespielt hat, so kann man ihn den Herren freilich nicht nehmen, weil das Gesetz entgegen ist; allein loskaufen kann man ihn, und da habt ihr nun das Geld dazu." Der Bauer entfernte sich mit Thränen des Dankes und unter herzlichen Worten von dem fremden Herrn, und noch größer war seine Freude, als er später erfuhr, daß es der König gewesen, der ihm diese Wohlthat erwiesen habe.

3. Eines Tages ging der König durch die Theresienstraße in München und bemerkte da eine Frau, sichtlich von der Wassersucht ergriffen, welche vor einem Bäckerladen stand und die gesunde, wohlhabende Bäckersfrau bat, ihr doch noch einmal Brot auf Kredit zu geben. Die Bäckersfrau wollte davon nichts wissen und bemerkte, die Frau habe schon zu viel hingeborgt. Endlich aber bequemte sie sich doch, noch auf einen Tag Kredit zu geben. Der König, welcher die Unterredung in der Ferne unbemerkt mit angehört hatte, schickte sogleich bei seiner Zurückkunft in die Residenz seinen vertrauten Diener aus, um die Frau wo möglich zu ermitteln und sich nach ihren Umständen zu erkundigen. Als ersteres gelungen war, und die eingezogenen Erkundigungen ergaben, daß die Frau sehr brav, aber auch sehr arm sei und mit ihren Kindern in der größten Not sich befinde, schickte ihr der König sogleich eine Unterstützung an Geld und ließ ihr wöchentlich einen Kronenthaler bis zu ihrem Tode auszahlen. Nach ihrem Tode aber wurde für ihre Kinder in entsprechender Weise gesorgt.

Ludw. Hauf.

4. Als König Max II. im Frühlinge 1853 in Palermo weilte, wo er im Palaste Butera wohnte, und eines Morgens, auf der Terrasse hinter dem Palaste wandelnd, die erfrischende Seeluft einatmete, stürzte eine junge Frau in atemloser Hast, ihre zwei Kinderchen zur Seite, vor ihm nieder und flehte ihn um Gnade und Erbarmen an. Ihr Mann, ein Waffenhändler, hatte dem Befehle der Regierung zuwider seine Waffenvorräte nicht ausgeliefert, sondern eingemauert, um sie in friedlichen Zeiten wieder zu verwerten. Aber dies wurde verraten und

der dreiundzwanzigjährige Mann beschuldigt, an der großen Verschwörung zum Sturz der Regierung teil genommen zu haben, und zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt. Vergebens liefen seine Frau und seine Brüder mit ihren Frauen und Kindern und selbst sein siebzigjähriger Vater von Haus zu Haus, um Fürsprache zur Begnadigung bei den Behörden zu finden. Vergebens! Da erinnerte sich ein Freund der unglücklichen Familie, es weile jetzt ein Fürst in Palermo, der ersten deutschen Fürsten einer, aus einem Geschlechte, das von jeher wegen seiner Großmut und Milde berühmt war. Und nach dem Rate desselben kam jetzt die Frau zu dem Könige Max und flehte ihn um seine Gnade an. Er nahm sie gütig auf, hörte sie an und gab ihr, so viel er vermochte, einen Schimmer von Hoffnung und Trost. Dann zog er über den Unglücklichen nähere Erkundigungen ein, fand ihn seiner Fürsprache würdig, telegraphierte um Begnadigung an den König von Neapel, und alsobald zeigte der blitzschnelle Bote an, der Verurteilte und noch drei andere mit ihm seien begnadigt.

† 291. Friedrich der Große und die Schulkinder.

Nach Berlin kam der König in den letzten Jahren seines Lebens nur selten. Potsdam und Sanssouci blieben seine Lieblingsresidenzen. Für die Berliner war es ein rechtes Fest, wenn er einmal in die Stadt geritten kam. Da traten die ehrsamen Bürger vor die Thüre und zogen ehrerbietig ihre Mützen. Jeden Gruß freundlich erwidernd, ritt der König, umgeben von Scharen jubelnder Kinder und neugieriger Menschen, nach dem Schlosse.

Wenn der König ausritt, nahmen sich die Kinder, welche jubelnd und schreiend Pferd und Reiter umgaben, wohl hie und da etwas mehr heraus, als sich schicken mochte. Bald putzten sie den Staub von den hohen Stiefeln, bald warfen sie ihre Mützen in die Höhe und trieben allerlei Kurzweil. Den kecken Possen sah der König stets mit vieler Gemütsruhe zu, und nur dann griff er drohend nach dem Krückstock, wenn die Buben durch ihren Unfug das Pferd scheu machten. Einmal, als sie es gar zu arg trieben, erhob er gegen die wild andrängende Schar den Stock und rief: „Wollt ihr Ruhe halten, ihr Rackers, und euch in die Schule scheren!“ Da kam er aber schön an. „Ach,“ rief der vorderste der Buben, „der will König sein und weiß nicht einmal, daß Mittwoch nachmittags keine Schule ist!“ Franz Otto.

† 292. Der freigebige Rübezahl.

Eine arme, alte Frau, welche nach Kräutern und Wurzeln suchte, verirrte sich dabei im Walde. Da begegnete ihr der Berggeist in Gestalt eines Jägers; den bat die Frau, er möge ihr doch den rechten Weg sagen, damit sie rasch nach Hause komme und die Wurzeln zu Geld mache; denn sie habe noch kleine Kinder daheim, die schon etliche Tage kein Brot gegessen. Der Jäger antwortete: „Die Wurzeln sind dir zu schwer, wirf sie weg! Ich will dir ein Laub weisen, das nimm und trag es in die Stadt; es wird dir mehr bringen als die schweren Wurzeln!“ Aber die Frau wollte nicht, sondern behielt ihre Wurzeln. Da sprach der Jäger wiederum, indem er auf einen Strauch wies, von diesem solle sie Laub mitnehmen, das werde ihr nützlicher sein als die Wurzeln. Er streift ihr auch von dem Laube ab und thut es in den Korb. Die arme Frau dankt und geht fort, denkt aber bei sich: „Was soll dir das Laub?“ und schüttet es fort. Als sie nach Hause kommt und die Wurzeln herausnimmt, kleben noch einige Blättlein von dem Laube am Korbe. Diese reicht sie den Leuten im Hause und sagt, es hätte ihr solche ein Jäger im Walde gegeben, sie sollte sie mitnehmen. Während sie so davon redet, werden die Blättlein alle zu Gold, und ist jedes Blatt ein Dukaten gewesen. Die gute Frau, in dem Glauben, sie wisse die Stelle noch wohl, wo sie die anderen ausgeschüttet, geht hin und sucht, findet jedoch weder Ort noch Blätter. Wenn sie behalten hätte, was ihr der Berggeist gegeben, sie wäre eine reiche Frau gewesen. So ist manchem ein Glück beschert gewesen, das er leichtsinnig verscherzt hat.

H. Kletke.

† 293. Der Bescheid des Thorschreibers.

Vor fünfzig Jahren kam ein alter Bauer mit wankendem Schritt, auf einen Stab gestützt, an dem Thore einer Residenz an. Der Thorschreiber sah aus seiner niedrigen Wachtstube heraus und rief ihn an: „Woher, Alter?“ — „Drüben vom Walde her,“ antwortete der Bauer. — „Wo geht denn Euer Weg hin?“ fragte der Thorschreiber weiter. — „Nicht weiter als hierher,“ war des Bauern Antwort. — „Und was habt Ihr denn hier zu schaffen?“ „Ach!“ erwiderte der Alte mit einem tiefen Seufzer, „ich wollte meinen eigenen Sohn verklagen. Seht, da habe ich vor mehreren Jahren mein bißchen Hab und Gut meinen sechs Söhnen abgetreten, um meine alten Tage in

Ruhe zu verleben. Der Älteste bekam die Grundstücke, Haus und Hof, Äcker und Wiesen; er verglich sich mit seinen Brüdern und versprach, mich bis an meinen Tod zu ernähren und zu verpflegen. Aber das will er nun nicht mehr thun, und bei meinen andern Söhnen finde ich auch keine Hilfe. Darum will ich mich mit einer Klage an die hochfürstliche Regierung wenden."

„Aber sagt mir doch," fragte der Thorschreiber, „wie alt seid Ihr denn eigentlich?" — „Großer Gott!" entgegnete der Bauer, „ich bin nun dreiundsiebenzig Jahre alt." — „Nun," sagte der vorwitzige Thorschreiber, „da kann ich Euch den Bescheid selbst geben, und Ihr braucht Euch nicht erst an die Regierung zu wenden. Ihr wißt ja, daß in der heiligen Schrift steht: Unser Leben währet siebenzig Jahre. Da habt Ihr schon drei Jahre zu viel gelebt!"

Der Alte sah den Thorschreiber erschrocken an. „Ja, wenn's so ist, so thue ich wohl am besten, wenn ich umkehre; unser Herrgott wird mir ja wohl gnädig sein und mich bald zu sich nehmen!" sagte er endlich wehmütig und setzte sich auf einen Stein vorm Thore, um auszuruhen.

Den Greis hat auch bald unser Herrgott zu sich genommen; auf dem Steine aber am Thore sitzt alle Sonntage der älteste Sohn und bettelt.

J. H. Campe.

294. Die Rheinpfalz.

Da lieget ausgebreitet in stets verjüngter Pracht
Ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Was nur das Herz ergötzet, was nur den Blick erfreut,
Das findest du hier alles in Fülle ausgestreut.
Ringsum die Berge gürtet der Wälder grüner Kranz,
Und drüber schwebt die Sonne in ihrem hellsten Glanz.
Die lust'gen Rebenhügel, der Ährenfelder Flur,
Sie zeugen von der Liebe der schaffenden Natur.
Wo findet sich auf Erden so heimlich trauter Ort?
Wo klingt so süß zum Herzen das biedre deutsche Wort?
Wo woget auf den Fluren der Segen ohne Zahl?
Wo ist zu Nutz und Wonne geschmücket Berg und Thal?
Wo fügt sich alles Schöne zum lieblichsten Verein?
Sag an des Landes Namen! — Das ist die Pfalz am Rhein!

Vom Hauptlande getrennt durch Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, liegt am linken Ufer des Rheins der bayerische

Pfalzkreis, früher ein Bestandteil der ehemaligen rheinischen Pfalzgrafschaft, des köstlichsten Juwels in dem Diadem der deutschen Kaiser.

Die Würde eines Pfalzgrafen bei Rhein hatte ihren Ursprung in der Pfalzgrafschaft von Aachen, dem Hofsitze Karls des Großen, welche die vornehmste und mit den meisten Rechten ausgestattete Pfalzgrafschaft war. Kaiser Friedrich II. übertrug die Pfalz dem Bayernherzoge Ludwig dem Kelheimer im Jahre 1215, der sie durch die Heirat seines Sohnes Otto des Erlauchten mit der Pfalzgräfin Agnes für immer dem Hause Wittelsbach erhielt.

Durch den Hausvertrag zu Pavia wurde die Rheinpfalz wieder von Bayern getrennt und den Söhnen Rudolfs, Kaiser Ludwigs des Bayern Bruder, übertragen. Heidelberg war die Hauptstadt des Landes.

Viele herrliche Fürsten, hervorragend an Geist und Gemüt, zählte die Pfalz. Rupert I., genannt der Rote, stiftete im Jahre 1386 die Universität Heidelberg, die Leuchte und der Stolz der Pfälzer und bald eine der berühmtesten Hochschulen Europas. Rupert III. wurde nach der Absetzung des Kaisers Wenzel im Jahre 1400 von den drei geistlichen Kurfürsten zum Kaiser gewählt. Von ihm rührt der „Rupertsbau" am Heidelberger Schloß her; auch verdankt ihm die Heidelberger Universität große Schenkungen.

Nach Ruperts III. Tode begannen auch in der Pfalz die unseligen Teilungen, welche die wittelsbachische Macht so zersplitterten.

Mit Stolz nennt die Pfälzer Geschichte den Pfalzgrafen Friedrich. Den „Siegreichen" heißen ihn seine Freunde, den „bösen Fritz" seine Feinde. Er war der treue Vormünder seines Brudersohnes Philipp, der ein Nachfolger seines großen Oheims wurde. Seinem gegebenen Worte getreu, keine standesmäßige Ehe einzugehen, heiratete Friedrich ein Münchener Hoffräulein, Klara Dettin von Augsburg, aus welcher Ehe die heutigen Grafen und Fürsten von Löwenstein-Wertheim entsprossen sind. — Weil Kaiser Friedrich III. und viele Fürsten ihn nicht als Kurfürsten anerkennen wollten, und weil er sich im Streite um Donauwörth mit Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern-Landshut verbündet hatte, so entsprangen daraus lange und ruhestörende Fehden. Aus allen aber ging Friedrich als glücklicher Sieger hervor. Bekannt ist seine Bewirtung der nach der Schlacht von Seckenheim gefangenen Fürsten auf dem Schlosse zu Heidelberg, bei

welcher auf der reichbesetzten Tafel nichts fehlte als — das Brot, durch dessen Mangel er ihnen den Vorwurf machte, welchen Schaden ihre feindliche Verwüstung der Saatfelder seinem Lande zugefügt habe.

Viel hatte das Land zu leiden im Bauernkriege, im Landshuter Erbfolgekrieg und in den Religionskriegen. Das Schrecklichste aber ward ihm für die französischen Raubkriege aufgespart. Türenne verwüstete — 1674 — die Pfalz in grauenhaftester Weise. Erbittert über das unmenschliche Verfahren der Franzosen gegen unschuldige Unterthanen, schickte Kurfürst Karl Ludwig dem französischen Heerführer eine Herausforderung zum Zweikampfe. Der Marschall aber antwortete mit glatten Entschuldigungen. Noch schrecklicher war die Verwüstung im Jahre 1688. Als nämlich im Jahre 1685 mit dem Kurfürsten Karl Ludwig, dessen Schwester Elisabeth Charlotte an den Herzog von Orleans, Bruder Ludwigs XIV. von Frankreich, verheiratet war, die Pfalz-Simmern-Linie ausstarb, und die Erbfolge an Philipp Wilhelm aus der Neuenburger Linie überging, machte Frankreich Erbansprüche auf einen großen Teil der Pfalz. Die männliche Weigerung des Kurfürsten Philipp verhinderte zwar die Zerstückelung der Kurpfalz; dagegen traf durch die Raubhorden des Königs von Frankreich doppelter, ja zehnfacher Jammer die Bewohner der Pfalz auf beiden Seiten des Rheins, sowie auch die angrenzenden, nicht im entferntesten bei jenen übertriebenen Orleansschen Erbansprüchen beteiligten Reichsstädte.

Als im Jahre 1777 in Bayern die Ludwigsche Linie erlosch, ward unter dem Kurfürsten Karl Theodor Pfalz und Bayern wieder vereinigt. Die französische Revolution aber, gegen welche auch Bayern dem Kaiser beistand, verhängte über Pfalzbayern schwere Verluste. Alle kurpfälzischen Länder kamen in die Gewalt Frankreichs. Erst im Jahre 1816 erhielt Bayern wieder einen Teil der ehemaligen Rheinpfalz als Entschädigung für die namhaften Abtretungen, die es an Österreich zu machen hatte. Solereder.

295. Die Verwüstung der Pfalz im Raubkrieg der Franzosen.

Erzürnt, daſs ihm sein Plan miſslang, auf den erledigten Kurfürstenstuhl von Köln eine seiner Kreaturen zu bringen, durch die er sich immer wieder in die deutschen Angelegenheiten hätte mischen können, begann Ludwig XIV. von Frankreich im Jahre 1688 unter dem Vorwande von Erbschafts-

ansprüchen seinen dritten Raubkrieg. Ein französisches Heer unter dem Befehl des Marschalls Duras fiel in die Pfalz und einige benachbarte Fürstentümer ein. Es war vorauszusehen, dafs Frankreich bald auf allen Seiten angegriffen sein würde, und dafs Duras sich nicht lange im Besitze derjenigen Provinzen würde behaupten können, welche er überrascht und überzogen hatte. Da gab der »allerchristlichste König« auf den Rat seines Kriegsministers Louvois den eben so furchtbaren, als unmenschlichen Befehl, die Pfalz und alle Lande am Rhein in eine Wüste zu verwandeln, damit sie den vordringenden deutschen Heeren keinen Anhalt bieten könnten.

Der französische Befehlshaber verkündete fast einer halben Million Menschen, dafs er ihnen drei Tage Zeit lasse, und dafs sie nach Ablauf derselben ihrem Schicksal überlassen sein würden. Bald schwärzten sich die Strafsen und Felder, welche damals im tiefen Schnee lagen, mit zahllosen Haufen von Männern, Weibern und Kindern, welche von ihrem Herde flohen. Viele starben vor Kälte und Hunger; aber genug von ihnen blieben am Leben, um fast alle Städte Europas mit abgemagerten und schmutzigen Bettlern zu füllen, welche einst als Landwirte und Kaufleute ein blühendes Gewerbe gehabt hatten.

Mittlerweile begann das Werk der Zerstörung. General Melac vollführte es von Heidelberg aus mit hunnischer Grausamkeit. Sein Name ist dafür aber auch in der Geschichte gebrandmarkt und mit Fluch beladen. — Aus jedem Marktplatze, jedem Weiler, jeder Pfarrkirche, jedem Landsitze in den dem Untergange geweihten Provinzen schlugen die Flammen empor. Die mit Korn bestellten Äcker wurden umgepflügt, die Obstgärten niedergehauen; die fruchtbaren Ebenen um den Ort, wo einst Frankenthal gelegen, gewährten keine Aussicht auf eine Ernte. Kein Weinstock, kein Mandelbaum war auf den Abhängen der sonnigen Berge zu sehen, zwischen denen einst Heidelberg gestanden. Palästen, Tempeln, Klöstern, Krankenhäusern, den schönsten Kunstwerken, Denkmälern erlauchter Toten erwies man keine Achtung. Die weitberühmte Burg des Kurfürsten ward in einen Haufen von Ruinen verwandelt; das zunächst liegende Hospital ward geplündert; die Lebensmittel, Arzneien, die Strohsäcke, auf denen die Kranken lagen, wurden zerstört. Selbst die Steine, aus denen Mannheim erbaut war, wurden in den Rhein geworfen. Die prachtvolle Kathedrale von Speyer ging zu Grunde, und mit

ihr fielen die Marmordenkmäler von acht Kaisern; die Särge wurden erbrochen, die Asche in alle Winde zerstreut. Speyer selbst und Worms wurden nach schwerer Brandschatzung gänzlich zerstört. In Worms blieb nur der Dom stehen. An 1200 Städte und Dörfer in den pfälzischen Rheinlanden traf ein ähnliches Los. Die armen Bewohner wurden, wenn sie das Ihre retten wollten, erschlagen. Überall fand man die Leichen elender, erfrorener Menschen.

Durchwandert man die Pfalz oder den Rheingau, so erblickt man inmitten des gesegneten Landes allenthalben Ruinen; und fragt der Wanderer, wann das Schlofs, das Kloster, der Tempel, der Ort in Trümmer zerfallen, so wird die Antwort meist dahin lauten: Das haben die Franzosen im Raubkriege gethan.

Solereder.

† 296. Die Blindschleiche.

Die Blindschleiche hat einen fußlosen, walzenrunden Körper, wird etwa 30 cm lang und kaum so stark wie ein kleiner Finger. Ihr Name ist ziemlich unpassend gewählt; denn obwohl das Tier nur kleine Augen hat, so ist es doch nicht blind.

Die Blindschleiche wird gewöhnlich von Unkundigen für eine giftige Schlange gehalten. Das Tierchen hat aber durch den Bau seines Kopfes, namentlich durch die fest mit einander verwachsenen Kiefer, mehr Ähnlichkeit mit einer Eidechse als mit einer Schlange, und von Giftzähnen und Giftdrüsen ist gar keine Spur bei ihm zu finden. Wer also sonst keine Scheu vor solchen Tieren hat, der kann eine Blindschleiche ohne Gefahr anfassen. Sie stellt sich übrigens, wenn man sie ergreift, sehr unbändig, verteidigt sich aber fast nie durch einen Biß. Sehr leicht bricht dabei der Schwanz ab, was in dem eigentümlichen Baue desselben seinen Grund hat. Er besteht nämlich aus Ringen von kurzen, kegelförmigen, hohlen Muskeln, von denen jeder mit der Spitze in der Höhlung des folgenden steckt. Das abgebrochene Stück bewegt sich noch lange fort, wird aber dem Tiere nicht wieder ersetzt wie bei den Eidechsen.

Vom Mai bis September häutet sich die Blindschleiche jeden Monat einmal. Ihre Nahrung besteht in nackten Schnecken, Regenwürmern und glatten Raupen. Will sie einen Regenwurm verzehren, so nähert sie sich demselben sehr langsam, befühlt ihn meist erst mit der Zunge, sperrt langsam den Rachen auf und ergreift ihn dann endlich. Er windet sich aus Leibeskräften; sie wartet, bis er ziemlich abgemattet ist, und verschlingt ihn dann

nach und nach, den Kopf bald links, bald rechts legend und so mit den Zähnen vorwärtsgreifend. Zwei mittelgroße Regenwürmer reichen zu einer Mahlzeit hin. Wie die Schildkröte, so kann auch die Blindschleiche ein halbes Jahr fasten, wenn's sein muß.

Die Weibchen legen gegen Ende August 8 bis 16 Eier mit dünnen, häutigen Schalen, aus denen sich das Junge sogleich herauswindet und darauf seiner Wege geht, ohne sich weiter um seine Mutter zu bekümmern.

Da ihnen die Kälte verderblich ist, so verkriechen sie sich im Herbste und halten einen Winterschlaf, aus dem sie bei gutem Wetter jedoch schon im März wieder erwachen. Lüben.

† 297. Tanne, Fichte und Kiefer.

„Heda, gute Frau! was wollt ihr?" ruft der Förster eine Frau an, welche mit einem Handkorbe in den Wald tritt und sich forschend umsieht. „Ich wollte nur ein wenig Maiwuchs für mein kränkliches Kindlein brechen," antwortete sie bittend, „damit ich es darin baden könne." Damit meinte sie die jungen, grünen Schößlinge, welche zur Zeit des Mai aus den Zweigen der Nadelbäume treiben. — „Es mag sein!" spricht der gütige Förster und läßt sie sammeln. —

„Und was suchet ihr, guter Freund, der ihr meine Tannen von unten bis oben beschaut?" — „Ei," versetzte der ehrliche Schiffer, „ich suche einen Mastbaum für mein Schiff, schlank und gerade, wie er nur sein muß." „Ihr sollt ihn haben," beteuert der Förster und wendet sich an einen neuen Ankömmling. „Ich bin ein Instrumentenmacher," sagt dieser, „ich wünsche Fichten- und Tannenholz zu meinen Arbeiten, das auf felsigem Boden gewachsen und daher recht fest ist." — „Auch euer Wunsch soll erfüllt werden," versetzte der Förster.

„Und ihr, schwarzer Gesell," spricht er zum rußigen Köhler, „ihr seid der wahre Holzwürger. Ist der große Vorrat schon wieder aufgeräumt?" — „So ist's!" antwortet derselbe, und auf meine Holzkohlen warten hundert Menschen, die ohne mich nicht arbeiten können." — „Mit Vergunst, Herr Förster!" sagt ein schwarzer Rußbuttenmann, „ich bin auch da. Kienruß wird weit und breit gebraucht." „Und Kienöl und Terpentinöl nicht minder," fällt ein anderer ein, „daher bitte ich mir die unreifen Tannenzapfen, sowie die Wurzeln und Äste der Kiefern aus." — „Nur nicht die Fichtenäste etwa auch," wendet der Böttcher ein, „wovon könnte ich sonst die großen Faßreifen machen?"

Der Apotheker begehrt den Samen der Tannen, um ein heilsames Öl daraus zu pressen, der Zimmermann Bauholz, der Schneidemüller Klötze, um Bretter, Pfosten und Latten liefern zu können, der Gerber die Rinde zur Lohe, aus welcher er später den brennbaren Lohkuchen fertigt. Dieser will Kiefernholz zu Wasserleitungsröhren, jener Tannenholz zu Schindeln, Siebrändern und Schachteln. Der Tischler, Böttcher, Drechsler, der Holzhändler, alle schreien nach Holz, so daß der geplagte Förster weder ein, noch aus weiß. Jeder Teil des Nadelbaumes, von der Nadel an bis zur Wurzel herab, findet seinen Liebhaber. In holzärmen Gegenden verschmäht auch der Arme nicht, sich die Tannen- und Fichtenzapfen, sowie die Kienäpfel aufzusammeln. Wenn aber die Kätzchen der Fichten und Kiefern blühen, so stellen sich die fleißigen Bienen zu Tausenden ein, den gelblichen Blütenstaub sich zuzueignen und ihn in Futterbrei zu verwandeln. Zuweilen entführt der heftige Wind bei einem Gewitter den Staub in die Weite und überzieht die Regenpfützen mit einem gelben Pulver, welches unwissende Menschen für Schwefelregen ausschreien.

Hinke.

298. Die Baumwollenpflanze.

Von allen Stoffen, welche die Menschen zur Bekleidung benutzen, nimmt die Baumwolle den ersten Platz ein. Sie kommt von einem Gewächs, welches zur Malvenfamilie gehört und entweder kraut- oder holzartig ist. Die Frucht ist eine Kapsel, welche sich in mehreren Klappen öffnet und viel Samen einschließt. Dieser ist mit einer langen, dichten, weißen, zuweilen gelben Wolle besetzt, welche die bekannte Baumwolle gibt.

Die Baumwollenpflanze erfordert ein warmes Klima. Sie gedeiht innerhalb der Wendekreise und in den wärmeren Teilen der gemäßigten Zone. Zur Herbstzeit bietet ein Baumwollenacker einen außerordentlich schönen Anblick. Dann lugt die schneeweiße Baumwolle aus den dunkelgrünen Blättern zwischen großen, gelben Blumen hervor wie Lichtlein am Weihnachtsbaume; denn die Pflanze trägt zu derselben Zeit, wenn sie noch in der Blüte steht, reife Frucht. Deshalb wird auch das Einsammeln eine längere Zeit fortgesetzt. Das geschieht, indem man die Kapseln, welche sich zu öffnen begonnen haben, mit der Hand abpflückt. Sie werden dann getrocknet, und die Wolle wird von dem Samen getrennt.

Mutmaßlich ist der Baumwollenbau durch die Araber nach Europa gebracht worden. Zuerst wurde er in Spanien, dann in Sici-

lien, im südlichen Italien und in Griechenland betrieben. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts war indes der Gebrauch der Baumwollenzeuge in Europa unbedeutend. Die wenigen Baumwollenwaren, die man brauchte, holte man aus Indien und China. Seitdem ist die Baumwollenfabrikation in Europa, besonders in England, zu einem außerordentlichen Umfange gestiegen; ja, man ist bereits dahin gekommen, daß, ungeachtet des niedrigen Arbeitslohnes in Indien und China, und ungeachtet des weiten Transports, nicht unbedeutende Mengen Baumwollenzeuge von Europa nach Indien ausgeführt werden. Diese ungewöhnliche Erscheinung verdankt man den Maschinen, die in England allein $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen beschäftigen. Wenn alles, was jetzt aus Baumwolle gearbeitet wird, mit den Händen bewerkstelligt werden sollte, so müßte jeder fünfte Mensch in ganz Europa in Baumwolle arbeiten.

Wunderlich.

†299. Der alte General Ziethen.

Der alte General Ziethen speiste einst mit mehreren vornehmen Herren bei dem König Friedrich dem Großen von Preußen. Vornehme Herren sitzen in der Regel lange am Tische, indem sie viel dabei sprechen. Der General, ein Greis von 80 Jahren, schlief während des Gespräches ein. Einige der anwesenden Herren lächelten und wollten sich über ihn lustig machen; allein der König verbot es mit einem ernsthaften Gesicht, indem er sagte: „Lasset uns leise reden, damit wir ihn nicht stören; er hat lange genug für uns gewacht!“

Berthelts Lebensbilder.

†300. Der Bauernknabe in der Stadt.

Vater, laßt mich zu Atem kommen!
Das war was Prächt'ges in der That!
Mein Pate, ihr wißt, hat mich mitgenommen
In die große, herrliche Stadt.
Es ist drinnen grad wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer rund herum;
Man wird im schrecklichen Lärm und Getümmel —
Ihr könnt mir's glauben — ordentlich dumm.

Das ist ein Turm! potz Donner und Hagel;
Der reicht euch fast in die Wolken hinein!
Der unsrige ist dagegen ein Nagel,
Und inwendig soll er noch höher sein.

Die Häuser sehen alle aus wie die Schlösser;
Sie sind, so wahr ich kein Lügner bin,
So groß als unser Schloß, wo nicht größer;
Da wohnen gewiß nur Verwalter drin.
Doch hat's mich gewundert, das muß ich sagen,
Die Thüren von manchem Haus sind so klein,
Da kann kein heubeladener Wagen,
Nicht einmal ein rechtschaffener Ochse hinein!
Auch hab' ich keine Gärten gesehen,
Nicht Wiesen, noch Äcker bei einem Haus;
So eingesperrt könnt' ich nimmer bestehen;
Sie sehen auch alle so bleichwangig aus.
Die Wagen sind prächtig, mit Gold auch beschlagen!
Doch eins ist närrisch, das klärt mir mal auf:
Die Schlechtgekleideten sitzen im Wagen,
Und die Goldnen und Silbernen stehn hinten drauf.
Und entweder müssen sie den Hafer sparen,
Oder so ein Herr muß gewichtig sein;
Denn, will er nur ein paar Gassen fahren,
So spannen sie oft ihm vier Pferde ein.
Und Leute gibt's, Vater, in allen Straßen,
Die stoßen einen bald her und bald hin.
Das werd' ich mir einmal nicht nehmen lassen:
Es ist ein ewiger Kirchtag da drin.
Ich bin mit dem Paten im Wirtshaus gewesen,
Da hat man Speisen und Braten vollauf;
Kein Mensch kann den ganzen Zettel durchlesen,
Und das Beste, die Knödel, stehn doch nicht drauf.
Kurzum, die Stadt hat mir gefallen;
Doch bin ich wie närrisch zum Wagen gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitsche knallen,
Und als er rief: „Es ist angespannt!"
Und wie hinter mir war der Häuserhaufen,
Da schrie und jauchzte ich laut vor Lust.
Jetzt, Vater, laßt auf die Wiese mich laufen;
Denn immer noch ist es mir eng um die Brust!

J. F. Castelli.

† 301. Die Fischotter.

An fischreichen Flüssen, Seen und Teichen trifft man in unserem Vaterlande hie und da auch noch eine Fischotter, glücklicherweise selten; denn dieses Raubtier richtet in kurzer

Zeit furchtbare Verheerungen unter den Fischen an. Die Fischotter ist 75 cm lang, den Schwanz, der 30 cm mifst, nicht eingerechnet; sie hat einen kleinen, breiten, platten Kopf, eine stumpfe Nase, ein sehr scharfes Gebifs, das Maul mit grauen, steifen Borsten besetzt, kurze, dicke Füfse und Schwimmhäute zwischen den Zehen. Der Oberkörper ist braunrot, Backen, Bauch und Hals sind heller. Das Fell ist so dicht, dafs es ein Hund nicht durchbeifsen kann. Ihr Gehör ist aufserordentlich scharf. Sie wohnt in Löchern, die sie sich am Ufer ausgräbt. In einsamen Gegenden verläfst sie auch des Tages ihr Uferloch, um sich zu sonnen; in bewohnten Gegenden aber wagt sie sich nur nachts aus ihrem Verstecke. Leise erscheint sie am Ufer, späht scharf umher und geht dann ins Wasser. Sie schwimmt vortrefflich; kein Fisch, selbst die pfeilschnelle Forelle nicht, vermag ihr zu entgehen; sie zerreifst die Fischnetze, frifst die Setzfische von der Angel, die Krebse in der Uferhöhle und weifs selbst Wasseramseln, Spitzmäuse und Enten abzufangen. Kleinere Fische verzehrt sie augenblicklich im Wasser; hat sie aber einen gröfseren, einen Hecht, einen Lachs gefangen, so trägt sie das zappelnde Tier ans Ufer und verzehrt es, läfst aber den Kopf und die Gräten liegen. Nicht selten verbinden sich zwei Ottern zur Jagd, indem die eine stromaufwärts, die andere stromabwärts jagt und sich so gegenseitig die Beute zujagen. So fertig sie aber selber jagt, ebenso schwer ist sie zu jagen; denn die Fischotter ist ebenso scheu als vorsichtig. Auf dem Lande läuft sie ziemlich rasch; doch schwimmt und taucht sie weit fertiger. Unter dem Wasser vermag sie aber nicht lange auszuhalten. Alte Fischottern sind unbändig und lassen sich eher totschlagen, als lebendig fortbringen. Jung eingefangen, wird die Otter zahm und anhänglich wie ein Hündchen. Sie folgt auf den Wink, bewacht ihren Herrn, verteidigt ihn gegen Menschen und Hunde mit Fauchen und Beifsen, geht aufs Kommando ins Wasser, holt Fische, kehrt auf den ersten Ruf zurück und legt ihre Beute zu den Füfsen ihres Herrn nieder.

Der Balg der Fischotter gibt schönes Pelzwerk; ihr Fleisch ist sehr schmackhaft und wird auch in der Fastenzeit gegessen.

Solereder.

† 302. Der Fuchs.

Es naht sich der Abend. Reineke verläßt seinen Bau und schlendert gelassen, den Schweif schleppend, durch Busch und Kraut, immer querfeldein. Jetzt ist er am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche; da und dort summt noch eine Biene, oder ein schwer gepanzerter Käfer schweift behaglich brummend in geschwungenen Bogen dahin. Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr: ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligsten, anmutigsten Sätzen tändelt es um die Mutter, ein Blatt, ein Kraut wie im Fluge abstreifend, und dann sich niederwerfend, zu saugen. Die Mutter leckt ihm kosend den Nacken. Plötzlich hebt die Rike den Kopf. Ihre Lichter funkeln; ein Zittern fliegt über die Flanken; sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar, sie hat den Räuber gewittert; der hat sich leisen Fußes herangestohlen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht soeben den Weg verrannt hätte! Aber Reineke läßt sich nicht irre machen; er thut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch sinnend starrt er ins Blaue. Keine Miene verrät, daß er der Beute ansichtig geworden. Er verschwindet, um in weitem Bogen von einer anderen Seite den Angriff zu versuchen. Allein die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge; denn sie kennt des Laurers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Rike pfeift wieder, und der Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche nah und näher gekommen. Der Augenblick ist günstig und Verstellung nicht mehr nötig. Reineke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden; die Lunte zuckt; die Augen starren wildgierig auf das bebende Tier; er weist die mörderischen Reißer, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Moment noch — ein Satz und — da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Räuber los, mit den Füßen ihn stampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim. Rache schwört er dem Flüchtling, und es steht zu fürchten, daß er seinen Schwur zu lösen wissen werde.

Masius.

† 303. Der Biber.

Der Biber ist ein sehr merkwürdiges Tier, welches früher über ganz Europa verbreitet war, jetzt aber nur in geringer Zahl noch in einzelnen Flüssen, wie in der Donau, Elbe, Weichsel, Oder, sowie im hohen Norden, in Schweden und Norwegen, Rußland und Finnland, angetroffen wird. Die meisten gibt es wohl noch in Nordamerika. Der Biber ist so groß wie ein mittelmäßiger Hund, hat einen platten, beschuppten Schwanz und kurze Beine. An den Hinterfüßen hat er zwischen den Zehen eine Schwimmhaut. Sein sehr weiches, kurzes Wollhaar ist unter längeren, feinen und glänzenden Haaren verborgen, deren Spitzen weiß, gelblich, grau, braun und schwarz sind. Wenn er allein lebt, so wohnt er in mäßigen Erdhöhlen an den Ufern von Bächen; wo sich aber mehrere befinden, da vereinigen sich zwei oder drei Familien und bauen gemeinschaftlich ihre kunstvollen Wohnungen, die sie in Bächen und Flüssen anlegen. Zuerst staut der Biber das Wasser mit einem Damm aus Stöcken, Steinen und Erde. Darauf gräbt er innerhalb des Ufers eine Wohnung mit verschiedenen Abteilungen, welche sich teils über, teils unter dem Wasser befinden und gewöhnlich mit mehreren, schräge in das Wasser mündenden Ausgängen versehen sind, so daß sie immer unter dem Wasser aus- und eingehen. Hier wohnen sie paarweise und speichern ihre Wintervorräte auf, welche aus Blättern, Wurzeln und Rinden von Espen, Birken, Weiden, Seerosen u. dgl. bestehen. Um eine solche künstliche Wohnung zu bauen, müssen diese Tiere viel Zeit und Ausdauer anwenden. Mit ihren scharfen Schneidezähnen fällen sie Gesträuche und Bäume. Eine nicht zu dicke Espe können sie in weniger als einer Stunde abnagen; ja, sie machen sich selbst über Bäume von 30—45 cm Dicke her, welche sie im Verlauf von einigen Nächten durchnagen. Die gefällten Bäume schleppen sie, gegenseitig sich unterstützend, fort und befestigen sie mittelst Steine, Erde und Sand mit ihren Vorderfüßen. Das Winterfell des Bibers gibt ein sehr kostbares Pelzwerk, und die Haare des Sommerfells werden zu feinen Hüten verarbeitet. Im Unterleibe hat der Biber zwei häutige Säckchen, welche einen eigentümlich riechenden Stoff, das sogenannte Bibergeil, enthalten. Dieses wird als Arzneimittel gebraucht und ist sehr teuer.

Zettel.

304. Der Glockenguſs zu Breslau.

War einst ein Glockengieſser
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiſs,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein:
Er goſs auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenturme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daſs alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar:

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
»Ich laſs auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein;

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guſs;
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluſs.

Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an;
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!«

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt
Und will entfesselt sein,

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da ward ihm angst und bange;
Er weiſs nicht, was er thät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reiſst die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stöſst sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust;
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewuſst.

Vielleicht, daſs er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann: —
Doch sieh, der Guſs ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er, abzuräumen,
Und sieht und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr.
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stieſsest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an;
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurteil
Mit ungebeugtem Mut.

Und als der Tag gekommen,
Dafs man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

»Ich dank' euch,« spricht der Meister,
»Ihr Herren, lieb und wert,
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt.

Lafst mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet;
Möcht' wissen, ob's gelang.«

Die Bitte ward gewähret, —
Sie schien den Herr'n gering; —
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein.
Die Augen gehn ihm über;
Es mufs vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weifs nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Müller.

305. Ägypten.

Ägypten ist das Land am unteren Nil. Es wird von diesem großen Strome der Länge nach in einem mehrere Meilen breiten Thale durchflossen. Kalk- und Sandsteingebirge begleiten den Fluß auf beiden Seiten; Schluchten, welche das Gebirge unterbrechen, führen nach der Wüste und nach dem roten Meere. Wie viele andere Ströme, so bildet auch der Nil an seiner Mündung ein sogenanntes Delta, das ist ein dreieckiges Stück Land, welches von mehreren Mündungsarmen durchzogen ist. — Ägypten ist ein heißes und trockenes Land; Regen fällt hier außerordentlich selten. Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt gänzlich von den Nilüberschwemmungen ab, welche regelmäßig in jedem Jahre eintreten und einen fetten Schlamm zurücklassen. Durch Kanäle sucht man das Nilwasser über das ganze Thal zu verteilen, so daß es auch die Stellen bewässert, die gewöhnlich nicht überschwemmt werden. Im Juni fängt der Strom an zu steigen;

im September ist der höchste Wasserstand erreicht. Dann gleicht das ganze Nilthal einem See; nur die Dämme und die auf künstlichen Höhen angelegten Ortschaften ragen aus dem Wasser hervor. Ist dasselbe abgelaufen, so entwickelt sich der Pflanzenwuchs sehr rasch, und die Früchte des Feldes gedeihen aufs beste. Von jeher hat daher Ägypten die ärmeren Nachbarländer mit Getreide versorgt und ist deshalb deren Kornkammer genannt worden.

Das Land wurde im Altertum von einem Volke bewohnt, das sich gegen Fremde streng abschloß. Die Götter desselben waren Sonne, Mond und Sterne. Zugleich wurden Tiere verehrt und angebetet; solche nämlich, die den Ägyptern besonders schädlich oder besonders nützlich waren. So z. B. galt das Krokodil für heilig. Merkwürdig ist, daß die alten Ägypter den Glauben hatten, die Seligkeit eines Menschen hänge von dem wohlerhaltenen Zustande seiner Leiche ab. Ein Totengericht entschied nach strenger Prüfung, ob ein Toter verwesen oder balsamiert werden solle. Das letztere geschah dann mit solchem Geschick, daß wir noch jetzt über die wohlerhaltenen Leichen oder Mumien erstaunen. Zur Aufstellung derselben haben die Ägypter die oben erwähnten Gebirgsreihen auf große Strecken zu Gängen und Kammern für Menschen- und Tiermumien ausgehöhlt. Die Könige des Volkes aber fingen gleich von ihrem Regierungsantritt an, sich ein großartiges Grab zu bauen. Es wurde eine Pyramide errichtet und innerhalb dieser die enge Grabeskammer angelegt. In jedem folgenden Regierungsjahre wurde die Pyramide mit einem neuen Steinmantel bekleidet. Noch heute sind diese Grabstätten zu sehen; einige derselben sind fast 140 m hoch und von bedeutendem Umfange. Großartig sind überhaupt alle Bauwerke der alten Ägypter; noch in ihren Trümmern erregen sie das Staunen der Reisenden.

Ägypten wird in der heiligen Schrift oft genannt. Schon der Erzvater Abraham hat es besucht, „daß er sich daselbst als ein Fremdling aufhielte; denn die Teuerung war groß im Lande Kanaan.“ Nach Ägyptenland verkauften Jakobs Söhne ihren Bruder Joseph. In Gosen wohnte als ein lebensmüder Greis der Erzvater Jakob. Sein Geschlecht wurde aber von Gott aus harter Knechtschaft durch Moses gerettet. Auch das Jesuskind mußte auf Gottes Geheiß eine Zeitlang in Ägypten leben, um den Verfolgungen des Königs Herodes zu entgehen. Wetzel.

306. Das Krokodil.

Die Krokodile oder Panzereidechsen sind nächst den Riesenschlangen die größten und gefährlichsten aller Amphibien. Die vielknotigen Schilder, mit denen der Körper bedeckt ist, verdichten sich schnell zu einem teilweise undurchdringlichen Panzer. Der weitgespaltene Rachen starrt von spitzigen Zähnen, und der lange Schwanz ist nicht bloß Ruder, sondern auch Waffe des Tieres. Ein Schlag mit demselben reicht hin, um selbst einem Hirsch alle vier Füße zugleich zu zerschmettern. Sind dem Krokodile gleich die Windungen der Schlange versagt, so fliegt es doch pfeilgeschwind durch die Strömung der Flüsse, und auch auf dem Lande ist es sehr behende. Wendungen fallen ihm nicht so schwer, wie man früher allgemein glaubte; vielmehr behauptet ein neuerer Naturforscher, daß es sich geschickt im Kreise um sich selbst zu drehen vermöge. Über Moräste und Sümpfe läuft es mit unbegreiflicher Geschwindigkeit. Nur auf trockenem, steinigem Boden ist seine Kraft bald erlahmt, so daß man ihm leicht entfliehen kann. Geruch und Gehör des Tieres sind scharf, das Auge klein, aber von stechendem Glanze und tückisch grinsendem Ausdrucke. Die Krokodilsthränen gehören in das Reich der Fabel.

Jetzt findet man das Krokodil nur noch am oberen Lauf des Nil und in einigen Flüssen Afrikas und Asiens, und es macht ein Tier von 6 Meter Länge schon ein ungeheures Aufsehen. Es ist ein nächtliches Raubtier und geht auch nachts an das Ufer, um seine Eier im Sande zu verbergen; diesen trachtet aber der Ichneumon nach, der eine große Menge der gefährlichen Brut vertilgt. Auch spüren die Eingebornen diese Eier auf, die als wohlschmeckende Speise bei ihnen im Rufe stehen. Den Tag über liegt das Krokodil dicht am Ufer, nur den Rachen aus dem Wasser hervorstreckend. Die dunkle, knorrige, tote Masse gleicht einem Baume, und oft sieht man Vögel arglos um den verderblichen Schlund spielen und den Insekten nachjagen, welche denselben umschwirren. Aber wehe dem Menschen, der sich allzunahe wagt! Mit grauenvoller Schnelligkeit stürzt das Ungetüm hervor, und ehe noch ein Notschrei ausgestoßen werden kann, ist das Opfer erfaßt und in die Tiefe gerissen. Und dennoch wagen es Neger, mit einem Dolche bewaffnet, unter dasselbe hinzutauchen und ihm den Bauch zu durchbohren. Im Falle eines Fehlstoßes können sie sich nur dadurch retten, daß sie dem wütenden Tiere das äußerst empfindliche Auge ausstoßen

oder mit dem Daumen eindrücken. Das Fleisch des erlegten Krokodils wird als ein leckeres Gericht verspeist, und man läßt sich durch den starken Moschusgeruch dabei nicht irre machen.

Nach Masius.

307. Kampf zwischen dem Ichneumon und der Brillenschlange.

Der Ichneumon und die Brillenschlange haben eine natürliche Abneigung gegen einander, wie sich dies bei manchen Geschöpfen findet. — Wenn der Ichneumon, sei es im Walde oder auf dem Felde, die verabscheute, gefährliche Schlange trifft, so weichen sie einander nicht aus; die Schlange richtet sich auf ihrem Schwanze empor, um ihren Feind zu beobachten. Ihre Augen, glänzend wie zwei Rubinen, scheinen aus dem Kopfe hervorzutreten. Der Ichneumon, welcher in Indien die Größe eines Eichhorns erreicht, läuft, durch diese drohende Stellung eingeschüchtert, mehrmals in der Entfernung von zwei oder drei Schritten um seinen Gegner her, während die Schlange, ihn stets scharf beobachtend, sich auf ihrem Schwanze wie auf einem Zapfen herumdreht, zischt und aus ihrem schäumenden Munde die spitze Zunge hervorstreckt. Ermüdet legen sich endlich die Kämpfer nieder, springen dann plötzlich auf einander los, und nun beginnt der Kampf mit aller Erbitterung. Der Ichneumon wird gebissen, und von diesem Augenblicke an scheint er gar nicht mehr an die Feindin zu denken, die ihn nur schwach umstrickt. Er läuft fort und schleppt sie mit sich; plötzlich aber hält er an, frißt einige nur ihm bekannte Kräuter, die ihm gegen den giftigen Biß der Schlange dienen, und beginnt den Kampf aufs neue; er wälzt sich auf dem Boden, macht dadurch die Schlange müde, die ihn losläßt, und zerbeißt ihr dann den Kopf.

Aus dem „Auslande".

308. Der Strauß.

Der Strauß ist die Giraffe unter den Vögeln, ein Vogel, der mit den Beinen fliegt und mit den Flügeln rudert. Der Strauß findet sich fast in ganz Afrika; sein beständiger Aufenthalt sind die ödesten und dürrsten Gegenden an den Grenzen der Wüste und die weiten Sandebenen. Gebirge besteigt er nur selten und nur vom Hunger getrieben. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus Pflanzenstoffen. In der Freiheit weidet er nach Art des Truthahns, indem er frisches Gras abbeißt, oder Körner und Kerbtiere vom Boden aufliest, ohne jemals zu scharren.

Daneben würgt er jedoch auch noch eine Menge völlig ungenießbarer Gegenstände in seinen Magen hinab, als Sand, Steine, Scherben, Holz, besonders aber alles Glänzende.

Gewöhnlich, und besonders in der Brütezeit, leben die Strauße zu vier und fünf beisammen, nämlich ein Männchen mit drei bis vier Weibchen. Alle Weibchen legen ihre Eier in ein und dasselbe Nest, das aus nichts weiter besteht, als aus einer runden Vertiefung in dem etwas aufgelockerten Boden, die so groß ist, daß sie dieselbe beim Brüten eben bedecken können. Rundumher scharren sie mit den Füßen eine Art von Wall, gegen welchen sich die Eier im äußersten Kreise anlehnen. Sobald zehn bis zwölf Eier in dem Neste sind, fangen die Tiere an zu brüten, und zwar besorgen dabei das Hauptgeschäft die Männchen, welche zugleich die Angriffe des Schakals und der wilden Katzen abwehren, die den Eiern gierig nachstellen. Man hat häufig solche kleine Raubtiere erschlagen neben den Nestern gefunden, ein Beweis dafür, daß die Strauße sich nicht nur mit ihnen in einen Kampf einlassen, sondern sie auch zu besiegen wissen. Ein Schlag von ihren plumpen Füßen ist hinreichend, ein solches Tier zu Boden zu strecken. Indessen legen die Straußinnen während des Brütens immer fort, und nicht nur, bis das Nest voll ist, welcher Fall eintritt, sobald dreißig Eier darin sind, sondern auch nachher. Diese später gelegten Eier liegen unordentlich um das Nest herum und scheinen von der Natur dazu bestimmt zu sein, die Raubsucht der oben genannten Feinde zu befriedigen, denen sie lieber die frischen Eier als die schon bebrüteten preisgeben will. Die Vermehrung der Strauße würde außerordentlich sein, wenn nicht eine so große Menge derselben schon in der Jugend vertilgt würde.

Der Strauß ist ein sehr vorsichtiges Tier, dem im offenen Felde nicht leicht beizukommen ist, weil er sehr weithin sieht und gleich die Flucht ergreift, sobald er Gefahr vermutet. Besonders sorgfältig suchen die Strauße den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weiten Bogen zu umkreisen, wogegen nach den Quellen, aus welchen sie zu trinken pflegen, immer gerade Bahnen getreten sind, die in den unbewohntesten Gegenden oft auf die Vermutung führen, es seien Fußsteige von Menschen. Sobald die Tiere bemerken, daß ihr Nest entdeckt ist, und daß ein Mensch oder ein Raubtier dasselbe berührt und die Lage der Eier verändert, oder wohl gar davon mitgenommen hat, zerstören sie es augenblicklich selbst und legen an einem anderen

Orte ihr Nest an. Wenn daher die Kolonisten ein Nest finden, pflegen sie sich mit einem oder einigen der umherliegenden, noch nicht bebrüteten Eier zu begnügen. Sie scharren mit einem Strauche sorgfältig die Spur ihrer Fußtritte wieder zu und können auf diese Art ein solches Nest zu einer wahren Vorratskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle zwei bis drei Tage soviel geholt werden kann, als die Haushaltung davon bedarf. Ein Straußenei wiegt gewöhnlich nahe an drei Pfund und wird im Durchschnitt 24 Hühnereiern gleich geschätzt. Der Dotter ist sehr schmackhaft, hat aber doch nicht den feinen Geschmack des Hühnereies. Er ist dabei so nahrhaft und sättigend, daß man nicht viel davon genießen kann. Es gehören schon vier sehr hungrige Personen dazu, um ein ganzes Straußenei zu verzehren, und dann müssen es noch echte Afrikaner sein, die an so derbe Kost gewöhnt sind. Die Straußeneier halten sich lange frisch und werden oft bis nach der Kapstadt gebracht. In den Monaten Juli, August und September findet man die Straußennester am häufigsten; indessen gibt es zu allen Jahreszeiten Nester und bebrütete Eier.

Die Straußenweibchen haben eine dunkelgraue Farbe. Nur das Männchen liefert die schönen, weißen Federn, die schon seit langer Zeit als Kopfputz unserer Damen beliebt sind. Darum hat auch dieses von der Verfolgung der Eingebornen hauptsächlich zu leiden. Auf flüchtigen Pferden eilt man ihm in der Steppe nach, und wenn auch die Geschwindigkeit seiner Beine den Lauf des schnellsten Rosses übertrifft, so weiß man mit vereinten Kräften das gehetzte Tier doch nach und nach so zu ermüden, daß es sich seinen grausamen Verfolgern ergeben muß.

Die Straußenjagd gilt für eine der edelsten Vergnügungen. An den Grenzen der Wüste findet man fast bei allen Kolonisten einen Vorrat von Federn, und die Geschenke, die sie ihren Gastfreunden machen, bestehen fast immer aus Straußenfedern.

Nach Brehm.

† 309. Ein gutes Rezept.

Der Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen; denn in Wien

kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's probieren. „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauche ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „„Thut's ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?"" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein" und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es sei der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer dagewesen und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder was für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen; denn er hat euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster, solche Herzsalbe und solchen Augentrost hätt' ich euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts

sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme.

Hebel.

† 310. Herzensgüte der Königin Luise.

Ein täglicher Tischgenosse und vertrauter Hausfreund des Königs war der Generallieutenant von Köckeritz. Schon längst und oft hatte die Königin bemerkt, wie er nach beendigter Tafel früher und schneller, als ihr lieb war, sich zu entfernen pflegte. Den deshalb an ihn gerichteten Fragen war er ausgewichen. Auch der König kannte die Ursache nicht, hatte aber geantwortet: »Lafs doch den alten, braven Mann in Ruhe; der mufs nach Tische seine häusliche Bequemlichkeit haben.« Die Königin wollte indes den wahren Grund wissen, forschte und erfuhr endlich, dafs es dem alten Kriegsmann Bedürfnis und eine liebe Gewohnheit geworden sei, gleich nach Tische seine Pfeife zu rauchen. Als er des andern Tages sich wieder, wie bisher, entfernen wollte, trat rasch die Königin, eine gestopfte Pfeife, den brennenden Wachsstock und den Fidibus in der Hand, mit den Worten vor ihn hin: »Nein, lieber Köckeritz! heute sollen Sie mir nicht entwischen; Sie müssen hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen; stecken Sie an!« »Das hast Du, liebe Luise,« sprach der König, »charmant gemacht!« Der treue Diener nahm dankbar die ihm willkommene Pfeife an, und es geschah damit fortan also.

Eylert.

† 311. Das Rotkehlchen.

Das Rotkehlchen ist ein munteres, lebensfrohes Vögelchen. Es kommt mir vor wie ein munterer, gesunder Bursche vom Gebirge, der immer frische Gebirgsluft einatmet. Seine Augen glänzen von Lebenslust; munter springt es den ganzen Tag umher und weifs nichts von Müdigkeit. Auch ist es ganz so gekleidet wie ein junger Gebirgsbewohner. Es hat ein dunkles Jäckchen und eine rote Weste; unter der Weste

guckt ein weifses Hemd heraus; aber einen Hosenträger hat es nicht, weil seine Hose schon so hält.

Voll Herzenslust jodelt es sein Liedchen schon am frühesten Morgen und noch am späten Abende, wenn die meisten Vögel schon träumen, und freut sich der schönen Natur. Es denkt dabei: Schlafen kann ich ja noch genug, aber nicht singen. — Es sucht alle schönen Plätze in der Umgegend auf und besingt sie; daher hört man seine klare Stimme bald in einem Garten von einem Baume herab; bald klingt sie in einem Gebüsche am Bache; bald belebt sie ein trauliches, einsames Plätzchen in einem Walde. Kurz, das Rotkehlchen ist überall zu finden, wo der liebe Gott eine schöne Stelle geschaffen hat.

Seine Jungen tragen lange Zeit Kinderkleider, die mit seinen Kleidern gar keine Ähnlichkeit haben; denn es hält es für unpassend, dafs Kinder wie Erwachsene gekleidet werden. Die Kleider der Jungen sind wie aus einem Stücke dunkeln, getupften Kattun gemacht. Erst, wenn sie erwachsen sind, dürfen sie auch eine Jacke und eine rote Weste anziehen; dann jodeln sie aber auch gleich wie die Alten.

Weil das Rotkehlchen so gar gern bei uns ist, so vergifst es bisweilen, im Herbste seine Reise in wärmere Länder anzutreten, und wird vom Winter überrascht. Da kommt es denn freilich in manche Verlegenheiten; aber es läfst den Mut nicht sinken und weifs sich zu helfen. Ich bleibe in der Nähe von Menschen, denkt es, und diese werden schon etwas für mich übrig haben. — Es wird auch in seiner Hoffnung nicht getäuscht; denn gerne läfst man dem freundlichen Vögelchen etwas zukommen. Der Winter geht glücklich vorüber; der liebliche Frühling kommt; alles ist vergessen, und das Rotkehlchen stimmt wieder seine heiteren Lieder an.

J. C. G. Walther.

312. Der Specht.

Es gibt auch unter den Vögeln reiche und arme Leute, vornehme und geringe, Fürsten und Könige und schlichte Handwerksleute. Der Habicht und der Falke ziehen mit krummen Schnäbeln und scharfen Klauen auf die Jagd; der Kranich und der Reiher gehen als Fischersleute zu dem Teiche; die Schwalbe baut als Maurer sich aus Erde das feste Nest. Die Spechtmeise

macht den Töpfer und verstreicht das Baumloch, wenn es zu groß für ihren Nestbau ist, mit Lehm. Ein Vögelchen in Indien näht als Schneider Baumblätter mit Fäden ordentlich zusammen, und afrikanische Webervögel verarbeiten Grashalme und Fasern gesellschaftlich zu förmlichen Kunstwerken. Tief im Walde wohnt bei uns der Holzhauer und Zimmermann der Vögel: der arme Specht. Vier Brüder sind es, die alle das gleiche Handwerk treiben. Der größte heißt von seinem schwarzen Rock der Schwarzspecht. Er hat ein feuerrotes Käppchen auf dem Kopfe. Schön grün und rot ist der zweite; er heißt nach seinem Kleid der Grünspecht, und die beiden andern sind schwarz und weiß, als sei ihr Kleid aus Flicken und Flecken zusammengesetzt, wie es bei armen Leuten wohl der Fall ist; einer davon ist größer, der andere kleiner; dies ist der große und der kleine Buntspecht. Kümmerlich ist die Nahrung dieser Vögel. Nichts Gebratenes und Gesottenes kommt auf ihren Tisch; ekle Würmer und Maden sind ihre Kost, einen Tag wie den anderen, selbst am Festtag, — und ohne Salz und Schmalz, roh, wie sie sind, frißt sie der Vogel. Doch ist er dabei lustig und guter Dinge. Kaum graut der Tag, so eilt er an die Arbeit. Er fliegt in den dichten, finstern Wald, dorthin, wo die ältesten und stärksten Bäume sind, und sieht mit klugen Augen sie alle nach der Reihe an. Jetzt bemerkt er einen, der ihm tauglich scheint, und eilt auf ihn zu. Mitten am Stamm klammert er sich an der rauhen Rinde fest. Zwei von seinen Zehen hält er nach vorn und zwei nach hinten. Die Nägel an denselben sind ihm von großem Vorteil. Sein Schwanz ist ziemlich kurz, und die Federn, die denselben bilden, sind steif und hart. Er ist sein Stühlchen, auf dem er fest auf des Baumes Borke ruht. Die Axt des sonderbaren Vogels ist sein fester Schnabel. Derselbe ist ganz ähnlich einem Keil, wie ihn der Holzhauer in den Baumstamm schlägt, den er zerspalten will; nur ist er vorn mehr zugespitzt. Er sitzt an harten, starken Knochen des Kopfes, und mit ihm ist der Vogel nun im stande, tief in die Rinde und das Holz des Baumes einzuhauen. Oft pickt er nur durch die Borke und zieht die Käfermaden hervor, die in ihr wohnen. Diese leben manchmal zu Hunderten in einem Stamm und fressen das Mark des Baumes, der sich gegen diese heimlichen Feinde nicht wehren kann. Wenn der Vermehrung dieser Würmer nicht Einhalt gethan wird, zernagen sie den Stamm so, daß bald die Äste absterben, die Knospen verwelken, der Baum weder Blatt noch Blüten treibt und dann als toter Stumpf traurig dasteht. Der Obstgärtner und der Forst-

mann sehen diese verborgenen Feinde nicht eher, bis sie am Absterben des Baumes ihre Gegenwart erkennen, wenn es zu spät ist. Da kommt ihnen der Specht zu Hilfe. Sein Auge erkennt gar leicht die schädlichen Gesellen; sein kräftiger Schnabel spaltet das mürbe Holz; fingerlange Splitter fliegen umher, und die Baumverderber erhalten ihre wohlverdiente Strafe. Plötzlich hält der fleißige Arbeiter mit seinem Hämmern inne und läuft behende auf die andere Seite des Stammes; hier sieht er aufmerksam sich jedes Ritzchen an. Warum thut er dies wohl? Will er wohl sehen, ob er mit seinem Loch bald fertig ist, ob es bald durch den Baum hindurchgeht? Nein! die Würmer, die noch bis dahin seinem Schnabel entgangen waren, flohen, von ihrem eifrigen Verfolger erschreckt, nach der entgegengesetzten Seite des Baumes und wähnen sich hier sicher; doch er eilt auch dorthin, und sie werden hier seine Beute.

Alle Teile des Spechtes sind auf seine Lebensart berechnet. Seine Zunge ist lang und dünn, und er vermag sie sehr weit aus dem Schnabel vorzustrecken. Sie ist nicht wie andere Zungen fleischig und weich, sondern hart und spitz, so scharf wie eine Nadel. Dazu ist sie wie ein Pfeil mit vielen feinen Widerhaken versehen. Mit dieser sonderbaren Waffe sticht er blitzesschnell in die kleinen Wurmlöcher, spießt die Käferlarven an, zieht sie heraus und verzehrt sie mit großem Wohlbehagen. Im Winter fehlt ihm freilich diese Fleischnahrung, und er muß sich nach anderer Kost umsehen. Dann sucht er Nüsse von Buchen und Haselsträuchern, oder faßt mit den Füßen die Tannenzapfen und pickt die Samenkörnchen heraus.

Viele von den Löchern, welche der Specht bei seinem Würmersuchen in die Bäume einhaut, kommen anderen kleinen Vögeln sehr erwünscht, um sie als Wohnung zu benützen. Meisen, Staren und Kleiber bauen in denselben ihre Nester, und der letztgenannte Vogel klebt mit Lehm so viel von der großen Öffnung zu, daß nur eben noch Platz genug übrig bleibt, um selbst durchzukommen. So ist der Specht recht eigentlich der Vögel Zimmermann, der ihnen Häuser baut. Doch vergißt er auch nicht, für sich selbst zu sorgen. Im Frühjahr sucht er in Gemeinschaft mit seinem Weibchen sich einen geeigneten Baum und hackt in ihn ein tiefes Loch, wohl zwei Spannen lang, schräg in den Baum, erweitert es dann innen und glättet ganz sauber die Wände dieses sicheren Gemaches. Vorsichtig trägt er alle Späne ein gutes Stück vom Baume weg, damit kein böser Knabe es an ihnen merken soll, daß er hier seine Eier und seine

Jungen habe. Auf den feinen Holzspänen oder dem Wurmmehl legt das Weibchen nachher schöne weiße Eier und brütet die Jungen aus. Eifrigst fliegen die beiden Alten dann umher und bringen unermüdlich Futter für die Kleinen.

Nun — erzählt ein altes Märchen — muß derjenige, der reich werden will, ans Spechtnest gehen und, sobald der alte Specht nach Nahrung ausgeflogen, einen Holzkeil in die Öffnung schlagen. Sobald der Specht zurückkehrt und sein Nest verschlossen findet, fliegt er — so sagt das Märchen — eiligst fort und sucht die Springwurz, hält sie an den Nesteingang, und der Keil springt wieder heraus. Wird er jetzt erschreckt, so läßt er die Zauberwurzel fallen, und wer sie findet, vermag damit alle verzauberten Thüren aufzuschließen und die verborgenen Schätze zu heben und wird ein reicher Mann. Nun gibt es zwar nirgends ein Kraut, das solche Wurzeln trüge, und nirgends bringt ein Specht sie in dem Schnabel zu seinem Neste; aber wer aufmerksam auf das fleißige Treiben dieses arbeitsamen Vogels achtet, der von früh bis spät in die Nacht thätig ist; wer seine Liebe zu den Kleinen sieht und seinen heiteren, lustigen Ruf dabei vernimmt: der kann dabei etwas lernen, das wenigstens ebenso viel wert ist als eine Zauberwurzel. Herm. Wagner.

313. Das Frühstück im Schlosse zu Rudolstadt.

Eine deutsche Frau aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmut geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den gefürchteten Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg, einen Schutzbrief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht an der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größeren Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte.

Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Exzellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, des Schutzbriefes noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem Ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den bewegtesten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiderte ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsche von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten wären. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht, „meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritte dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die

Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmütigen erworben. Sie starb, allgemein verehrt und betrauert, im achtundfünfzigsten Jahre ihres Lebens und im neunundzwanzigsten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt bewahrt ihre Gebeine.

Schiller.

† 314. Ein Kampf.

Ich ging einmal an einem grofsen See spazieren und hatte mich nach dem tieferen Uferrande begeben, um Muscheln zu suchen. Da hörte ich aus dem Schilfe, das sich in den See hineinzieht, ein ungewöhnliches Geräusch. Zufällig mit grofsen Wasserstiefeln bekleidet, drang ich in dem Schilfe vor. Ich gewahrte einen Schwan auf seinem Neste, der sehr heftig mit den Flügeln schlug. Daneben zeigte sich der Kopf einer Fischotter, die bald von dieser, bald von jener Seite aus dem Wasser hervorschofs. Offenbar wollte sie durch diese Angriffe den Schwan von seinen Eiern vertreiben; es gelang ihr jedoch nicht. Da erhob sie sich von einer festeren Stelle mit drohendem Gebisse und funkelnden Augen gegen ihn. Ein fürchterlicher Schlag mit den Flügeln schleuderte die Otter weit in das Schilf. Die hat genug; du hast es brav gemacht, edles Tier, dachte ich. Der Schwan aber schüttelte das Gefieder und schien die Eier im Neste

zu überzählen. Dann zog er diese und jene Feder, welche beim Kampfe gedrückt worden war, glättend durch den Schnabel. Da streckte er auf einmal den Hals gerade in die Höhe, indem er aufmerksam horchte. Ich hörte nichts; nur in einiger Entfernung bewegten sich bei völliger Windstille die Spitzen des Schilfes. Der Schwan aber breitete hastig die mächtigen Schwingen aus und fuhr kreischend über das Wasser hin und her. Die Otter war wieder da, tauchte auf und suchte den Schwan anzugreifen. Der Kampf wurde immer heftiger; das edle Tier blutete. Ich versuchte durch Rufen und Klatschen das Raubtier zu verscheuchen; denn die Schläge des Schwans wurden immer matter. Die Tiere hörten und sahen nicht mehr. Noch ein gewaltiger Schlag! Die Otter mufste getroffen sein; denn sie trieb anscheinend tot auf dem Wasser hin. Doch schnell sich ermannen, sich wenden und dem ermatteten Kämpfer die Zähne in die Brust drücken, war eins. Vergebens versuchte er, mit dem festen Schnabel die Feindin von sich loszureifsen. Die Otter hing verbissen, doch wie leblos, an der Brust des edlen Vogels fest. — Da drängte sich ein Kahn durch das Schilf; ein Fischer kam herbei, der das heftige Geräusch ebenfalls vernommen hatte. Wir fuhren rasch dem Kampfplatze zu. Als wir hinkamen, taumelte der treue Schwan aus seinem Neste; mit einem Fittich deckte er noch die Eier. Beide waren tot, der Schwan und die Otter.

Runkwitz, Kinderschatz.

315. Der Kaffee.

Kaum haben wir uns den Schlaf aus den Augen gewaschen, so duftet auch schon der liebliche Geruch des braunen Trankes uns entgegen, welcher am frühen Morgen der Kaffeekanne entsteigt. In früheren Zeiten war das nicht so. Wer damals am Morgen etwas Warmes genießen wollte, griff zur Mehl- oder Biersuppe. Jetzt wird eine solche Menge Kaffee innerhalb eines Jahres nach Europa gebracht und getrunken, daß man einen See damit ausfüllen könnte, der eine und eine halbe Meile Umfang und mannshohe Tiefe hätte. Über 200 Millionen Pfund gebrannten Kaffee verbraucht Europa alljährlich, die Türkei sicherlich am meisten. Dort wird bei jedem Besuche eine Tasse Kaffee gereicht, es mag eine Tageszeit sein, welche es will; dort sitzt man auf weichem Polster bis Mitternacht in den Kaffeehäusern, aus denen der liebliche Dampf durch die stets geöffnete

Thür auf die Straße dringt. Knaben in weißen und blauen Kleidern, mit farbigen Turbanen auf den Köpfen, reichen den Eintretenden die lange Pfeife und gießen den Kaffee in die kleine Tasse, die ohne Henkel, Löffel und Unterschale in einem hübsch gearbeiteten metallenen Futterale gebracht wird.

Nirgends sieht man dieses Getränk mit so vielem Wohlbehagen von Vornehmen und Geringen schlürfen als in der Türkei. Niemand nimmt hier Anstand, sich mitten auf der Straße hinzusetzen, eine Pfeife zu rauchen und den Kaffee zu trinken. Oft erblickt man unter dem dunkeln Schatten einer Platane, die ihre Riesenarme 14 m weit wagrecht ausgestreckt hat, einen Türken mit untergeschlagenen Beinen stundenlang schweigend dasitzen, seinen Kaffee trinken und den Rauchwolken zuschauen.

Der Sage nach soll eine Ziegenherde im südlichen Arabien zuerst auf den Kaffeebaum aufmerksam gemacht haben. Diese, durch die Hitze ermüdet, hielt Mittagsruhe an dem Abhange eines Berges, im Schatten eines Wäldchens, das sich in Bäumen von 9—12 m Höhe den Bergabhang hinauf nach einem Kloster hinzog. Die Ziegen, munter und neugierig, wie sie sind, ruhten nicht lange. Eine hatte bald einen Baum des Waldes erspäht, dessen lorbeerartige Blätter zu erreichen waren. Sie stellte sich auf die Hinterfüße, stemmte die beiden Vorderfüße an den Stamm des Baumes, reckte den Leib und Hals weit aus und fraß der einander gegenüberstehenden Blätter so viele, als sie erreichen konnte. Bald stand die ganze kletterlustige Herde auf zwei Beinen. Der Vorsteher des Klosters, welcher gerade durch den Wald nach einem nahegelegenen Dorfe ging, sah lachend den Näschern zu. Abends führte ihn sein Weg wieder an der Herde vorbei, und da bemerkte er, daß die ganze Gesellschaft, statt zu schlafen, noch so munter auf den Beinen war, wie er sie noch nie gesehen hatte. Eine war ausgelassener als die andere in Kreuz- und Quersprüngen. Der Klostervorsteher schrieb dies dem Genusse jener Blätter zu und meinte: „Wenn diese schon den Schlaf zu vertreiben vermögen, wie viel mehr werden das die Früchte thun!“ Dabei gedachte er der vielen Nächte, die von ihm und seinen Derwischen in der Moschee nach dem Gesetze durchwacht werden mußten, gedachte der Mühe und Not, die das Wacherhalten koste. Einige Tage darauf, als die Reihe des Wachens an ihn kam, bereitete er sich zuvor aus der Frucht ein Getränk, genoß dieses, und das Wachen kam ihm gar nicht sauer an. Er hatte den ersten Kaffee getrunken.

Sonst hatte er sich nur an den weißen, wohlriechenden Blüten des Baumes erfreut, welche denen des Jasmins ähnlich sind und in großen Büscheln zwischen den Blattwinkeln hängen, als wären sie daran geschneit; die kirschenartige Frucht hatte er nicht beachtet, noch weniger die zwei darin enthaltenen länglich runden Samenkerne. Diese Kerne sind die allbekannten Bohnen, ein Name, durch den man sich nicht verleiten lassen darf, an Hülsenfrüchte zu denken.

Ungefähr 1554 wanderte der Kaffee auch in Europa ein. In Konstantinopel wurde das erste Kaffeehaus errichtet, und bald war der Zudrang zu demselben so groß, daß es die Gäste nicht zu fassen vermochte; es wurde ein zweites und drittes gebaut. Dichter traten auf, die den Kaffee in Liedern feierten; aber es fehlte dem neuen Getränke auch nicht an heftigen Gegnern. Diese bestürmten den Sultan; sie warnten das Volk und suchten es durch allerlei Drohungen vom Kaffeegenusse abzuhalten. Alles vergebens. Von der Türkei aus schritt der Kaffee zwar langsam, aber unaufhaltsam immer weiter nach dem Westen vor. Im Jahre 1660 ward er in Marseille von einem Kaufmanne, der aus Smyrna zurückkehrte, noch als eine Seltenheit den Bewohnern der Stadt gezeigt und nur guten Freunden bei ihrem Besuche vorgesetzt. Man sprach lange Zeit in Marseille von weiter nichts als von dem seltsamen, schwarzen Tranke. In London wurde er auch zuerst durch einen von Smyrna heimkehrenden Kaufmann bekannt. Dieser hatte sich sogar ein Mädchen aus Smyrna mitgebracht, welches das Kaffeekochen aus dem Grunde verstand, weil er befürchtete, seine Landsleute würden die ordentliche Zubereitung noch nicht kennen. In Deutschland entstand das erste Kaffeehaus in Leipzig, und noch heute führt jenes Haus den Namen „Zum Kaffeebaum“. Nach Gude.

316. Deutschlands Erniedrigung.

Napoleons Stolz und Übermut kannte keine Grenzen. Sein Glücksstern stieg immer höher, und es schien, daß er nur zum Sieger geboren sei. Am 14. Oktober 1806 entbrannte die Schlacht bei Jena und Auerstädt, wo die Preußen von der Übermacht gänzlich geschlagen wurden. Gleich im Anfange des Treffens traf eine Kugel den Herzog von Braunschweig ins rechte Auge, und ein anderer General mußte das Kommando übernehmen. Es entstand eine allgemeine Verwirrung, und selbst

der König und die Königin von Preußen mußten fliehen, um nicht gefangen zu werden. Sie eilten nach Königsberg. Das war der Anfang einer großen Leidenszeit für Preußen. Viele der Anführer waren in solchen Kleinmut verfallen, daß sie sich nicht schämten, das Schimpflichste einzugehen. Feiglinge und Verräter öffneten willig die Thore der Festungen. Nur Blücher wehrte sich wie ein braver Mann. Bis Lübeck wurde er verfolgt; aber hier beschloß er, auszuharren, bis er weder Pulver, noch Blei, noch Lebensmittel für Menschen und Vieh mehr hätte. Und er hielt ritterlich Wort. Am 27. Oktober zog Napoleon schon in Berlin ein. Die Kassen ließ er leeren, und alles, was ihm gefiel, wurde eingepackt und nach Paris geschleppt. Zu dieser Zeit lag die edle Königin Luise am Nervenfieber darnieder, und was sie gelitten, vermag ich nicht zu erzählen. Aber sie duldete wie eine Christin mit frommer Ergebung und hatte den festen Glauben, daß Gott dem Menschen nicht mehr Leiden zuschicke, als er tragen könne.

Am 7. und 8. Februar 1807 standen die Heere bei Eylau in der Provinz Preußen einander wieder gegenüber, und hier wurde die blutigste Schlacht geliefert. Über den frischen Schnee lief das Blut in Strömen. Die Russen und Preußen fochten so tapfer, daß Napoleon nicht weiter vordringen konnte. Aber die Kraft war auf beiden Seiten so erschöpft, daß die Waffen vier Monate ruhten. Nun geschah abermals eine Schlacht bei Friedland. Neunzehn Stunden hatte man gekämpft; da loderte Friedland in Flammen, und die Franzosen blieben Sieger. Alles hatte der König von Preußen verloren; fast nichts von seinem Lande konnte er sein nennen. Nur einige Festungen verteidigten sich brav. Als die Franzosen dem Kommandanten von Graudenz (Courbière) sagen ließen, er solle die Festung übergeben; denn der König von Preußen sei geflüchtet und habe kein Land mehr, antwortete der brave Mann: „Nun, so will ich versuchen, wie lange ich König von Graudenz sein kann!“ Graudenz wurde nicht erobert, ebensowenig Pillau und Kolberg. Endlich war der König von Preußen gezwungen, zu Tilsit einen Frieden zu unterzeichnen, der ihm 2700 Quadratmeilen mit 5 Millionen Einwohnern und 140 Millionen Thaler kostete. Der edle König schrieb damals an seine Unterthanen: — — „Ich mußte den Frieden durch schmerzliche Opfer erkaufen. Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, wird jetzt getrennt. Das Schicksal gebietet; ich scheide von Euch, aber wie ein Vater scheidet von

seinen Kindern. Euer Andenken wird nie aus meinem und der Meinigen Herzen vertilgt werden." Bräunlich.

317. Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Deutsche Männer, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Männer, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Darnach lafst uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand. —
Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland! Hoffmann v. Fallersleben.

318. Ans Vaterland, ans teure.

Ans Vaterland, ans teure, schliefs dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankend Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
Schiller.

† 319. Gott lebt noch.

Bei Meister Martin war die Not zu Haus;
Aus jedem Winkel guckte sie heraus;

Sie machte sich in Küch' und Keller breit;
Sie saß am leeren Tisch zur Mittagszeit
Und legte selbst am Abend schadenfroh
Sich mit dem Müden auf die Schütte Stroh.
Und ob's der Meister noch so emsig trieb,
Arbeitend halbe Nächte munter blieb,
Umsonst, es wuchs die Not mit jedem Tag,
Und mutlos ward der Meister allgemach,
Ließ ruhn die fleiß'ge Hand und seufzte schwer
Und wankte wie ein Schatten bleich umher.
Und mahnte ihn sein Weib, auf Gott zu traun,
Zog er zusammen finster noch die Braun
Und brummte: „Weib, laß mir das Trösten sein,
Uns kann vom Elend nur der Tod befrein!"
Da schwieg die Frau und sprach kein Wörtlein mehr
Und wankte wie ein Schatten bleich umher,
Saß müßig an dem Rocken stundenlang,
Tief in Gedanken still, und seufzte bang.
Da sprach der Mann: „Was fehlt dir nur, Marie?"
Und als sie schwieg, drang er noch mehr in sie,
Sie solle ihm ihr Leiden doch gestehn,
Er könne sie nicht mehr so traurig sehn.
Und sie darauf: „Ach, in verwichner Nacht
Hat mir ein Traum das Herz so schwer gemacht:
Ja, bester Mann, ich will dir's nur gestehn,
Ich hab' im Traum den lieben Gott gesehn.
Er lag im Sarg, sein Haar war silberweiß,
Und weinend standen Engel rings im Kreis.
Der Helfer starb; nie endet unsre Not:
Der liebe Gott — der liebe Gott — ist tot!"
Da lächelte der Mann nach langer Zeit
Zum ersten Mal und sprach mit Freundlichkeit:
„Ei, ei, Marie, wie du so thöricht bist!
Weißt du denn nicht, daß Gott unsterblich ist,
Daß er, erhaben über Raum und Zeit,
Regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit?"
„Wie," sprach die Frau, „so glaubst du, lieber Mann,
Daß Gott im Himmel niemals sterben kann,
Daß er derselbe bleibet fort und fort,
Und wählest ihn doch nicht zu deinem Hort,
Und setzest deine Hoffnung nicht auf ihn,
Des Hilfe stets zur rechten Zeit erschien?"

Da fiel's wie Schuppen von des Mannes Geist.
„Ja, Gott ist treu, er hält, was er verheißt!
Dank, liebes Weib, du weckest mein Vertraun;
Auf Gottes Hilfe will ich freudig baun.
Und zag' ich jemals wieder in der Not,
Dann frag mich nur: Ist denn der Herrgott tot?" Sturm.

320. Empörung und Bürgerkrieg.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild' gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.
Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr; es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken;
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn. Schiller.

† 321. Wie ein österreichischer Bauer den Franzosen den Weg nicht zeigt.

Ein Bauer sollte beim ersten Andringen der Franzosen auf Wien (1809) der Führer einer Truppenabteilung werden,

mit der man einen wichtigen Plan durch einen Nachtmarsch auszuführen gedachte; der Bauer aber weigerte sich. Heftig drang der den Vortrab dieses Zuges befehligende französische Offizier in ihn; der Bauer blieb ruhig bei seiner Weigerung. Der Offizier fing nun an, ihn mit Versprechungen zu bestürmen, und bot ihm endlich seine reich gefüllte Börse mit Gold an; aber alles vergebens. Inzwischen langte der Zug selbst an, und der diesen führende General war sehr erstaunt und erzürnt, den Vortrab noch anzutreffen. Der Offizier erzählte, daß der einzige des Weges kundige Mann sich weigere, ihr Wegweiser zu sein, obgleich er alles aufgeboten habe, ihn dazu zu bewegen. Der Bauer ward hierauf vorgeführt. Entweder, rief der General ihm zu, du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich totschießen! Ganz gut, erwiderte der Bauer, so sterbe ich als rechtschaffener Unterthan und brauche nicht Landesverräter zu werden. Der General bot ihm erstaunt die Hand und sprach: Geh heim, wackerer Mann; wir wollen uns schon ohne Führer behelfen!

Aus dem Württemberger Lesebuch.

322. Der Wächter.

Nächtlich macht der Herr die Rund',
Sucht die Seinen unverdrossen,
Aber überall verschlossen
Trifft er Thür und Herzensgrund,
Und er wendet sich voll Trauer;
Niemand ist, der mit mir wacht. —
Nur der Wald vernimmt's mit Schauer,
Rauschet fromm die ganze Nacht.

Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört' ich über Thal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernen Morgen weit. —
An die Thore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!

323. Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ein Teil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein deutscher

Offizier wurde zu einem Edelmanne einquartiert und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Manne gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirt, daß er ihm eines von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirt sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das vornehmste und kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken; denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserem schlesischen Edelmanne nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. „Mein Herr Obrist," so sprach er mit sichtbarer Unruhe, „warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer anderen Ursache wert ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort!" — Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirt immer mehr und mehr in Angst geriet, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer, feuchter Fleck. „Was soll das sein?" sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem totblassen Wirt, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frischgemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmannes eingemauert war. Der gute Mann hielt nun sein Eigentum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Teilung ohne Inventarium*) und ohne Kommissarius**) vornehmen werde, ergab sich geduldig darein und verlangte nur, von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: „Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin," und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

---

*) Inventarium = Verzeichnis der Habe. **) Kommissarius = Beamter, oder ein mit einem amtlichen Geschäfte Betrauter.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Satan auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue — und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf geleistet hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen? Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge oder um des Zuchthauses willen thut oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt vor die Stube führen und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prügel bar auszahlen, lauter guter Valuta (Wert) und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück. — Das wollen wir beides gutheißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast und jedem Verräter eine solche Belohnung zu teil werden möge.

Hebel.

324. Der Husar in Neiße.

Als im Anfang der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzose noch im Jahre 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter anderen drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein bares Geld, so viel es war, und viel Geldeswert, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Überzug und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stößt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dolman*) fest und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Sodbrunnen, der im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, läßt sich in der Stadt Neiße in Schlesien nieder, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahre 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein junger Sergent wird abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl

*) Dolman = Jacke unter dem Pelze des Husaren.

aufwartet. Der Sergent ist auch brav, führt sich ordentlich auf und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergent nicht zum Frühstück. Die Frau denkt, er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommt, geht sie endlich in das Stübchen hinauf, macht leise die Thüre auf und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände ineinander gelegt und seufzte, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre, oder als wenn er Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber ging ganz leise auf ihn zu und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergent, und warum seid Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blicke voll Thränen an und sagte, die Überzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor achtzehn Jahren seinen Eltern in der Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sei voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in der Champagne und kannte die Überzüge noch; und die roten Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neiße lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf und ließ sich in das Haus des Husaren führen und kannte ihn wieder.

„Denkt Ihr noch daran,“ sagte er zu dem Husaren, „wie Ihr vor achtzehn Jahren einem unschuldigen Manne in der Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen und keine Barmherzigkeit gehabt habt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte? und an meine Schwester?“ Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen: es gehe bekanntlich im Kriege nicht alles, wie es soll, und was der eine liegen lasse, hole doch ein anderer, und lieber nehme man's selber. Als er aber merkte, daß der Sergent der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte, und als jener ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme. Er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Knie nieder, und er konnte nichts mehr herausbringen als: Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf.

Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand und dürfen nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir; daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen; daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott!" — Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das geringste zu leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Mut, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr und soll nach einem Vierteljahre gestorben sein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Hebel.

325. Andreas Hofer.

Zu der Zeit, da Napoleons Gewaltherrschaft so großes Elend über unser ganzes deutsches Vaterland brachte, gab es hie und da stürmische Naturen, in denen das Feuer der Vaterlandsliebe in hellen Flammen aufloderte. So wurden sie leuchtende Wachtfeuer in der dunkeln Nacht, funkelnde Morgensterne, die den nahenden Tag der Freiheit verkündeten.

Da ist der Heldenkampf der Tiroler unter dem frommen, tapferen Andreas Hofer, Wirt zum Sande im Passayerthal. Tirol, das herrliche Alpenland, war dem österreichischen Kaiser von Napoleon genommen und dem Könige von Bayern gegeben worden, zum Lohn dafür, daß derselbe sich dem Rheinbunde angeschlossen hatte. Aber die treuen Tiroler konnten ihren guten Kaiser Franz nicht vergessen und ihr gutes altes Recht nicht verschmerzen. Sie läuteten i. J. 1809 Sturm von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Mit dem Kernschuß ihrer Büchsen und mit hinabgestürzten Felsstücken hatten sie dreimal ihre Thäler von dem verhaßten Feinde gesäubert; aber immer von neuem war dieser auf allen Seiten in hellen Haufen eingedrungen. Schon waren die Städte des Krieges müde und hatten sich aus dem Kampfe zurückgezogen. Aber der Bauer blieb zähe in den

Waffen. Hofer, in den heißesten Tagen bewährt durch Klugheit und Entschlossenheit, wurde zum Oberkommandanten des Landes erwählt. Sogleich trat das alte Recht wieder in Geltung, und die Verwaltung des Landes wurde auf gut österreichisch eingerichtet. Er mußte zwar ein Schloß bewohnen, aber mit dreißig Kreuzern ließ er sein Mittagsmahl bestreiten. Auch ließ er sich in seiner frommen Hausordnung niemals stören. Wenn Gäste da waren, pflegte er zu sagen: „Habt mit gegessen, könnt auch mit beten!" Und mit den Soldaten im Hofe hielt er täglich seine Andacht, wie er es daheim mit seinen Kindern gewohnt war. Endlich mußte doch das tapfere Land der Übermacht erliegen. Durch Verrat fiel auch Hofer in Feindeshand; zugleich mit ihm Weib und Kind und sein Schreiber. Es war am 30. Januar 1810. Die Gefangenen wurden gebunden und mit nackten, blutenden Füßen über Eis und scharfes Gestein nach Botzen geführt. Hofer selbst wurde mit entsetzlicher Roheit mißhandelt. Man raufte ihm seinen Bart, bis das Blut herausquoll, welches dann in der scharfen Kälte auf den Wunden sogleich gefror. Dennoch ermahnte er seine Frau, als sie verzweifeln wollte: „Bete, sei standhaft, leide mit Geduld!" Von Botzen, wo man ihn menschlicher zu behandeln anfing, wurde er nach Mantua in Oberitalien geschleppt. Hier sollte er auf Napoleons Befehl erschossen werden. Es war ein überwältigender Anblick, als der kräftige Tirolerheld mit dem ernsten, aber milden Angesichte und dem schwarzen Barte, die breite, treue Brust entblößt, seinen letzten Gang antrat (20. Febr.). Man wollte ihm die Augen verbinden und hieß ihn niederknieen. Er aber verweigerte beides. „Ich stehe hier," rief er, „vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich ihm meinen unsterblichen Geist wiedergeben!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal.
Und Sandwirt Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht! —
Ade, mein Land Tirol!"

Fix.

† 326. Fürst Blücher und sein Jugendfreund.

Held Blücher reiste nach seiner Erhebung in den Fürstenstand nach seiner Vaterstadt Rostock, wo er seit vielen Jahren

nicht gewesen war. Gleich nach seiner Ankunft besuchte er das Grab seiner Eltern und betete bei demselben. Dann ging er in sein väterliches Haus, um als Greis den Schauplatz seiner Knabenjahre noch einmal zu sehen. Als er sich nach seinen Jugendgespielen erkundigte, fand er nur noch einen einzigen am Leben. Dieser kam auf Blüchers Bitte und redete ihn beim Eintritt mit „Euer Durchlaucht" an. Da fiel ihm Blücher um den Hals, drückte ihn mit Herzlichkeit an seine Brust und sprach: „Närrischer Kerl, was fällt dir ein? Warum sollen wir uns jetzt anders nennen wie in unsern Knabenjahren?" Aus den Lebensbildern.

327. An das Vaterland.

O deutsches Reich, sei stark und eins,
Soweit das deutsche Wort erklingt, soweit man trinkt des deutschen Weins;
Kein Haufen sei von rohem Stein, der formlos sich zusammenfand,
Nein, ein Gebäude stolz und hoch, gefügt von eines Meisters Hand,
Mit Giebeln und Altan' geschmückt, mit Bögen, Erkern, Zinn' und Turm,
Auf sicherm Pfeiler aufgeführt zu Trotz dem Wetter und dem Sturm.

E. Geibel.

328. Beruhigung.

O, mein Herz, gib dich zufrieden!
O, verzage nicht so bald!
Was dein Gott dir hat beschieden,
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert, was er will;
Harre nur! Vertraue still!
Geh des Wegs, den er dich sendet!
Er begann, und er vollendet.

Hüllt er dich in Dunkelheiten,
So lobsing ihm aus der Nacht!
Sieh, er wird dir Licht bereiten,
Wo du's nimmermehr gedacht.
Häuft sich Not und Sorg' umher,
Wird die Last dir allzu schwer:
Faßt er plötzlich deine Hände
Und führt selber dich ans Ende.

Wär' auch alle Welt dir feindlich,
Rottete sich wider dich, —

Dank ihm; o, der Herr ist freundlich;
Seine Huld währt ewiglich!
Sind auch Trauer, Angst und Leid
Seines Segens dunkles Kleid, —
Dank ihm! Er schickt seinen Segen
Auf geheimnisvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen;
Kennst du nicht sein Morgenrot?
Darfst du zagend rückwärts schauen,
Wenn dich Glut und Sturm bedroht?
Denn auch Feuerflamm' und Wind
Boten seines Willens sind;
Und kann's nur ein Wunder wenden:
Auch ein Wunder kann er senden.

O, so laß denn alles Bangen!
Wirke frisch, halt mutig aus!
Was mit ihm du angefangen,
Führet er mit dir hinaus.
Und ob alles widersteht,
Im Vertraun und im Gebet
Bleib am Werke deiner Hände,
So führt er's zum schönsten Ende!

Victor Friedrich von Strauß.

329. Aufruf des Königs von Preußen.

An mein Volk!

So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt: klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt; der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, meinem Volke Erleichterung zu verschaffen und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Un-

abhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand schwindet. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft! Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten; gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtige Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euern angebornen König als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtigste Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

330. Das beste Kreuz.

Ein eisern Kreuz, wie stattlich hängt's
An eines Tapfern Brust!
Der König schickt's, der Mann empfängt's
Und trägt's mit stolzer Lust,
Und freut sich, bis den Ehrenlohn
Die Mutter und die Braut
Bei Jubelruf und Glockenton
Am Einzugsfeste schaut.

Doch pfiff das Blei, dafs blutigwund
Ein Krieger wankt und sinkt:
Ein rotes Kreuz auf weifsem Grund
Ist's, was ihm tröstlich winkt.
Ihn stützt und führt aus heifser Schlacht
Ein rotbekreuzter Arm
Dahin, wo schon sein Bett gemacht;
Da ruht er weich und warm.

Und wen in's Herz die Kugel traf,
Ist ledig aller Pein;
Still senken ihn zum letzten Schlaf
Die Kameraden ein.
Ein schwarzes Kreuz auf grünem Plan
Verkündet's an der Stell':
Hier liegt ein Held und schläft heran
Den himmlischen Appell!

Und seht ihr all die Kreuze gern:
Vergefst, ihr Krieger, nicht
Das beste Kreuz, das Kreuz des Herrn,
Das allen Heil verspricht.
Dem Kämpfer gibt es tapfern Mut;
Dem Wunden kühlt's den Schmerz;
Dem Toten dient's zur Grabeshut
Und deutet himmelwärts.

Karl Gerok.

† 331. Der Winter.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer.
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an;
Er scheut nicht süfs, noch sauer.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weifs er sich nichts zu machen,
Hafst warmen Trank und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

Doch, wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert,

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht,
Und Teich und Seen krachen, —
Das klingt ihm gut, das hafst er nicht;
Dann will er tot sich lachen.

Sein Schlofs von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande.
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und — frieren.

Claudius.

†332. Der Schnee.

Es ist doch lustig, wenn der erste Schnee fällt, und die Kinder haben recht, daß sie jubeln und springen, sobald die leicht geschwingten Flocken vom Himmel herabtanzen, um die grauschwarze Erde mit einem wolligen Mantel einzuhüllen. Überkommt doch selbst den Greis, der kein Freund des kalten Winters ist, ein behagliches, frohes Gefühl, wenn er aus seinem Lehnstuhl im warmen Stübchen dem neckischen Tanze der Schneefedern zuschaut.

Laß uns aber nicht bloß im Schnee herumspringen, oder vom warmen Ofen aus ihm zuschauen, sondern einmal in aller Nähe und mit aller Aufmerksamkeit eine Schneeflocke betrachten. Nimm eine schwarze Schiefertafel, fange damit eine der Himmelsfedern auf, und sei hurtig und flink mit dem Zuschauen! Die Flocke besteht aus vielen zarten Federn, alle mannigfaltig gebildet und auf verschiedene Art zu einem regelmäßigen, sechseckigen Stern zusammengesetzt. — Was doch aus so einem armen Wassertropfen werden kann, wenn er auf Reisen geht! Denn siehe, das Wasser im Meere oder im Flusse oder im Teiche ward

von der Wärme verwandelt in eine unsichtbare, elastische Luft, die so leicht war, daß sie schneller als ein Adler zum Himmel emporstieg. Aber die Kälte in den höheren Luftregionen verwandelte wieder die luftigen Wassertröpfchen zu kleinen, ganz kleinen Dunstbläschen, die in großen Gesellschaften zusammenkamen und als Wolken den Menschenkindern sichtbar wurden. Ein Teil der Wolken schiffte nach dem warmen Süden und fiel als Regen auf die Felder und Berge oder ins Meer; ein anderer Teil segelte nach dem kalten Norden, mitten in den Winterfrost hinein. Eine Zeitlang behielten die Wolkenbläschen noch ihre Wärme und konnten als Nebel in der Luft fortschwimmen; aber bald ward ihnen von dem kalten Winde der letzte Wärmevorrat geraubt. Da drängten die Bläschen sich dicht an einander, doch nicht, um als Regentropfen plump zur Erde niederzufallen, sondern um, — als glänzend weiße, feine Eisnadeln zusammengespannt, — als Schneewolke über der Erde zu schweben. Im Fallen fassen sich die Eisnadeln an und treten zu Sechsecken zusammen, die, wenn die Kälte nicht gar zu groß ist, sich wieder vereinigen und die größeren Flocken bilden. Ist die Kälte sehr streng, so fallen die einzelnen Nadeln ohne weiteres herab, und du hast gewiß schon diese kleinen, blitzenden Diamanten an kalten, hellen Wintertagen durch die Luft flimmern sehen.

Da der Schnee außerordentlich locker ist, d. h. viel Luft in seinen Zwischenräumen hat, so fällt er auch viel langsamer als der Regen oder der Hagel herab, und eben deshalb senkt er sich auch und wird dichter, wenn er einige Tage liegt. Da der Schnee verdunstet, so kann er sich nicht übermäßig anhäufen. Die überall nach Wasser durstige Luft verwandelt ihn wieder in den luftigen Wasserdunst, aus welchem er gebildet wurde. Selbst die kältesten Winde verzehren große Schneemassen. Besonders aber ist der in den Alpen der Schweiz wehende Föhn, der warmblütige Sohn des heißen, italienischen Sirokko, ein wahrer Schneevertilger, der in einem einzigen Tage von den Berghalden und Thalwiesen den weitesten Schneemantel abzieht.

Freilich sind Schaden und Ungemach, welche der Schnee den Menschen bereitet, zuweilen groß genug, zumal in den Bergländern, wo die schrecklichen Lawinen Häuser und Menschen und Tiere unter ihrer Masse begraben; freilich ist schon mancher Wandersmann, der vom Schneewetter überrascht wurde, ohnmächtig zu Boden gesunken und eine Beute des Todes geworden; freilich werden die einsamen Bewohner der Berge oft so tief eingeschneit, daß sie nur mit größter Anstrengung sich Bahn brechen

können und oft in Gefahr geraten, Hungers zu sterben. Aber was will das alles besagen gegen den großen, durch nichts anderes zu ersetzenden Nutzen, den uns allen der Schnee gewährt? Der Schnee ist so notwendig wie die Luft und das Licht. Die Berge und die den Polen zugewandten Länder könnten gar nicht bewohnt werden ohne Schnee. Wir würden wohl ein Jahr ohne Schnee ertragen, wofern der ganze Winter gelind bliebe; aber denke dir einmal, es fiele mehrere Jahre hinter einander auf Deutschlands Ebenen gar kein Schnee, was würde geschehen? Der Frost würde die meisten Pflanzen in der Wurzel verderben und alle zarten Keime knicken; die Kornfelder lägen im Sommer öde und brächten im Herbst keine Frucht, — eine allgemeine Hungersnot wäre die unausbleibliche Folge. Die Landwirte wissen aus Erfahrung, wie viele ihrer Fruchtpflanzen in Wintern, die keinen Schnee bei starkem Froste haben, zu Grunde gehen. Ist dagegen eine genügende Schneedecke vorhanden, so mag die grimmigste Kälte hereinbrechen, den Pflanzen geschieht kein Leid; denn sie schlafen warm in ihrem weißen Bette. Der Schnee und die Luft haben das Eigentümliche, daß sie die Wärme schwer ableiten von den Körpern, die sie umhüllen; darum sind z. B. die Luftsäulen in den Doppelfenstern so gute Wärmehalter, und könnte man den Raum zwischen den Doppelfenstern noch mit Schnee ausfüllen, so wären die Zimmer noch mehr vor der Kälte geschützt.

Nach Grube.

333. Christnacht.

Heil'ge Nacht, auf Engelsschwingen
Nahst du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt.
Selbst die Hütte trieft von Segen,
Und der Kindlein froher Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,
Und ihr Stammeln wird Gesang.

Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz um Thal und Höhn,
Heil'ge Nacht, so kehrst du wieder,
Wie die Welt dich einst gesehn —
Da die Palmen lauter rauschten,
Und, versenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung; —

Da, mit Purpur übergossen,
Aufgethan von Gottes Hand,
Alle Himmel sich erschlossen,
Glänzend über Meer und Land; —
Da, den Frieden zu verkünden,
Sich der Engel niederschwang,
Auf den Höhen, in den Gründen
Die Verheißung wiederklang; —

Da, der Jungfrau Sohn zu dienen,
Fürsten aus dem Morgenland
In der Hirten Kreis erschienen,
Gold und Myrrhen in der Hand; —
Da mit seligem Entzücken
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindes Blicken
Niegefühlte Freude zog.

Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf, —
O, so geh in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh uns auf!
Schau, im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenschein:
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein!

Aus: Die Muttersprache.

†334. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Taglöhner sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und es schneite und wehte entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder, alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimat vertrieben war und sich kümmerlich als Schmiedegeselle nährte, erbarmte sich des Taglöhners und gab ihm seinen Mantel. Die Soldaten zogen fort — und sieh, am späten Abende kam ein junger, schöner Offizier in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuze an der Brust in das Dorf geritten und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei. „O Gott, das ist ja mein Sohn Rudolf!" rief er, eilte auf ihn zu und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolf hatte vor mehreren Jahren Soldat werden müssen und war wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Offizier geworden. Er wußte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedemeister gewesen war; allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt und aus der Erzählung des Wegweisers vermutet, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freude, und alle Leute, die umherstanden, weinten mit. Rudolf blieb die ganze Nacht bei seinem Vater und unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld und versprach, ferner für ihn zu sorgen. Die Leute aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn nun aus aller Not errettet."

Wer sich erbarmet fremder Not,
Den segnet stets der liebe Gott.

Chr. v. Schmid.

335. Die kalten Zonen.

Die beiden kalten Zonen umfassen noch nicht ein Zehntel der ganzen Erdoberfläche. In der nördlichen kalten Zone liegen die nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika: Teile von Norwegen und Schweden, von Rußland und Sibirien, von Britisch-Nordamerika, endlich das Gebiet Alaska und der größte Teil von Grönland. Die Länder, welche in der südlichen kalten Zone liegen, sind noch sehr unbekannt. Ein Teil der in der Nähe der Pole liegenden Länder ist überhaupt unzugänglich; die Küsten dieser Polarländer werden von den Eismeeren, dem nördlichen oder dem südlichen, bespült und sind fast das ganze Jahr hindurch von nie schmelzendem Eis umgeben. Meilenweit ausgedehnte Eisberge erheben sich hier 4 — 5 m hoch. Bald sind sie regungslos gelagert; bald treiben sie umher. Oft stoßen diese Eismassen so heftig auf einander, daß sie sich gegenseitig zertrümmern. Wehe dann dem Schiff, welches sich eben zwischen ihnen befindet!

Der felsige Boden der Polarländer erzeugt außer einigen krüppelhaften Sträuchern nur Moose und Flechten. In den Gegenden, welche der nördlichen gemäßigten Zone benachbart sind, gedeihen noch die Birke, sowie Haber, Gerste und Kartoffeln, doch nur spärlich. Sogar in guten Jahren muß man das wenige Mehl mit zerhackten Halmen, Wurzeln und Rinde vermengen.

Besonders wichtig für die Bewohner dieser Gegenden sind die Renntiere. Außer der Renntierzucht bieten Jagd und Fischfang den nötigen Lebensbedarf. Im nördlichen Sibirien wird der Zobel gejagt, dessen Fell sehr geschätzt ist. Unter der großen Menge von Seevögeln ist besonders die Eidergans zu nennen, die ihr Nest an die steilsten Klippen hängt; die Jäger erklettern dieselben mit Lebensgefahr, um das weiche, flaumige Gefieder dieser Vögel zu erhalten. Mächtige Walfische, Robben, Seehunde und andere Fischsäugetiere, ferner unzählige Heringe, Kabeljaue und sonstige Fische aller Art bevölkern die eisigen Fluten; manches Schiff aus anderen Zonen erscheint hier zum Fange dieser Tiere.

Aus Wetzel.

336. Das Feuer.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götter-
stärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück, —
Greift fröhlich dann zum Wander-
stabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures
Haupt.

Schiller.

337. Brennbare Mineralien.

Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, Schwefel und Bernstein.

Wenn wir nichts als Holz zur Feuerung hätten, so würden manche Gegenden bald von den Menschen verlassen werden müssen. Allein der weise Schöpfer hat noch für anderes Brennmaterial gesorgt, das aus der Erde geschafft wird; dazu gehören Steinkohlen, Braunkohlen und Torf. Diese Brennmaterialien haben aufser ihrer Wohlfeilheit noch andere Vorzüge: die Steinkohlen geben eine weit grellere Hitze als das Holz und brennen gleichmäfsiger; der Torf glimmt langsam, und die Braunkohle dauert lange aus. Jedenfalls können die, welchen es niemals an einem guten Herd- und Ofenfeuer mangelt, mag es nun aus dem Erd- oder Pflanzenreiche stammen, dem lieben Gott nicht dankbar genug sein. Was wären wir ohne das Feuer? Wird es nicht zu den Elementen gerechnet, ohne die weder Mensch, noch Tier bestehen können? Und hört man je auf, Feuer anzuzünden, obwohl durch das Feuer schon so entsetzliches Unglück angerichtet worden ist?

Die Steinkohlen werden gleich den Metallen durch Bergbau zu Tage gefördert. Glücklicherweise sind ihre Lager gewaltiger als die der Erze; sonst würde die saure Arbeit der Bergleute nicht belohnt werden. Wären die Steinkohlen nicht weit billiger als Holz, so würde sie niemand kaufen, da mit ihrem Gebrauche manche Unbequemlichkeit verbunden ist; sie schwärzen die Häuser, Zimmer und Menschen und verbreiten beim Brennen einen, wenn auch nicht

ungesunden, doch gewifs nicht angenehmen Geruch. Dabei erlischt das Steinkohlenfeuer sehr gern und verlangt sorgsame Abwartung. Wenn aber, wie einst in Oberschlesien, ein Steinkohlenlager in Brand gerät, so gelingt es selten, die Glut zu löschen; oft wütet sie jahrelang unter der Erde fort.

In den Steinkohlen findet man nicht selten Reste von Pflanzen (Pflanzenabdrücke), an denen man noch deutlich das Zellengefüge derselben erkennen kann. Es spricht dies für die Annahme, dafs die Steinkohlen pflanzlichen Ursprungs sind. Wie aber die Steinkohlen aus ungeheuren Pflanzenmassen entstanden sind, darüber sind die Meinungen immer noch verschieden.

Mit mehr Sicherheit weifs man, dafs die Braunkohlen durch versunkene Wälder entstanden sind; denn es finden sich in ihren Lagern noch ganze Stämme mit Ästen, Blättern und Früchten, deren Gestalt sich deutlich erkennen läfst. Auch sind die Braunkohlen bisweilen noch so holzähnlich, dafs man glaubt, es seien alte, angebrannte Scheiter. Doch sind diese holzigen Stücke nicht die besten, sondern die glänzend braunen, wie Harz schimmernden. Am wenigsten gut sind die wie Erde zerfallenden, welche erst nafs gemacht, in Formen gedrückt und getrocknet werden müssen, um bequemer benutzt werden zu können. Merkwürdig ist, dafs in Gegenden, wo starke Braunkohlenlager sind, meistens auch mineralische Wasser gefunden werden, z. B. in Hessen-Nassau. Um sehr heftiges Feuer zu erzeugen, fehlt es den Braunkohlen an Brennkraft; auch gilt ihr Geruch noch für unangenehmer als der der Steinkohlen; deswegen werden sie auch minder weit ausgeführt, vielmehr meistens nur in der nächsten Umgebung verbraucht.

Ähnlich verhält es sich mit dem Torfe. Er ist unter den genannten Brennstoffen derjenige, der sich erweislich immer noch fort und fort erzeugt, und den man auch zu dem Pflanzenreiche rechnen könnte; denn er besteht aus einem dichten Filze von Wurzeln, der mit erdigen Teilen vermischt ist. Diese Wurzeln erzeugen sich in Mooren oder Sümpfen mit solcher Schnelligkeit, dafs man nach 10 bis 12 Jahren eine ausgestochene Torfwiese aufs neue benutzen kann. Die Arbeit in den Abzugsgräben, wie in den Torflagern ist sehr beschwerlich, da die Leute im Wasser oder Sumpf stehen müssen; allein sie dauert auch nur die wärmsten Monate des Jahres hindurch. Darnach müssen die ausgestochenen Platten

auf Haufen gesetzt und getrocknet werden. Die weniger feste Masse mufs man, gleich Lehm beim Ziegelmachen, in Formen drücken. Merkwürdig ist, dafs die besten Stücke am meisten zusammenschrumpfen, so dafs also die kleinsten Torfplatten oder Torfziegel am meisten Hitze geben.

Von den übrigen brennbaren Mineralien ist der Schwefel am bekanntesten. Seine Farbe hat zu dem Ausdrucke schwefelgelb Veranlassung gegeben. Das läfst sich am Schwefelhölzchen sehen, sowie auch, dafs er beim Entzünden eine bläuliche Flamme gibt. Dabei entwickelt sich eine Luft, welche uns am Atmen hindert und zum Husten nötigt. Auch der Geruch ist unangenehm. Durch Schwefeldampf werden wollene Kleider gereinigt, aber auch Tiere, z. B. Bienen und Wespen, getötet. Selbst Menschen können in ihm ersticken. Da aber das Feuer die nämliche Luft zum Brennen bedarf wie der Mensch zum Atmen, so läfst sich auch eine helle Flamme durch Schwefeldampf löschen. Brennt es in einem Schornsteine, so kann man durch eine darunter gesetzte Kohlenpfanne mit Schwefel den Brand ersticken. Auch die Eigenschaft des Schwefels, dafs er langsam, aber sicher fortbrennt, hat man benutzt, indem man durch Schwefelfäden Pulverminen anzündet und doch Zeit behält, sich zu retten. So geschieht es in Steinbrüchen und Bergwerken. Der Schwefel wird meistens aus der Erde gegraben, besonders häufig im sächsischen Erzgebirge. Sonst sammelt man ihn auch aus manchen Quellen, wo er sich am Rande ansetzt. Solche Wasser werden gemeiniglich als Gesundbrunnen gebraucht.

Zu den brennbaren Mineralien gehört auch der Bernstein, der an der preufsischen Ostseeküste von der Gröfse einer Linse bis zur Faustdicke gefunden wird. Ausnahmsweise fand 1803 ein Taglöhner ein zwischen mehreren Steinen hervorstehendes Stück Bernstein von 13½ Pfund. Dieses seltene Stück befindet sich zu Berlin in der Mineraliensammlung und soll 8000 Thaler wert sein. Die Farbe des Bernsteins ist entweder weifs oder wachsgelb bis rotgelb. Er läfst sich mit einem Messer bröckeln, schmilzt in der Hitze und verbreitet einen angenehmen Geruch; an der Flamme verbrennt er. Der Bernstein hat die merkwürdige Eigenschaft, dafs er, gerieben, elektrisch wird; denn er zieht alsdann kleine Papierstückchen, Wolle u. s. w. an sich. Er heifst griechisch Elektron, und daher kommt das Wort Elektricität. Besonders merkwürdig ist der Bernstein

auch durch die von ihm eingeschlossenen Naturkörper. Aufser Sand, Erde, Holz und Wassertropfen findet man eine Menge Insekten in ihm eingeschlossen, besonders Schlupfwespen, Ameisen, Fliegen, Mücken, Spinnen u. s. w. Es ist dies ein Beweis, dafs der Bernstein aus einem flüssigen Zustande in einen verhärteten übergegangen ist. Man vermutet daher, dafs der Bernstein aus dem Harz einer untergegangenen Pflanzenwelt entstanden ist.

Der Bernstein läfst sich drechseln und schleifen, und so wird er zu allerlei Kunst- und Schmucksachen verarbeitet. Auch gibt er ein angenehmes Räucherpulver. Curtman.

338. Die Schlacht bei Waterloo.

Zwei Tage nach der Schlacht bei Ligny kam es bei dem Dorfe Waterloo in der Nähe von Brüssel zu einer großen Schlacht. Der englische Feldherr Wellington, der dort mit seiner Armee stand, hatte Blücher gebeten, ihm zwei Heerhaufen zu Hilfe zu schicken, wenn er von Napoleon angegriffen würde.

„Nicht mit zwei Haufen," ließ ihm Blücher sagen, „sondern mit meinem ganzen Heere werde ich kommen, und wenn die Franzosen uns nicht angreifen, werden wir sie angreifen." Frischen Mutes trat er dann am frühen Morgen mit seinen Preußen den Marsch an. Ein heftiger Regen rauschte hernieder. „Siehe da, unser Bundesgenosse von der Katzbach!" rief der Heldengreis heiter; „da sparen wir dem König wieder viel Pulver." Aber der Boden war so aufgeweicht, daß Fußvolk und Reiter kaum weiter kamen und die Räder der Kanonen oft bis an die Achse einsanken. Da sprengte Blücher von Trupp zu Trupp, und voll Sorge, nicht zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde einzutreffen, trieb er unablässig an und mahnte: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" — „Es geht nicht, Vater Blücher, es ist unmöglich," schallt es ihm aus den Reihen der Krieger entgegen. „Kinder, es muß gehen," ruft er wieder, „ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!" Und es ging mit Gottes Hilfe dem Ziele entgegen.

Unterdessen war Wellington schon im heißesten Kampfe. Napoleon hatte ihn mit gewaltigem Ungestüm angegriffen; doch die englischen Krieger standen wie Mauern von Eisen. Sturm auf Sturm wurde von ihnen abgeschlagen; allmählich aber erschöpfte sich ihre Kraft. Die französischen Feuerschlünde richteten

in ihren Reihen schreckliche Verwüstungen an; schon lagen 10 000 Mann tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Da seufzte der unerschütterliche Wellington: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!" Und siehe, die Preußen kamen. Kanonendonner im Rücken und zur Rechten des Feindes verkündete ihr Anrücken. „Da ist der alte Blücher!" rief Wellington hocherfreut, und seine ermatteten Krieger atmeten auf. Unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter stürmten nun die Engländer und Preußen von drei Seiten auf den Feind ein. Es entsteht ein gräßliches Blutbad; die französischen Garden kämpfen mit dem Mute der Verzweiflung. Aber vergeblich ist ihr tapferer Widerstand; bald ertönt aus den Reihen der Franzosen der Ruf: „Rette sich, wer kann!" und das Heer wirft sich in die wildeste Flucht. Mit lautem Jubel setzen die Preußen unter General Gneisenau dem Feinde nach und machen reiche Beute. Kaum entrinnt Napoleon selbst ihren Händen; seinen Reisewagen, aus dem er entsprungen, samt Hut, Mantel und Degen, Orden und Kleinodien muß er ihnen zurücklassen. Als Flüchtling kommt er nach Paris; sein Heer ist vernichtet.

Blücher schrieb vom Schlachtfelde aus: „Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke, die Bonapartesche Geschichte ist nun vorbei." So war es. Die siegreichen Heere der Verbündeten zogen bald zum zweiten Male in Paris ein, und Napoleon wurde von neuem abgesetzt. Seine kriegerische Laufbahn war nun zu Ende. Die Verbündeten schickten ihn in die Verbannung nach der einsamen Felseninsel St. Helena, mitten im atlantischen Ozean. Dort lebte er, 800 Meilen entfernt von Frankreich, umgeben von wenigen Getreuen, noch 6 Jahre. Er starb am 5. Mai 1821. Seine Gebeine wurden später nach Paris gebracht und in der Invalidenkirche bestattet. Nach F. Schmidt.

† 339. Maximilian I., König von Bayern.

Bei einem Aufenthalte des verstorbenen Königs Maximilian I. in Nürnberg war der Zudrang derer, die ihn sehen wollten, ungemein groß. Ein Mann beklagte sich so laut darüber, daß er den König nicht sehen könne, daß Max es hörte und befahl, man möchte den Mann durchlassen. Es dauerte nicht lange, so erschien ein derber Bauer, der nach seiner Art sich zu verbeugen suchte und, unter der Thüre stehend, den König von oben bis

unten aufmerksam betrachtete. „Nun, so tritt näher,“ hob der Monarch gütig an, „und sage mir, warum du draußen so arg raisonniertest!“ — „Ja,“ antwortete der Bauer, „nichts für ungut, Herr König! Ich hab' eben noch nie einen König gesehen, und weil ich gedacht hab' die Stadtleut' können so einen Herrn öfter sehen, so war ich ärgerlich darüber, daß man mir nicht Platz machen wollte.“ Der gütige Monarch munterte ihn nun auf, ihn ja recht zu betrachten, und fragte ihn zugleich nach Namen und Beschäftigung. „Ich bin,“ antwortete der Bauer, „mit Erlaubnis zu sagen, ein Hopfenbauer aus der Gegend von Hersbruck.“ — „So, so,“ fuhr der König fort, „und wie geht es dir sonst, lieber Sohn?“ „Nun,“ sagte der Bauer, „seitdem die Einquartierungen aufgehört haben, geht es uns Bauern schon besser; aber sie haben uns wacker zurückgebracht.“ „Ja,“ erwiderte der gütige Max, „das waren schwere Zeiten für uns Bayern; es ging mir auch nicht immer zum besten!“ — „Das glaub' ich auch,“ meinte der Bauer, und setzte altklug hinzu: „Der Herr König wird halt auch viel Einquartierung gehabt haben, nur daß man's anders genannt hat.“ Lächelnd bemerkte der König: „Du hast recht, mein Lieber! Nun sage mir, hast du vielleicht einen Wunsch oder sonst ein Anliegen, das ich erfüllen kann?“ „Weil es gerade in einem hingeht,“ hob der Landwirt an, „so möcht' ich halt die Frau auch sehen, wenn sie zu Haus ist!“ Da lachte der König laut auf und setzte die zufällig in das Zimmer tretende Königin von dem Wunsche des naiven Unterthanen in Kenntnis. Huldvoll richtete diese einige Fragen an den Mann und entfernte sich dann wieder. „Nun,“ fragte der König, „wie gefällt dir meine Frau?“ „Es ist ein schönes Weib,“ meinte der Bauer, „und gar nicht stolz!“ Darauf nahm Vater Max einen von den neuen Kronenthalern, die zu verschiedenem Gebrauche auf einem Nebentische lagen, und sagte: „Damit du ein Andenken an den Tag hast, an welchem du mit deinem König sprachst, so hebe diesen Thaler auf; du kannst deinen Freunden und Nachbarn ihn zeigen und ihnen auch sagen, ihr König ließe sie schön grüßen.“ Erfreut steckte der Bauer sogleich den Thaler ein, entfernte sich aber nicht, sondern zog ein ledernes Beutelein aus der Tasche und erwiderte: „Den Gruß will ich bestens ausrichten und eine Freud' damit nach Haus bringen; aber Sie werden mir es nicht übel nehmen, Herr König, daß ich, Gott sei Dank, so viel habe, als ich brauche, und von niemand etwas geschenkt mag. Den Thaler nehme ich schon; aber ich lege dafür wieder einen anderen

dorthin!“ Und damit legte er einen Thaler, den er unterdessen aus seinem Beutelchen herausgefischt hatte, auf den Tisch und meinte dabei, der Herr König werde diesen schon einmal noch brauchen, da er gar viel Leut’ ernähren müsse. „Das ist wahr,“ sagte der König, „der Thaler wird schon noch seinen Herrn finden. Und nun, leb wohl, mein Lieber, und denke fleißig an deinen König!“ Der Bauer verbeugte sich noch ein paar Mal und nahm dann mit den Worten Abschied: „Ade, Herr König, ich wünsch’ halt, daß Sie immerfort gesund bleiben möchten; das ist doch die Hauptsache.“ Aus Heinisch.

340. Die Kometen.

Ganz unvermutet zeigen sich bisweilen zwischen den anderen Sternen leuchtende Himmelskörper von ganz eigentümlicher Gestalt, welche nach einigen Wochen oder Monaten, oft schon nach wenigen Tagen wieder verschwinden. Es sind dies die Kometen oder Schweifsterne, deren Erscheinen seit uralten Zeiten die Menschen mit Schrecken erfüllte, da man sie als die Vorboten von allerlei Unglück: Krieg, Teuerung, Hungersnot, Pest u. dgl., ja manchmal von dem Nahen des jüngsten Tages betrachtete. Der Grund dieser Deutungen liegt in dem Unerwarteten und Aufserordentlichen einer Kometenerscheinung, sowie in der Neigung der Menschen, sich im allgemeinen viel eher der Furcht als der Hoffnung hinzugeben. Wie unbegründet aber die Furcht vor den Kometen ist, geht deutlich daraus hervor, dafs sie nach den unzweifelhaften Beobachtungen der Sternkundigen zu unserem Sonnensystem gehören wie die Planeten, und ebenso wie diese meistens in einer bestimmten Zeit ihren Lauf vollenden.

Die Gestalten, in denen sich die Kometen unserem Auge darstellen, sind so mannigfaltig, dafs fast jeder anders aussieht. Einige gewähren den Anblick matter Lichtwölkchen, andere den eines rundlichen, schwach schimmernden Nebels mit stärkerem Lichte in der Mitte und ohne sichtbaren Schweif; noch andere dagegen treten mit einem glänzenden Lichte und unter einer für die meisten Menschen Schauer erregenden Gestalt am Himmel auf. An der letzteren Art unterscheidet man gewöhnlich den Kopf oder Kern, um diesen eine Dunsthülle und den Schweif, dessen Länge

oft sehr bedeutend ist, indem dieselbe bei einigen auf nicht weniger als 10—15 Millionen Meilen berechnet wurde.

Die Stoffe, aus denen die Kometen bestehen, müssen äufserst fein und locker sein, da das Licht der übrigen Sterne, vor welchen sie vorbeigehen, nicht nur durch den Schweif, sondern auch durch den Kern der Kometen hindurchscheint, ohne im geringsten gebrochen oder getrübt zu werden. Das Licht, welches sie selbst verbreiten, ist ohne Zweifel nicht ihnen eigentümlich, sondern sie erhalten es von der Sonne, so gut wie die Planeten. Und was ihre Bahnen betrifft, so sind dieselben entweder sehr langgestreckte Ellipsen, oder sogenannte Parabeln, d. h. krumme Linien, welche Ähnlichkeit mit einem an seiner Spitze abgerundeten Winkel haben, dessen beide Schenkel sich ins Unendliche verlaufen. In diesen Bahnen bewegen sie sich, wenn sie in die Nähe der Sonne kommen, viel schneller als in der Sonnenferne, und man kann sich von der Länge des Weges, welchen sie bisweilen durchlaufen, einen Begriff machen, wenn man hört, dafs manche zu einem einzigen Umlauf viele tausend, ja mehrere Millionen Jahre bedürfen.

Der erste Komet, dessen Bahn genau berechnet wurde, ist derjenige, welcher im Jahre 1682 erschien, und dessen Wiederkehr von dem englischen Astronomen Halley (spr. Hälli) für das Jahr 1759 voraus verkündigt wurde. Die Prophezeihung traf richtig ein, und der Komet heifst seitdem der Halleysche; inzwischen ist er im Jahre 1835 abermals erschienen und wird im Jahre 1912 bestimmt wieder kommen, da die mittlere Dauer seiner Umlaufszeit 75½ Jahre beträgt.

Bis jetzt hat man über 180 Kometen auf ihrem Laufe in der Sonnennähe beobachtet, aber nur von wenigen die Umlaufszeiten genau bestimmen können. Diese Zahl scheint zwar grofs zu sein für die kurze Zeit, seit welcher man hiemit begonnen hat; sie ist jedoch gering im Vergleich mit der Zahl der Kometen überhaupt; denn diese ist ungeheuer und steigt in die Hunderttausende, vielleicht in die Millionen. Geschichtliche Kunde haben wir bis jetzt von etwa 500 Kometen. Unter denen, welche in diesem Jahrhundert erschienen, ist der vom Jahre 1858 ohne Zweifel der ausgezeichnetste, und viele Jetztlebende erinnern sich gewifs mit Vergnügen der prächtigen Erscheinung, mit welcher über

4 Wochen lang dieser nach dem ersten Entdecker Donati genannte Komet im September und Oktober des genannten Jahres den Abendhimmel zierte. Sehr glänzend war auch der Komet vom Jahre 1811, und der vom Jahre 1843, welcher zur Verblüffung aller Astronomen plötzlich im März 1843 in der unmittelbaren Nähe der Sonne erschien, hatte ein so starkes Licht, dafs er sogar bei Tage neben der Sonne sichtbar war. Er wird nach den angestellten Berechnungen im Jahre 1990, der von 1811 aber erst im Jahre 4609 unserer Zeitrechnung wieder in unsern Gesichtskreis zurückkehren.

Tutschek.

341. Der Lappe und das Renntier.

Das Zelt des Lappen ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuches, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Renntierfelle an die Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Das von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet die einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Lappländer die lange dauernde, strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 2 m, und der ganze Umfang des Innern übersteigt selten 5 bis 6 m. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder und sehr oft eine zweite Familie, die Mitbesitzer der Herde ist, zusammen und lassen noch Ecken für ihr einfaches Hausgerät, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen u. s. w. übrig. Dabei bleibt immer noch ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Herde, welche ich oft über zwanzig als Genossen eines Zeltes gesehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte fanden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Teil des Rauches geht oben durch die Öffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den unteren Raum fast immer mit einer dichten Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, daß der Eintretende sie kaum erkennt, und fällt dem Fremden beißend auf die Augen. Mir war der höchste Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Oben an der Spitze des Zeltes, dicht

an der Öffnung für den Rauch, ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut und darauf eine Decke von Renntierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist durch eine schmale Öffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welchem ein Lappen hängt, welcher, in die Höhe gehoben, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält.

Der Lappländer ist sowohl von Natur, als aus Not ein Nomade. Da sein Unterhalt völlig von seinen Renntieren abhängt, welche ganz frei und sich selbst überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch sie geleitet werden, und daß seine ganze Lebensweise durch sie bestimmt wird. Die Anzahl der Renntiere, die zu einer Herde gehören, ist von 300 bis 500; mit einer solchen Herde kann ein Lappe sich wohlbefinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Bedürfnis des Jahres, und im Winter kann er so viele Renntiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Renntieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er auskommt.

Besonders malerisch und für Lappland charakteristisch ist der Anblick des Melkens, wenn sich die Herde zur Abendzeit um das Zelt versammelt. Auf allen Höhen rundumher wird alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geschäftigen Hunde bellen überall und treiben die Herden immer näher; die Renntiere springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch schönen und majestätischen Anblick gewährt es, wenn das weidende Tier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten und mächtigen Geweihe zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf der Erde, nur das beständige Knarren seiner Kniegelenke, ein sonderbares Geräusch, das wegen der Menge von Renntieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Herde das Zelt erreicht, so stehen die Tiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegen einander oder umringen gruppenweise einen Moosfleck, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Tiere zum anderen mit ihren Milch-

gefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Hörner des Tieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Tier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; und das Mädchen lacht und freut sich über die Mühe, welche dies verursacht. Auch läßt es zuweilen aus Mutwillen ein Renntier wieder los, damit es noch einmal für sie eingefangen werde. Unterdessen hört man den Vater oder die Mutter schelten wegen des Mutwillens, der oft die Wirkung hat, eine ganze Herde scheu zu machen. Wenn die Herde sich zuletzt hinstreckt, so viele hundert Tiere auf einmal rund um das Zelt, so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu sehen, den Befehlshaber in der Mitte. Grube.

342. Das Telephon.

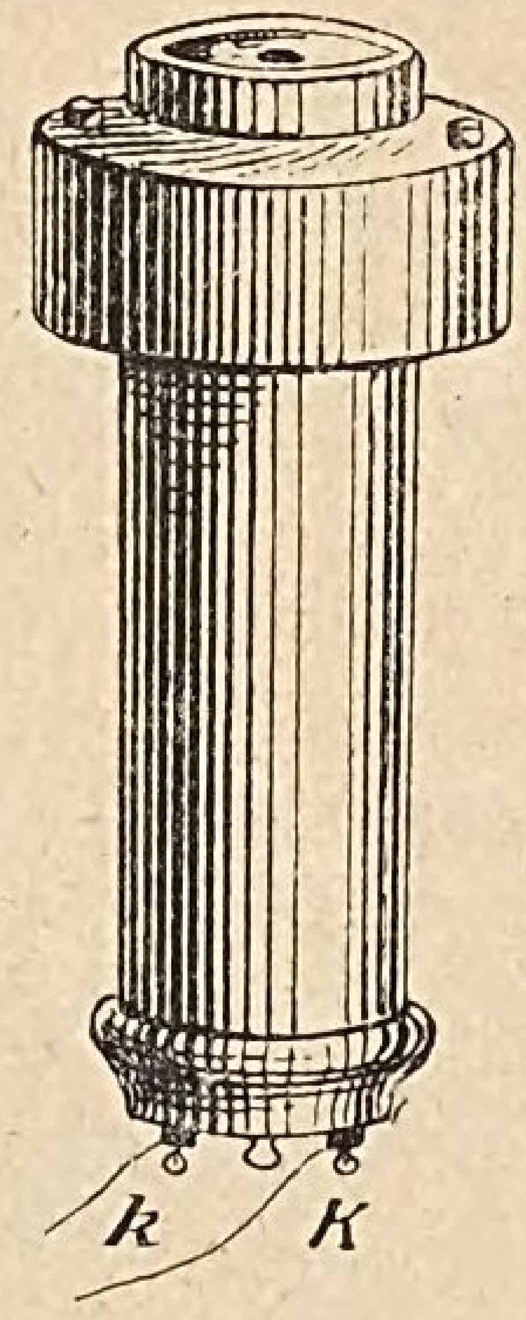
Der elektrische Strom ist nicht allein geeignet, das tote, sondern auch das lebendige Wort, ja selbst den Ton von Instrumenten in die Ferne zu leiten. Solches geschieht durch das Telephon oder den Fernsprecher. Dabei erfüllt das Telephon in wunderbarer Weise die Aufgabe, die Luftschwingungen, welche vom Munde des Sprechenden ausgehen, dem Ohre des Hörenden mit allen ihren Eigentümlichkeiten zuzuführen.

Gemacht wurde diese großartige Erfindung der Neuzeit durch den Lehrer Philipp Reiß zu Frankfurt a. M. und vervollkommnet durch den Amerikaner Graham Bell (1876).

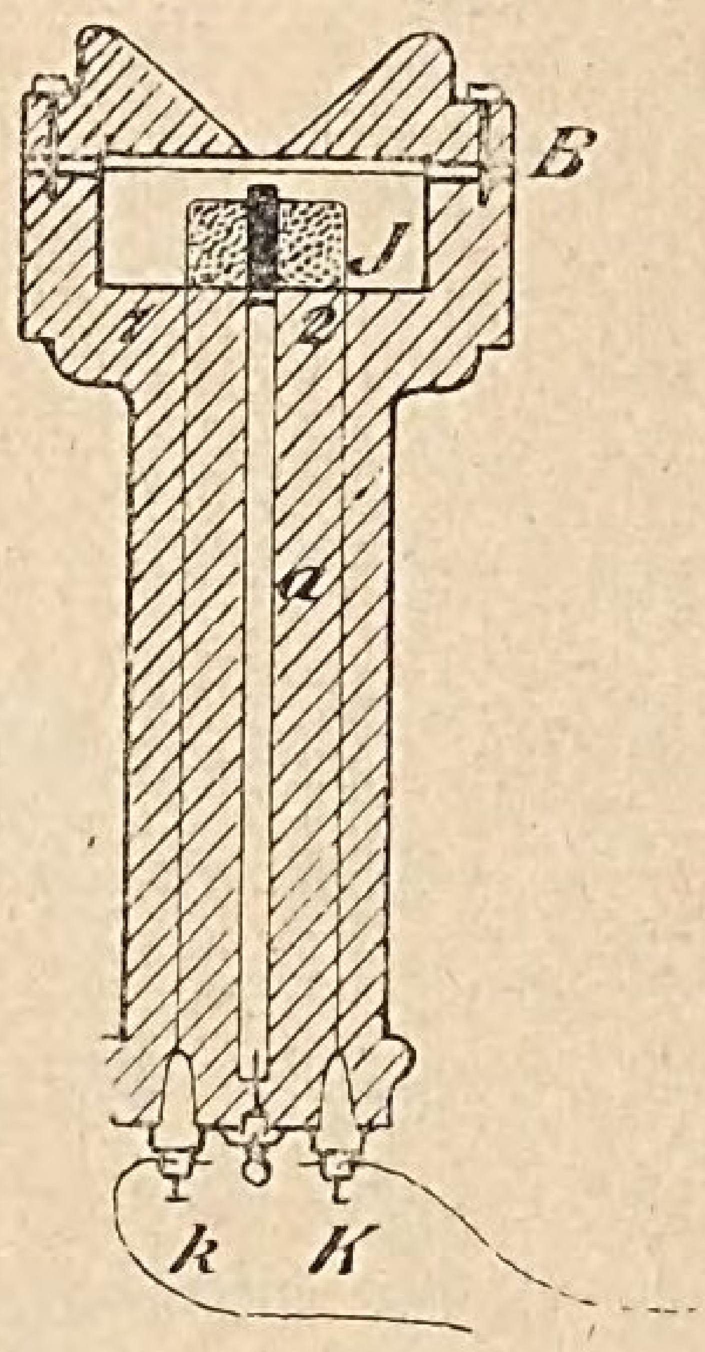
Zur Einrichtung des Fernsprechers bedient man sich einer doppelten elektrischen Leitung, hergestellt durch zwei Leitungsdrähte zwischen den beiden Orten, sagen wir A und B, die mit einander in telephonischen Verkehr treten wollen, und eines an beiden Plätzen gleich beschaffenen Hör- beziehungsweise Sprechapparates, welcher die Größe und Form eines einfachen Opernglases hat (Fig. a). Auf dem breiteren Ende desselben befindet sich eine kleine Öffnung im Durchmesser eines Zwanzigpfennigstückes, während am anderen Ende zwei Schrauben (k K) zur Befestigung der Leitungsdrähte angebracht sind. Unter der Öffnung liegt eine sehr dünne Platte von Eisenblech, welche die Größe eines Fünfmarkstückes hat (B), und deren Rand festgeklemmt wird durch einen Deckel, in welchem sich das Loch und eine ebenso große Unterlage befindet. Unter dem Eisenblech liegt in einer hölzernen Hülse ein Stahl-Magnet, der bis ans dünne Ende des Apparates reicht. Über dem vorderen Pole des Magnets befindet sich ein Röllchen, auf welches ein feiner, mit Seide umsponnener Kupferdraht aufgerollt ist (J). Die beiden Enden des Drahtes gehen

bis an die Klemmschrauben am unteren Ende des Apparates, wo sie mit dem Leitungsdrahte in Verbindung gebracht werden.

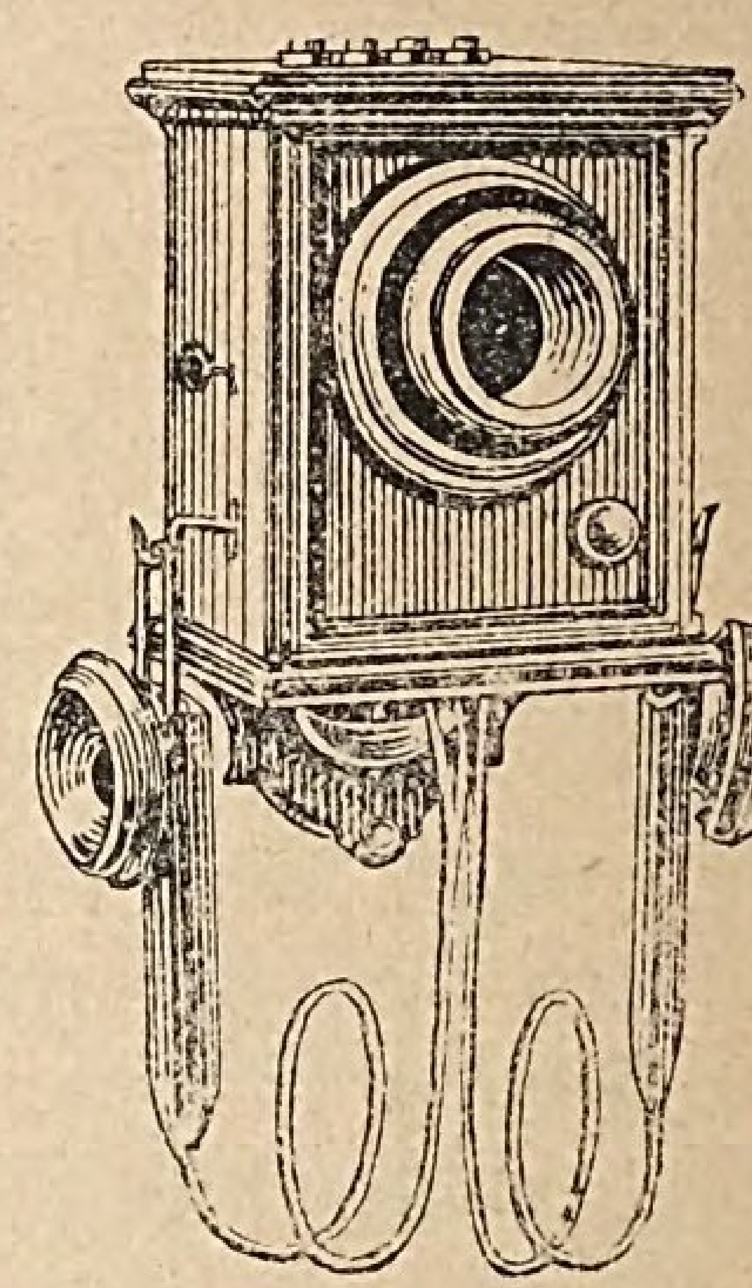
Man nimmt in A den Apparat in mäßige Nähe des Mundes (4—6 cm davon entfernt) und spricht mit gewöhnlicher Stimme deutlich in die Öffnung hinein. Oder man spricht in ein am befestigten Apparat (c) befindliches Mundstück, hinter



a



b



c

welchem, oder auf eine flachliegende feine und dünne Holzplatte, unter welcher die bewußte dünne Metallplatte liegt. Bei jeder dieser Einrichtungen gerät durch das Sprechen die dünne, elastische Eisenplatte in Erzitterungen und Schwingungen, die so auf den Magneten wirken, daß derselbe einen elektrischen Strom im Kupferdraht erzeugt, welcher, durch den Leitungsdraht fortgeführt, seinerseits wieder so auf den Magneten in B wirkt, daß durch ihn die Eisenplatte in B in die nämlichen Schwingungen, wie diejenigen der Platte in A, versetzt wird und genau dieselben Schallwellen erregt. Wird dann in B die Öffnung des dortigen Apparates fest an das Ohr gehalten, so hört man Wort um Wort das Gesprochene; selbst ein Lachen oder Seufzen nimmt man so getreulich wahr, daß man daran bekannte Personen sehr wohl zu erkennen vermag. Will man auf das Gehörte antworten, so darf man bloß das Instrument vom Ohr zum Munde führen und sprechen, und man vernimmt in der Ferne die gewünschte Antwort.

Der Apparat, vom Horcher ans Ohr gebracht, bewirkt durch das dünne Eisenblech auf das Trommelfell dieselben Schwingungen, wie jedes in seiner Nähe gesprochene Wort, und er kann daher das Gesprochene auf meilenweite Entfernung so deutlich vernehmen, als würde es etwa in dem anstoßenden Zimmer zu ihm gesprochen.

Was der Telegraph für sehr weite Strecken ist, das ist das Telephon für geringere Entfernungen, und seine Verwertung bietet ein weites Feld. Das Telephon hat bei Fabrikanten, Kaufleuten, Stadt- und Regierungsbehörden, Feuermeldestationen, Besitzern großer Anlagen u. s. w. eine ausgedehnte Berücksichtigung erfahren. In Fabriken, sowie in großen Geschäftshäusern geben die Prinzipale den Angestellten ihre Befehle durch telephonische Leitung; verschiedene Amtszimmer von Behörden sind durch das Telephon in die nächste Verbindung gebracht. Auch in der Bergwerk-Industrie hat das Telephon Eingang gefunden; es dient besonders als Verkehrsmittel zwischen dem ober- und unterirdischen Personal und bewährt sich aufs glänzendste. In anderen Bergwerken hat das Telephon die so ungemein wichtige Aufgabe, der oberirdischen Aufsicht jederzeit den Ventilationszustand der Grube anzuzeigen. Vorteilhaft wird das Telephon auch zwischen den Tauchern und dem auf dem Wasser befindlichen Personal benutzt, wie es auch auf großen Schiffen vorzügliche Dienste leistet.

So ist ersichtlich, welch bedeutende Verwendung und Ausbreitung das Telephon jetzt schon gefunden, und man darf wohl noch erwarten, daß dieser wunderbare Apparat der weiteren Vervollkommnung und Ausnutzung fähig ist.

Nach Hörl und Sattelberger.

† 343. Ein Blatt auf den Sarg des besten Königs.

(Maximilian II. † 10. März 1864.)

Das war ein Wort, das uns ins Herz geschnitten,
Ein Wetterstrahl in blauer Mittagsstunde —
„Tot König Max!" — so bebt's von jedem Munde,
Und heiße Thränen sagten, was wir litten.

Der Beste tot in seines Weges Mitten,
Den wir geliebt aus tiefstem Herzensgrunde,
Der uns geliebt! — Mit seinem Volk im Bunde
Ist noch kein König herrlicher geschritten!

Was Er für Deutschland war in Sturmeswettern,
Was Er uns gab von seinen Gottesgaben,
Goldstrahlend steht's auf der Geschichte Blättern.

Und in den Herzen bleibt es eingegraben,
Das schöne Wort, mit ew'gen Liebeslettern:
„Mit meinem Volke will ich Frieden haben!"

Aus Haesters.

344. Nürnberg.

Tritt man aus dem großen, traurigen Föhrenwalde heraus, der diese Stadt in einer Entfernung von einer Stunde nach drei Seiten umgibt, so fühlt man sich überrascht durch das schöne Bild, das sich plötzlich dem Auge darstellt. Da ragt in der Mitte der großen Häuserzahl die Burg mit ihren verschieden gestalteten Türmen hervor, eine kräftige Masse; rings um die Stadtmauer ziehen sich über hundert kleine Türme hin; an den Hauptthoren drängen sich die mächtigen, runden Befestigungstürme heraus in Gestalt von Kanonen, die auf die Mündung gestellt sind, und unter den vielen Türmchen und Giebeln der Häuser steigen die vier Türme der beiden Hauptkirchen schlank und kühn in die Luft empor.

Fragt man nach der Zeit der Erbauung dieser Stadt, so muß man sich mit sehr unbestimmten Antworten begnügen. Im Jahre 1050 kommt der Name Nürnberg zum ersten Male in Urkunden vor. Ohne Zweifel verdankt die Stadt ihre Entstehung dem einzeln stehenden Sandsteinfelsen, welcher zur Gründung einer Burg einlud. Zeit und Name des Gründers sind unbekannt; wahrscheinlich wurde die Burg für den kaiserlichen Beamten erbaut, der über den Reichswald, namentlich über das Zeidlergeschäft, die Aufsicht führen und die kaiserlichen Gefälle eintreiben sollte. Das Zeidlergeschäft, d. i. die Bienenwirtschaft, war in früherer Zeit von Wichtigkeit, da Honig den einzigen Stoff zum Versüßen der Speisen abgab und auch für die Bereitung von Met und Bier in Anwendung kam; der Nürnberger Reichswald aber wurde der Bienengarten Deutschlands genannt.

Die Umgebung der Stadt ist fast eben zu nennen; die fruchtbaren Gemüsegärten, die sich fast von allen Seiten um die Stadt ziehen, sind düsteren Föhrenwaldungen und magerem Sandboden abgetrotzt.

Neben der Feste war der Sitz der ehemaligen Burggrafen, die der Stadt oft feindlich gegenüber standen; Burggraf Friedrich VI. von Hohenzollern trat, als er die Kur Brandenburg erlangt hatte, — 1427 — diese Besitzung mit den darauf ruhenden Rechten gegen die Summe von 120 000 Gulden an die Stadt ab; aber gerade durch diese Erwerbung verwickelte sich Nürnberg mit den Markgrafen von Ansbach in langwierige Kämpfe. — Auch mit den Raubrittern, deren Burgen im fränki-

schen Kreise gar zahlreich waren, hatte Nürnberg fortwährend einen kleinen Krieg zu führen. Die Nürnberger machten freilich kurzen Prozeß, wenn sie einen dieser „Placker“ in ihre Hände bekamen; sie schlugen ihm nach Urteil und Recht öffentlich den Kopf ab. Dem Unwesen der Ritter aber konnte nicht völlig gesteuert werden, bis der Gebrauch der Schußwaffen demselben ein Ende machte. Unter dem Drucke und den Gewaltthaten des Adels war Nürnberg immer reicher und mächtiger geworden; dazu trugen vorzüglich sein Handel und nicht minder die Privilegien und Gnaden bei, mit welchen mehrere deutsche Kaiser, besonders Ludwig der Bayer und Karl IV., die Stadt begünstigten. Letzterer gab 1356 zu Nürnberg dem deutschen Reiche ein Gesetz, welches die goldene Bulle genannt wird. Gerne weilten die Kaiser in der kunstgeschmückten Reichsstadt; vom Jahr 1073 bis Ende des 15. Jahrhunderts zählt man 84 Besuche der Kaiser in Nürnberg auf.

Schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts hatte die Stadt den Welthandel an sich gezogen. Ganz Europa war der Marktplatz für die Nürnberger Industrie. „Der Nürnberger Tand ging durch alles Land“ und setzte zu Hause fast unerschöpflichen Reichtum ab. Dieser aber spornte Talente zum fortwährenden Ersinnen, zum „Nürnberger Witze“ an. Rudolf erfand (1360) das Drahtziehen, Dürer die Radier- und Ätzkunst, Recknagel (1517) das Feuerschloß, Hele (1500) die Taschenuhren (Nürnberger Eier), Lobsinger (1560) die Windbüchse; Martin Behaim verfertigte den ersten Globus; Frank ist der Wiederhersteller der Glasmalerei.

Die Maler Wohlgemuth, Albrecht Dürer und Hirschvogel, — Peter Vischer, der Erzgießer, Adam Krafft, der Bildhauer, Veit Stoß, der Bildschnitzer, Hans Sachs, der Volksdichter, Wilibald Pirkheimer und viele andere machten Nürnberg zum Mittelpunkt der schönen Künste.

Das vierzehnte, fünfzehnte und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sah auch die herrlichen Baudenkmale Nürnbergs erstehen, die so hoch unsere Bewunderung erregen. Vor allem müssen die Sebaldus- und die Lorenzkirche genannt werden. In der ersten befindet sich das Grabmal des St. Sebaldus, das berühmteste Werk Peter Vischers. Die Lorenzkirche ist eines der schönsten gotischen Bauwerke Deutschlands und die größte Kirche der Stadt. 26 Säulen tragen das erhabene Gewölbe. Die herrlichste Zierde der Außenseite der Kirche ist das Portal zwischen den beiden Türmen. Über demselben ist das 9 Meter

hohe, kreisförmige Fenster, der Stern genannt. Ferner zeichnet sich die Kirche durch ihre prachtvollen Glasmalereien aus. In der Mitte der Kirche hängt an einer Kette von der Decke der englische Gruß herab, ein Werk von Veit Stoß. Die größte Sehenswürdigkeit im Innern der Kirche aber ist das Sakramentshäuschen. Adam Krafft hat dieses Kunstwerk mit zwei Gesellen ausgeführt.

In jenen Jahrhunderten entstanden auch die Frauenkirche, die Kartause mit den schönen Kreuzgängen (jetzt germanisches Museum), der schöne Brunnen und die Stationen von Adam Krafft. Nicht nur die öffentlichen, sondern auch die Privatgebäude zeugen von dem Kunstsinn der Bewohner. Erker, selbst Fenster und Thüren sind verziert, und die Giebeldächer steigen treppenförmig auf.

Unaussprechliches Elend traf im dreißigjährigen Kriege die Stadt. Gustav Adolf verschanzte sich — 1632 — mit seinem Heere bei Nürnberg. Bei dem Dorfe Lichtenhof hatte er sein Hauptquartier aufgeschlagen und durch Zuzüge seine Armee auf 70 000 Mann gebracht. Mit einem Heere von 60 000 Mann zog Wallenstein heran. Allein anstatt, wie man allgemein erwartete, Nürnberg anzugreifen, bezog er auf der alten Feste bei Zirndorf ein Lager, in welchem er sich tief verschanzte. Hungersnot und Seuchen wüteten in der Stadt und im Lager der Schweden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und fünfzigtausend Pfund Brot, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Ein großer Teil der Pferde fiel aus Mangel an Fütterung, und über hundert Menschen streckte die zunehmende Wut der Seuchen mit jedem Tage ins Grab. Von der Not gedrungen, faßte Gustav Adolf den Entschluß, das Lager Wallensteins zu stürmen.

Auf den steilen Anhöhen zwischen der Bibart und Rednitz, die alte Feste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht Wallensteins, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar über das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschützes war auf diesen Hügeln versammelt.

Auf diesen gefahrvollen Posten richtete Gustav Adolf den Angriff. Wütend war der Andrang, der Widerstand fürchterlich. Grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen die entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm. Ein eiserner Hagel speit donnernd auf sie herunter. Die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschar wendet

sich zur Flucht, Hunderte von Toten zurücklassend. Zum Angriff kommen während des zehnstündigen Kampfes alle Regimenter; — alle kehren blutend und zerrissen von dem Kampfplatze zurück. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld; unbesiegt setzt Gustav Adolf den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet Wallenstein seine Feste. — Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute sich der König nicht, mit seinen erschöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzusetzen, und führte dieselben über die Rednitz zurück. Zweitausend Tote, die er auf dem Walplatz zurückließ, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach diesem blutigen Kampfe blieben die Heere einander gegenüber gelagert. Immer schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers; da verließ Gustav Adolf am 8. September mit seinem Heere Nürnberg. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Lager des Feindes vorüber, der unbeweglich blieb und nicht das Geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Fünf Tage später verließ auch Wallenstein sein Lager bei Zirndorf und übergab es den Flammen.

Stadt und Umgebung hatten Unsägliches gelitten. Mehr als 10 000 seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben; von den Schweden waren 20 000 teils in den einzelnen Treffen gefallen, teils durch Krankheiten aufgerieben worden; Wallenstein sah sein Heer bei seinem Abzuge auf die Hälfte herabgeschmolzen. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche; das beraubte Landvolk verschmachtete vor Hunger auf den Straßen der Stadt, in die es geflohen; denn die Bürger selbst hatten mit der äußersten Not zu kämpfen. Modergerüche verpesteten die Luft; verheerende Seuchen wüteten unter Menschen und Tieren. — Die Kriegsnot war für Nürnberg mit dem Abzuge der beiden Heere nicht vorüber; Einquartierungen, Kriegssteuern und Gelderpressungen wechselten bis zum Friedensschlusse. Dazu kam im Jahre 1631 auch noch eine pestartige Seuche, welche in dem einen Jahre allein über 11 000 Menschen hinwegraffte.

Mit dem Sinken der kaiserlichen Macht neigte sich auch die Größe Nürnbergs zum Niedergange. Am 15. September 1806 wurde Nürnberg mit seinem Gebiete der Krone Bayern einverleibt. Die tief verschuldete Stadt zählte damals nur noch 25 000 Einwohner.

Jetzt hat Nürnberg über 140 000 Bewohner. Wie in keiner anderen Stadt Bayerns, wie in wenigen Europas, herrscht

hier Handel und Gewerbthätigkeit. Nürnberger Tand hat wieder seinen Marktplatz nicht nur in ganz Europa, sondern überall auf Erden, wohin Schiffe segeln und zivilisierte Menschen dringen.

Nach Solereder.

345. Die Schwammfischerei im Mittelmeer.

Lange hat man sich darüber fast den Kopf zerbrochen, ob unser Badeschwamm ein Tier, oder eine Pflanze, oder endlich halb Tier, halb Pflanze sei. Entreißt man den Schwamm seinem Elemente, so finden wir ihn mit einer schleimigen Masse überzogen, die durch kurze Zuckungen eine Art tierisches Leben verrät, bald in Fäulnis übergeht und auch noch durch ihren Geruch auf den Gedanken bringt, daß sie tierischer Natur sei. Bringt man weiter den rohen, gereinigten Schwamm in eine Säure, z. B. Salzsäure, so entsteht ein starkes Aufbrausen von Kohlensäure, und es wird viel Kalk aufgelöst, so daß der Schwamm beträchtlich an Gewicht verliert; kohlensaurer Kalk war also gleichsam das Gerippe desselben. Seine Form hat er behalten; aber er ist nun viel feiner und weicher geworden, und seine Masse stellt wieder reines tierisches Gewebe dar, das man recht wohl mit dem Stoffe vergleichen kann, aus welchem Federn, Haare oder Horn bestehen, und das beim Verbrennen einen ähnlichen Geruch verbreitet wie diese Körper. Neuerlich hat man gefunden, daß in die unzähligen kleinen Kanälchen des Schwammes, welche nach oben münden, Wasser eintritt, das unten durch die größeren Löcher wieder ausgestoßen wird. Ohne Zweifel gibt das Wasser im Innern nährende Stoffe an den Schwamm ab. Da aber das Wasser diesen Kreislauf nicht freiwillig machen kann, so muß der Schwamm die Fähigkeit haben, dasselbe nach Bedarf einzusaugen und wieder auszustoßen, eine Thätigkeit, wie wir sie nur bei dem Tiere finden. Dagegen pflanzt er sich andrerseits ganz in der Weise vieler Wasserpflanzen fort, welche unsichtbar blühen, nämlich durch bewimperte, scheinbar lebende Sporen. Diese Keime entwickeln sich im Innern der weiten Höhlungen, verlassen dieselben bei der Reife und heften sich, nachdem sie eine Zeitlang herumgeschwärmt haben, an irgend einer Stelle des Grundes an, um den Anfang eines neuen Schwammgewächses zu bilden. Fast in allen Meeren trifft man Schwämme; aber ihre Güte ist nach den verschiedenen Meeren verschieden. Die zartesten und weichsten

sind die syrischen; nach ihnen kommen die aus dem griechischen Archipel und der Berberei.

Die Schwammfischerei erfordert sehr viel Kühnheit, Ausdauer und Körperkraft. Sie beginnt im Juni und endet im August oder September. Je fünf bis sechs Fischer arbeiten immer gemeinsam. Sie fahren frühmorgens ziemlich weit auf das Meer hinaus. Dieses muß vollständig klar sein, so daß man im stande ist, bis auf den Grund hinab zu sehen. Sobald ein Felsenriff entdeckt ist, an welchem man Schwämme vermuten kann, wird das Segel eingezogen und der Anker hinabgelassen. Der Taucher läßt sich sodann mit Hilfe eines großen Steines, der an ein Seil gebunden ist, ins Meer hinab, reißt den Schwamm los und steckt ihn in ein Netz, welches vor seiner Brust angebracht ist. Die feinsten Schwämme befinden sich in der größten Tiefe und werden deshalb mit bedeutend mehr Mühe heraufgeholt als die groben, die oft nur wenige Meter tief zu erreichen sind. Die Schwämme wachsen ziemlich schnell, so daß nach zwei Jahren die geplünderten Stellen wieder bewachsen sind.

Sobald die Schwämme an das Land gebracht sind, wirft man sie in eine große, mit Wasser gefüllte Grube und tritt sie dann mit den Füßen aus, damit der Schleim abgesondert und der schwarze Saft ausgewaschen wird, der beim Treten aus der inneren, härteren Masse dringt. Die auf diese Weise behandelten und getrockneten Schwämme enthalten zwar noch eine Menge Sand; der Fischer will denselben aber auch nicht auswaschen, damit seine Ware schwerer wiege. Er bringt dieselbe nach Tripolis auf den Markt, wo sich um die Mitte des September eine Menge Kaufleute von den größeren Handelsplätzen des mittelländischen Meeres und selbst von Paris einfinden, um ihre Einkäufe zu machen.

Buch der Erfindungen.

† 346. Sprichwörter.

Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Wie du grüſsest, so dankt man dir.

Wer viel anfängt zu gleicher Zeit, macht alles halb und nichts gescheid.

Besser ist es, einsam sein, als sich mit den Bösen freun.

Mit dem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut.

347. Druck und Gegendruck.

Der muß schon ein starker Mann sein, welcher 4 Zentner auf seinem Rücken davon trägt. Aber ich kenne Leute genug, die eine Last von 300 Zentner tragen, so ganz ohne alle Beschwerde, daß sie dieselbe nicht einmal die Nacht über im Schlafe ablegen, daß sie mit ihr ganz leicht über Berg und Thal wandern, an Bäumen hinauf klettern und im Wasser herum schwimmen, ohne unterzusinken. Dieser Lastträger bin ich, bist du; jeder ausgewachsene Mensch trägt jahraus, jahrein ein Gewicht von 30 000 Pfund mit sich herum.

Diese Last legt ihm die Luft auf. Wohl ist sie 800mal leichter als das Wasser, und ein cdm Luft wiegt erst $\frac{1}{770}$ kg; aber das Luftmeer, welches die Erde umgibt, hat eine Höhe von $27\frac{1}{2}$ Meilen, und wenn auch von der 10. Meile an die Luft so dünn ist und immer dünner wird, daß von da an von einem Drucke der Luft nicht mehr die Rede sein kann, so ist es doch immer eine Luftsäule von 10 Meilen Höhe, welche mit ihrem Gewichte auf unserem Körper ruht. Zu *tragen* haben wir natürlich diese Last nicht; nur *gedrückt* werden wir von ihr nach allen Seiten hin, von rechts und von links, von oben und von unten. Daß wir von ihr nicht *zerdrückt* werden, rührt von dem Gegendrucke der im Innern unseres Körpers eingeschlossenen Luft her. Vermöge ihrer Elasticität sucht sie mit eben so großer Kraft sich auszudehnen, als sie durch die äußere Luft zusammengedrückt wird, und so hält die Luft in uns der Luft außer uns völlig das Gleichgewicht.

Vermöge ihres Druckes dringt die Luft überall ein, wo noch Raum und eine Thüre für sie ist. An und für sich wäre das kein Schaden. Aber die Luft und besonders der in ihr enthaltene Sauerstoff ist für viele Dinge ein Feind, und sie zu zerstören, ist ihr größtes Vergnügen. Sie macht aus Kupfer Grünspan und aus Eisen Rost. Indem sie bis in die innersten Fasern des Fleisches und bis in die Mitte des Bieres im Fasse eindringt, bringt sie es dahin, daß jenes in Fäulnis übergeht und dieses sauer wird, gerade, wenn man meint, es müsse am besten schmecken. Ja, an uns selber übt sie ihr zerstörendes Werk, indem sie die verschiedenen Stoffe in uns zersetzt, verwandelt, verbrennt; Speise und Trank sind nichts als das Holz, mit welchem wir ihr Feuer in uns nähren.

Aber die schädlichen Wirkungen des Luftdruckes kommen den nützlichen lange nicht gleich. Ohne ihn wäre es uns un-

möglich, zu leben. Ohne Luftdruck könnten wir nicht atmen. Es wird nämlich durch die Zusammenziehung des Brustkastens die Luft in den Lungen verdichtet und daher ihre Elasticität vermehrt; so erhält sie über die äußere Luft das Übergewicht und strömt durch die Luftröhre aus. Hingegen wird bei der Erweiterung des Brustkastens und der Lungen die Luft in diesen verdünnt, so daß nun die äußere Luft das Übergewicht erhält und in die Lungen einströmt. Ohne Luftdruck könnten wir nicht trinken; denn nur durch ihn wird das Wasser oder Bier in die Mundhöhle, in welcher die Luft durch die Ausdehnung der Lungen verdünnt worden ist, hineingetrieben und gelangt von da über den Kehldeckel durch die Speiseröhre in den Magen. Ohne Luftdruck könnten wir nur mit vieler Mühe gehen; denn drückte die äußere Luft das Kugelgelenk des Beines nicht in die luftleere Pfanne hinein, so müßten wir bei jedem Schritte so viele Pfund heben, als unser Bein wiegt. Ohne Luftdruck würde jedes Feuer bald verlöschen; er führt ihm den zum Brennen nötigen Sauerstoff zu. Ohne Luftdruck würde das Wasser schon bei 20, 30 Grad Wärme kochen, und unsere Speisen würden nicht gar werden; denn die meisten brauchen dazu 80 Grad. Ohne Luftdruck würden unsere Brunnen und unsere Spritzen kein Wasser geben, und der Färber könnte nicht einmal seine Hände, geschweige denn ein Kleid schwarz färben.

Runkwitz.

348. Ludwig II. und das Bayernland.

Es ist ein Land im Erdenrunde,
Fried' und Freude wohnet drin,
Und es thront in Herz und Munde
Bürgerglück und Biedersinn.
Dieses schönste aller Lande,
Dies ist unser Bayernland;
Lieb' umschlingt im engsten Bande
Fürst und Volk mit Gotteshand.

Ludwig, treuer Wittelsbacher,
Unser König, unser Hort,
Alles Unrechts Widersacher
In der That, sowie im Wort,
Sieh, Dein Volk, das, treu und bieder,
Mit Dir fühlet Freud' und Lust,

Teilt mit Dir den Schmerz auch wieder
Aus der biedern Bayernbrust.

Wälzte sich der Stürme Wolke
Übers ganze Weltall hin,
Ludwig mit dem Bayernvolke
Säh' sie still vorüberziehn;
Denn die Treu', die allbekannte,
Trotzet Sturm und Machtgebot,
Duldet nimmer Schmach und Schande,
Weiht sich eher selbst dem Tod!

Und der König kennt die Treue,
Schützt sie und bewahrt sie auch;
Das ist Bayerns Glück und Weihe,
Das ist Wittelsbacher Brauch.
Darum hoch dem Bayernkönig,
Hoch dem Hause Wittelsbach!
Viele hundert Jahr' ertöne
Dieser hehre Ruf uns nach!

Peter Anzinger.

† 349. Veranlassung des Krieges gegen Frankreich.

Tiefer Friede ruhte über der Erde, als der Sommer des denkwürdigen Jahres 1870 begann. Die Eisenbahnzüge füllten sich täglich mehr mit Reisenden; Kranke eilten, Genesung suchend, hoffnungsvoll in die Bäder. Auch das alte, weltberühmte Bad Ems an der Lahn hatte sich durch zahlreichen Zuzug aus allen Teilen der Erde neu belebt. Aus der Menge der Kurgäste ragte eine hohe und mächtige Gestalt um Hauptеslänge hervor: ein Greis mit silberweißem Haar und Bart, aber jugendlich noch in seinem Schritt und in seiner ganzen Erscheinung. Dieser alte Herr in schwarzer Kleidung, mit dem freundlichen Wesen war der König Wilhelm von Preußen, der alljährlich in Ems sich einige Wochen Erholung gönnte, um sich an der sprudelnden Heilquelle und in gesunder Bergluft zu stärken zu neuer Arbeit. Die Bewohner des Städtchens und die Besucher desselben freuten sich jedesmal über seine Ankunft; jedermann liebte ihn.

Doch nur wenige Wochen sollte dieses friedliche Stilleben dauern. Denn „es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." — Am 4. Juli brachten die Zeitungen die Nachricht, daß dem Prinzen Leopold

von Hohenzollern von der spanischen Regierung die Königskrone von Spanien angetragen sei, und daß der Prinz sich zur Annahme derselben bereit erklärt habe. „Was", schrieen jetzt die Franzosen, „ein Hohenzoller auf Spaniens Thron? Das duldet das große, das herrliche Frankreich nicht!" Also schrieen der Kaiser, die Minister, die Zeitungsschreiber und Zeitungsleser in einem Chor. Am 9. Juli erschien dann der französische Botschafter Benedetti in Ems mit dem Verlangen seiner Regierung, der König von Preußen möge dem Prinzen von Hohenzollern die Annahme der Königskrone von Spanien verbieten. Der König gab eine verneinende Antwort: er habe dem Prinzen die Annahme nicht befohlen und könne ihm die Nichtannahme ebensowenig befehlen. Da kam die Nachricht, der Prinz habe freiwillig auf die Krone Spaniens verzichtet, weil er um seiner Person willen Preußen und Deutschland nicht in einen Krieg verwickeln wolle. Doch auch damit begnügte man sich in Paris nicht. Am 13. Juli drängte sich Benedetti auf der Promenade dem Könige auf mit der verletzenden Forderung seiner Regierung: der König möge in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser den Verzicht bestätigen und, mit Beifügung einer Entschuldigung, die Versicherung erteilen, er werde niemals wieder seine Einwilligung geben, wenn die spanische Krone etwa in Zukunft dem Prinzen angeboten werden sollte. In gerechter Entrüstung wandte sich der König ab und schritt seiner Wohnung zu, und als Benedetti ihn hier noch einmal zu sprechen wünschte, ließ er demselben durch seinen Adjutanten sagen, der König habe ihm nichts weiter mitzuteilen.

Jetzt hatte man in Paris den lange gesuchten Vorwand zum Kriege gefunden und schrie: „Nieder mit Preußen! Es lebe der Krieg! Nach Berlin!"

Am 15. Juli reiste der König von Ems nach Berlin ab. Ein begeisterter Empfang wurde ihm auf der ganzen Reise zu teil, besonders in Berlin. Am 19. Juli eröffnete der König den zusammenberufenen norddeutschen Reichstag durch eine Thronrede, die er mit den Worten schloß: „Je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens, wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen

die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war."

Als der König geendet, erhob sich ein donnernder Sturm der Begeisterung. — Eine Stunde später wurde die Sitzung wieder eröffnet. Tiefe Stille lagerte über der Versammlung, als der Bundeskanzler Graf Bismarck erschien, um eine Mitteilung zu machen. „Frankreich," sagte er, „hat den Krieg erklärt." Er konnte nicht weiter reden; ein Jubel, ein Bravorufen erfüllte das ganze Haus; alle stimmten ein in den Ruf: „Mit Gott für König und Vaterland!" Diese patriotische Begeisterung fand überall lauten Widerhall. Aus allen Teilen Deutschlands, selbst von den Deutschen in Amerika, gelangten an König Wilhelm täglich, stündlich Kundgebungen der Opferfreudigkeit in dem Kampfe für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit. Schon am 16. Juli hatte König Wilhelm die norddeutsche Bundes-Armee zu den Waffen gerufen, und am 19. den Orden des „Eisernen Kreuzes" für das Verdienst in diesem Kriege erneuert. Die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden stellten sofort — den Verträgen von 1866 getreu — ihre Truppen unter seinen Oberbefehl. „Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen," telegraphierte der jugendliche König Ludwig II. von Bayern an König Wilhelm. Die Tage von 1813 waren wieder aufgelebt; ja, die Begeisterung war noch viel großartiger als damals. Deutschland war einig wie nie zuvor.

Nach Haesters.

† 350. Mut über Gut.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, ein Leinweber, der saß täglich schon in aller Frühe in seiner Werkstätte und arbeitete. Und wie er denn allezeit fröhlichen Mutes war, so sang er zum Zeitvertreib nebenbei manch schönes weltliches und geistliches Liedlein, je nachdem es ihm just ums Herz war. Und er hatte eine so klare und volle Stimme, daß die Nachbarn keines Haushahns bedurften, der sie aufweckte. Dies war aber eben dem reichen Kaufherrn nicht recht, der neben ihm wohnte; denn wenn der vor Mitternacht nicht schlafen konnte wegen Geldsorgen, so mußte er nach Mitternacht noch

wach bleiben wegen des leidigen Singsangs des Nachbarn. Er dachte daher ernstlich daran, dem Unfuge ein Ende zu machen. Verbieten konnte er's ihm nicht; denn das Singen gehört wie das Beten und Arbeiten zum Hausrecht, darin niemand gestört werden darf. Also mußte er andere Mittel gebrauchen. Er ließ den Handwerker kommen und fragte ihn, wie hoch er sein Singen anschlage. Der meinte, einen Taglohn sei es sicherlich wert, da es ihm das Tagwerk selbst so leicht mache. Jener fragte weiter, wie viel das betrage? Der antwortete, so und so viel, und es war doch noch nicht viel. Darauf sagte der Kaufherr, er wolle ihm einen Monat zum voraus bezahlen, nicht für das Singen, sondern dafür, daß er still sei. Und er legte ihm das Geld wirklich hin. Der Leinweber dachte bei sich, leichter könne man sich's nicht verdienen. Er nahm das Geld und versprach, daß er still sein wolle in seiner Werkstätte wie ein Mäuslein. Als er mit dem Gelde nach Hause gekommen, überzählte er es voller Freuden, und es war lauter gute Münze und so viel, als er noch niemals zugleich beisammen hatte. Abends, ehe er schlafen ging, überzählte er jedesmal seinen Reichtum, und nachts legte er das Geld unter sein Kissen, damit es ihm nicht etwa ein Dieb rauben könnte; um Mitternacht hatte er es noch im Kopfe und sann nach, was er damit anfangen und wie viel er gewinnen könne an Kapital und Zinsen. Und morgens, wie er aufstand, lag es ihm in allen Gliedern wie Blei; sein Kopf war wüst von Nachtwachen und Sorgen, seine Hand schwer und lässig und versagte ihm den Dienst, und er durfte nicht singen. Die Zeit ging langsam und träge vorüber, so daß er den Tag kaum erwarten konnte. Inzwischen hatte er es bei sich bedacht, und er war kurz entschlossen. Denn, wer schon um acht Uhr in des Kaufherrn Laden stand, das war unser Leinweber. „Herr, mit Vergunst" — sagte er und warf das Geld hin — „da habt Ihr Euern Plunder wieder; der böse Geist läßt mich nicht schlafen." Und ehe noch der Kaufherr eine Widerrede thun konnte, war der Weber schon vor der Thür und sang:

Ein frischer, froher Mut
Geht über Geld und Gut.
Trilirum, tralarum!

(Auerbachs Volksbüchlein.)

351. Belehrung über das Wetterglas.

Mancher hat sein Wetterglas im Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, sondern schon lange her, und er weiß doch nicht

recht, wie's damit zugeht. Darum wollen wir das Ding einmal näher besehen. Merke

Erstlich: Ein Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Öffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anderes ist, sei doch wenigstens Luft. Aber oben an der langen Röhre, über dem Quecksilber, da ist keine Luft, da ist gar nichts. Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen; da fährt das Quecksilber den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen schwachen Knall. Dies könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben."

Drittens: Die Luft, welche die Erde umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde herab; ja, sie will vermöge ihrer inwendigen Kraft unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und, so zu sagen, ausgespannt sein. Also geht die Luft durch jede offene Thür, ja, durch jedwedes Spältlein in die Häuser und aus einem Raum in den andern und durch die kleine Öffnung an der Spitze des Kölbleins hinein und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein und will durchaus keinen leeren Raum leiden. Sie treibt das Quecksilber in der langen Röhre zwischen 70 und 76 cm weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn, wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es vermöge seiner eigentümlichen Schwere der Luft wiederum dergestalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben.

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck der Luft bleibt nicht immer gleich; einmal ist er stärker, ein andermal schwächer. Wird die Spannung der Luft einmal stärker, so drückt sie auch um so stärker auf das Quecksilber im Kölblein, so daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 75 cm hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Quecksilbers in der Röhre wieder abwärts gegen das Kölblein, bis sie mit dem Drucke der Luft wieder im Gleichen ist, so daß also das Quecksilber in der Röhre sinkt, manchmal bis unter 73 cm herab. Also steigt und fällt das Quecksilber, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel der Luft. Merke also

Fünftens noch den Beweis: Wenn das Büblein ein Stücklein neugebackenes Brot ißt, ein Krümlein davon mit den Fingern zerdrückt und damit die Öffnung an dem Kölblein zustopft, so geht von dem Augenblicke an das Quecksilber nimmer aufwärts und nimmer abwärts, sondern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt und hätte die beste Lust, er gäbe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweiten Mal geschieht. Wenn es ihm aber gelungen ist, die Öffnung wieder frei zu machen, und die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fängt dieses auch wieder an, lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Öffnung des Kölbleins hineingeht und auf das Quecksilber drückt. Daß aber die Luft allein es sei, welche im stande ist, mit wunderbarer Kraft das Quecksilber 76 cm hoch in die Höhe zu treiben und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, dies zeigt sich, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt auch dort hinkommt, wo vorher keine war. Dann fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, das in dem Kölblein steht, gleich ist, und alles hat alsdann ein Ende; denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drücken jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander und vernichten ihre Kraft an sich selber, also, daß das Quecksilber freies Spiel bekommt und seiner eigenen Natur folgen kann; die ist, daß es vermöge seiner Schwere hinuntersinkt bis auf den Boden, oder auf das Unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt, sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt und gleichsam matt wird, so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht, oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Wie nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkeren oder schwächeren Druck der Luft anzeigt, so kündigt es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anderes dazwischen kommt. Bisweilen aber trügen alle Zeichen und Hoffnungen, wie jeder weiß, der ein Wetterglas hat.

Solche Bewandtnis hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Wenn man demselben einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nötig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben: Berometer, sondern Barometer.

Nach Hebel.

352. Sternenhelle Nacht.

Gottes Pracht am Himmelsbogen
Ist in Sternen aufgezogen —
Welch ein heiligstiller Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!

Kannst du noch dein Auge senken,
Deines armen Lebens denken,
Und was irdisch dich betrübt?
Der den Flammenkranz gewunden,
Hat dich seiner wert gefunden,
Ist ein Vater, der dich liebt.

Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen
Hat er seinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammenmeere
Wandeln, wo sein Auge schaut.

Seine Liebe spricht den Segen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie sein Auge sie vergißt.
Allem Dasein, allem Leben
Hat er diesen Trost gegeben, —
Halleluja, daß du bist!

Mahlmann.

353. Eine Luftfahrt.

Wir wurden bald einig. Herr Reichardt gab seinen Ballon her, und ich trug die Kosten; sie kamen auf 1800 Mark zu stehen. Der Tag, den wir wählten, war einer der schönsten; kaum ein Wölkchen war am Himmel zu erblicken. Halb Berlin hatte sich auf Plätzen und Straßen versammelt, und mitten aus der bunten Menge erhoben wir uns, sobald ich die Gondel bestiegen, langsam gen Himmel. Die Gondel war freilich nicht größer als eine große Wiege; die Netze aber, die sie umgaben, verhinderten jeden Schwindel.

Wir stiegen nur allmählich auf. Nichts Schöneres kann man sich denken als den Anblick, wie nach und nach die Menschenmenge, die Straßen, die Häuser, endlich die höchsten Türme immer kleiner und kleiner wurden, der frühere Lärm erst in ein leises Gemurmel, zuletzt in ein lautloses Schweigen überging, und endlich das Ganze der verlassenen Erde sich unter uns ausbreitete, die prächtige Lindenreihe nur noch einer grünen Furche, die Spree einem schwachen Faden glich, Städte und Dörfer wie auf einer großen Landkarte vor unseren trunkenen Blicken lagen.

So mochten wir mehrere tausend Fuß gestiegen und einige Stunden sanft fortgeweht worden sein, als sich ein neues, noch weit großartigeres Schauspiel vor uns entfaltete. Rundumher am Horizonte stiegen nämlich drohende Wolken schnell nach einander empor, und da man sie hier nicht, wie auf der Erde, bloß an ihrer unteren Fläche, sondern in ihrer ganzen Höhe sah, so glichen sie weit weniger gewöhnlichen Wolken als ungeheueren, schneeweißen

Bergketten von den auffallendsten Formen, die sich alle über uns hinwegstürzen zu wollen schienen. So rückten sie, von allen Seiten uns umzingelnd, immer näher heran. Wir aber stiegen noch schneller und waren schon hoch über ihnen, als sie endlich in der Tiefe zusammenstießen und wie ein vom Sturme bewegtes, wogendes Meer sich über und durch einander wälzten und die Erde bald gänzlich unserem Blicke entzogen. Nur zuweilen zeigte sich hier und da ein unergründlicher Schacht, vom Sonnenlichte grell erhellt, wie der Krater eines feuerspeienden Berges, und schloß sich dann wieder durch neue Massen, die in ewigem Gären, bald blendend weiß, bald dunkel, bald schwarz, fort und fort sich hier über einander türmten, dort bodenlose Spalten und Abgründe bildeten. Nie habe ich auf Bergen etwas Ähnliches erlebt.

Höchst seltsam ist auch das Gefühl gänzlicher Einsamkeit in diesen, von allem Irdischen scheinbar abgezogenen Gegenden. Man könnte sich fast schon auf dem Wege hinüber glauben als eine Seele, die zum Jenseits aufflöge. Die Natur ist hier ganz lautlos; selbst den Wind bemerkt man nicht, da man ihm keinen Widerstand leistet und vom leisesten Hauche fortgeweht wird. Nur um sich selbst drehte sich zuweilen die kleine Wiege mit ihrem übergroßen Balle, gleich einem Vogel, der sich im blauen Äther schaukelt.

Wir fingen an zu sinken und mußten mehrere Male von dem spärlicher werdenden Ballaste auswerfen, um wieder zu steigen. So hatten wir fast unbemerkt uns in das Wolkenmeer getaucht, das uns ringsum wie dichte Schleier umgab, durch welche die Sonne nur wie der Mond schien, eine Beleuchtung von seltsamer Wirkung, die eine geraume Zeit anhielt. Endlich zerteilten sich die Wolken und schifften nur noch einzeln am wieder klar und blau gewordenen Himmel umher. Als sollte nun unserer glücklichen Fahrt auch selbst das seltenste Ereignis nicht fehlen, so erblickten wir jetzt erstaunt auf einem der größten Wolkengebirge das treue Abbild unserer Personen und unseres Balles, aber in riesenhaften Größen und von bunten Regenbogenfarben umgeben. Wohl eine halbe Stunde schwebte uns das gespenstige Spiegelbild fortwährend zur Seite, jeder dünne Bindfaden des uns umgebenden Netzes zum Schifftaue angeschwollen, wir selbst aber, gleich zwei mächtigen Riesen, auf dem Wolkenmeere thronend.

Gegen Abend ward es wieder trübe in der Höhe. Wir fielen mit beunruhigender Schnelligkeit. Ein dichter Nebel um-

gab uns eine Weile. Als wir nach wenigen Minuten durch ihn herabgesunken waren, lag plötzlich von neuem die Erde im hellsten Sonnenscheine unter uns, und die Türme von Potsdam, die wir schon deutlich unterscheiden konnten, begrüßten uns. Wir waren im vollkommensten Fallen begriffen und sahen dabei nichts unter uns als Wasser (die vielen Arme und Seen der Havel), nur hier und da mit Wald untermischt, auf den wir uns möglichst hinzulenken suchten. Der Wald erschien mir aus der Höhe nur wie ein niedriges Dickicht, dem wir uns jetzt mit der größten Schnelligkeit näherten. Es währte auch nicht lange, so hingen wir wirklich in den Ästen eines dieser — Sträucher. Ich machte schon Anstalt zum Aussteigen, als mir Herr Reichardt zurief: „Um des Himmels willen! Rühren Sie sich nicht; wir sitzen auf einer großen Fichte." So sehr hatte ich in kurzem den gewöhnlichen Maßstab verloren, daß ich mehrere Sekunden bedurfte, ehe ich mich überzeugen konnte, daß seine Behauptung ganz wahr sei. Wir hingen indes ganz gemächlich in den Ästen des geräumigen Baumes, wußten aber durchaus nicht, wie wir herunter kommen sollten. Lange riefen wir vergebens um Hilfe; endlich kam in der schon eingetretenen Dämmerung ein Offizier auf der nahen Landstraße hergeritten. Er hielt unser Rufen zuerst für irgend einen ihm angethanen Schabernack. Endlich entdeckte er uns, hielt höchst verwundert sein Pferd an, kam näher und schien immer noch seinen Augen nicht trauen zu wollen, noch zu begreifen, wie dies seltsame Nest auf die alte Fichte geraten sei. Wir mußten ziemlich lange von unserer Höhe unterhandeln, ehe er sich entschloß, nach der Stadt zurückzureiten, um Menschen, eine Leiter und einen Wagen zu holen. Zuletzt ging alles gut vorüber; aber in dunkler Nacht erst fuhren wir in Potsdam ein, den wenig beschädigten, nun leeren Ballon in unseren Wagen gepackt und die treue Gondel zu unseren Füßen.

Fürst Pückler-Muskau.

354. Von der Gasbeleuchtung.

Wer einmal in einer größeren Stadt gewesen ist, hat wohl auch die hellen Gasflammen gesehen, welche des Abends in den Straßenlaternen, Kaufläden, Fabriken und in vielen anderen Häusern brennen. Die Flammen entstehen durch die Verbrennung einer Luftart, die man das Leuchtgas nennt.

Wir können uns leicht ein wenig Leuchtgas selbst bereiten und uns davon überzeugen, daß es brennt. Aus einem halben

Bogen Schreibpapier drehen wir eine lange Tüte mit einer kleinen Öffnung am spitzen Ende. Nachdem wir dieses mit etwas Wasser befeuchtet, zünden wir die Tüte an der unteren weiteren Öffnung an. Bald quillt eine weißliche Luftart oben heraus; es ist unreines Leuchtgas. Zünden wir dasselbe mit einem bereit gehaltenen Lichte an, so brennt es mit heller Flamme.

Das Leuchtgas bereitet man in Gasanstalten gewöhnlich aus Steinkohlen. Diese werden in großen, aus einer unschmelzbaren, irdenen Masse bestehenden, überall verschlossenen Röhren geglüht. Das sich entwickelnde Leuchtgas wird darauf aus diesen Röhren in geeignete Behälter geleitet, wo es von allen Stoffen, die es noch verunreinigen, wie z. B. von Steinkohlentheer, Kohlensäure und Schwefelwasserstoff (eine giftige, übelriechende Luftart), befreit wird. Dann leitet man es in langen Röhren unter dem Steinpflaster der Straßen überall in die Häuser hinein. Hier zweigen sich von den Hauptröhren mehrere Nebenröhren ab, welche das Leuchtgas in die Zimmer führen, wo man es zu brennen wünscht. Das Ende jeder Röhre verschließt ein Hahn. Dreht man diesen auf, so strömt das Leuchtgas heraus und kann sofort angezündet werden.

Man kann das Leuchtgas auch aus Braunkohlen, Torf, Holz, Talg, Rüböl, Petroleum und vielen andern leicht verbrennlichen Stoffen herstellen. Aber nicht jeder denkt daran, daß eigentlich jedes Talglicht, jede Petroleumlampe eine kleine Gasfabrik ist. Wir halten ein brennendes Streichhölzchen an den Docht eines Talglichtes. Die Hitze des brennenden Hölzchens verwandelt das bißchen Talg im Dochte in Leuchtgas, das sich sogleich entzündet. Das Licht brennt. Dadurch ist aber der lockere Docht, soweit er in die heiße Flamme hineinragt, trocken geworden. Er saugt nun wie ein Schwamm den Talg ein, der unter ihm in der Hitze der Flamme flüssig geworden ist. Sobald dieser frische Talg in den Bereich der Flamme kommt, wird er sogleich in Leuchtgas verwandelt und verbrennt. In dieser Weise geht's fort; das Licht erzeugt das nötige Leuchtgas immer von neuem selbst und kann daher ruhig weiter brennen. Nun ist's auch erklärlich, weshalb der von einer eben ausgeblasenen Kerze aufsteigende Rauch so leicht brennt, wenn man ihm ein brennendes Streichhölzchen nähert.

Karassek.

† 355. Wie bringt man Ertrunkene ins Leben zurück?

Bei Karlsruhe vergnügten sich zwei Geschwister an einem Mühlbache. Der siebenjährige Knabe ist waghalsig; er stürzt in den Graben und geht auch sogleich unter. Die zehnjährige Schwester sieht das Unglück und, statt nach Mädchenart schreiend davon zu laufen, springt sie unbedenklich ihrem Bruder nach, um ihn herauszuziehen. Allein der Graben war über mannstief, und so mußte das beherzte Mädchen ebenfalls versinken. In diesem Augenblick tritt ein Soldat von dem in Karlsruhe liegenden Regimente auf, hört den Notruf des Mädchens und springt sogleich mit seinen Kleidern in den Graben. Da er ein guter Schwimmer war, gelang es ihm bald, das Mädchen ans Land zu bringen; aber den Knaben konnte er anfangs nicht finden, bis das Wasser etwas weiter unten den Körper in die Höhe stieß. Der Soldat schwimmt ihm nach und hat die Freude, auch ihn ans Ufer zu bringen. Aber leider! gab der Knabe keine Lebenszeichen mehr von sich.

Unterdessen sind Leute herbeigekommen. Man bringt den Ertrunkenen in das nächste Haus, legt ihn auf ein Bett, ruft einen Arzt und macht Versuche, das Leben in dem starren Körper wieder zu wecken. Zuerst besah der Arzt den Mund und entfernte die darin sitzende Unreinigkeit; hierauf befahl er, den Körper mit dem Kopfe etwas hoch in ein erwärmtes Bett zu legen, damit das durch Mund und Nase eingedrungene Wasser nicht das Atmen erschweren könne. Dann mußten wollene Tücher gewärmt und auf den erkälteten Körper gelegt werden. Die Herzgrube und die Gegend, wo die Lunge liegt, wurden beständig mit solchen Tüchern gerieben. Als dies nicht helfen wollte, ließ sich der Arzt eine Feder und ein Licht geben und zündete die Feder unter der Nase des Ertrunkenen an, damit derselbe durch den heftigen Gestank zum Niesen gebracht werde. Dieser Versuch hatte endlich die gewünschte Wirkung; der Atem regte sich wieder in der Brust des Knaben, und da man mit dem Reiben fleißig fortfuhr, so kam bald wieder Wärme in die Glieder, und der Totgeglaubte schlug die bisher halboffenen Augen ganz auf. Wie freute sich da die gute Schwester, wie der brave Soldat, wie alle Leute, welche umherstanden! Den Eltern sagte man es jetzt erst, weil man ihnen früher den Schmerz hatte ersparen wollen.

Curtman.

† 356. Am 2. September 1870.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht' facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll im Bund
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd.
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub
Und heimgefordert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht' facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Emanuel Geibel.

357. Des deutschen Knaben Tischgebet.

Das war einmal ein Jubeltag!
Bei Sedan fiel der große Schlag!
Mac Mahon war ins Garn gegangen,
Der Kaiser und sein Heer gefangen,
Und blitzschnell flog die Siegespost
Am Draht nach Süd und Nord und Ost.
Da gab's ein Jubeln ohne Maßen;
Von Flaggen wogten alle Straßen;
Vieltausendstimmig scholl Hurrah!
Und waren noch Kanonen da,
So schoß man auch Viktoria.
Doch jedenfalls die „Wacht am Rhein"
Ward angestimmt von groß und klein;
Denn auch durch der Unmünd'gen Mund
Wird Gottes Lob von alters kund.
Und einer von den kleinsten Jungen,
Der hat am laut'sten mitgesungen.
Die bunte Mütze auf dem Ohr,
Die Höslein flott im Stiefelrohr,
Marschiert er wacker mit im Chor,
Beteiligt sich den Morgen lang
An jedem Schrei und jedem Sang.
So wichtig nahm's der kleine Wicht,
Als ging's ohn' ihn entschieden nicht,
War so mit Leib und Seel' dabei,
Als ob er selbst die Rheinwacht sei,
Hat drum den Glockenschlag vergessen
Und kam zu spät zum Mittagessen.
Mit heißen Wangen, rotem Kopf,
Mit offner Brust, verwehtem Schopf
Erscheint er endlich siegesmatt —
Die andern waren schon halb satt —
Grüßt obenhin, setzt sich zu Tisch
Und greift nach seinem Löffel frisch.
Jedoch der biedre Vater spricht:
„Fritz, ungebetet ißt man nicht!"
Worauf mein Fritz vom Stuhl aufsteht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Und, weil sein Kopf noch stark zerstreut,
Gibt's, wie der Geist ihm just gebeut:

Spricht: „Lieber Gott, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ Gerok.

358. Vom Kaiser Wilhelm.

Eines Tages durchschritt der deutsche Kaiser Wilhelm die Lazaretsäle zu Versailles, wie er häufig zu thun pflegte. Überall tröstete er, und oft war es schon der bloße Anblick seines lieben, freundlichen Gesichtes, welcher die armen Verwundeten auf Augenblicke ihre Schmerzen vergessen ließ. — So trat er diesmal auch zu der Lagerstätte eines jungen, verwundeten Infanteristen. Der war infolge eines Schlafpulvers eingeschlummert und hatte ein Album von Gedichten auf dem Bette offen liegen lassen. Der König trat leise, um den armen Verwundeten nicht zu stören, hinzu, nahm den neben dem Album liegenden Bleistift und schrieb die wenigen Worte hinein:

„Mein Sohn, gedenke deines treuen Königs!
Wilhelm.“

Der Soldat erwachte, und reiche Thränen perlten ihm beim Anblick dieser Zeilen aus den Augen.

Wenige Tage darauf besuchte der Kaiser wiederum das Lazaret und trat sofort auf den Infanteristen zu, drückte ihm freundlich die Hand und tröstete ihn. Derselbe war jedoch schon vom Tode als sichere Beute erlesen worden; wachsbleich, mit halbgebrochenen Augen starrte er ins Leere. Kaum jedoch hatte er seinen König erkannt, als er sich mit der letzten Kraft seines Körpers emporrichtete, den König mit leuchtenden Augen anblickte und sagte: „Majestät, ich werde Ihrer ewig gedenken, auch dort oben. Amen!“ — Der Verwundete sank ermattet zurück, und ein leises Röcheln verkündete, daß er ausgelitten hatte. Der Kaiser trat hinzu, drückte ihm die Augen sanft zu, und eine Thräne rollte dem greisen Fürsten in den weißen Bart. Laurmann.

359. Das Eisen.

Das Eisen rollt in unserem Blute und gibt ihm die rote Farbe; das Eisen fertigt die Wiege des Säuglings und den Sarg des Toten; das Eisen baut uns die Häuser, wärmt uns die Zimmer, schließt uns die Thüren, pflügt unsere Äcker, mäht unsere Wiesen und Felder und hilft das erworbene Gut uns schützen, wenn die Feinde den Herd und die Freiheit bedrohen. Mit dem Eisen stärken wir den Huf unserer Pferde und zügeln

wir ihren wilden Mut; aus Eisen bereiten wir dem Dampfwagen, diesem geflügelten Rosse, eine Straße; durch Eisen endlich erzeugen wir jenen elektrisch-magnetischen Strom, der mit der Schnelligkeit des Blitzes auf dünnem Drahte unsere Gedanken fortträgt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Unsere Zeit baut Schiffe aus Eisen und errichtet eiserne Häuser und Kirchen. Und selbst die feinsten Schmucksachen werden jetzt aus Eisen gegossen. Gold und Silber sind freilich glänzender und schöner; aber wir können die silbernen Pokale und goldenen Ringe entbehren, und wer nicht mit silbernen Löffeln und Gabeln speisen kann, läßt sich's auch mit eiserner Gabel und einem Blechlöffel wohlschmecken. Das Eisen ist das allerunscheinbarste, schmuckloseste Metall, und doch müssen wir erst durch seine Hilfe die übrigen Metalle gewinnen und können mit ihm sie alle ersetzen. Das Eisen ist wie das Getreide zur Notdurft und Nahrung des Leibes und Lebens erschaffen; es ist uns nötig wie das tägliche Brot.

Die gütige Vorsehung hat aber auch Sorge getragen, daß dieses allernützlichste Metall in Hülle und Fülle auf Erden vorhanden sei, in viel größeren Massen als jedes andere Metall. Sie hat es jedoch vorzugsweise in die gemäßigten und kälteren Länder gepflanzt, wo der Mensch berufen ist, seine Kräfte aufzuraffen im Kampfe mit der rauhen Natur, wo starke Fäuste und sehnige Glieder, wo heller Verstand und kräftiger Wille zu Hause sind. Das Eisen drängt sich nach den Polen der Erde; unter dem Äquator ist wenig zu finden. In Europa hat bisher dasjenige Land das meiste Eisen erzeugt, welches die thatkräftigsten Menschen hat, nämlich England; man rechnet, daß dort die jährliche Ausbeute über sechs Millionen Zentner beträgt. Auch Deutschland und Frankreich sind mit Eisen gesegnet, und nächst England erzeugt Preußen das meiste Eisen, nämlich zwei und eine halbe Million Zentner jährlich. Besonders eisenreich sind die nordischen Länder Rußland, Schweden und Norwegen. Das vereinigte Königreich Schweden und Norwegen könnte noch mehr Eisen erzeugen als England, wenn es in seiner Bevölkerung und Gewerbsthätigkeit günstiger gestellt wäre; in Schweden gibt es wirkliche Eisenberge, die fast nur aus Eisenstein bestehen. Das berühmte Bergwerk von Dannemora in Upland liefert jährlich allein 270 Millionen Pfund des besten Eisensteins.

Das Eisen, wie es das nützlichste und weitverbreitetste Metall ist, hat auch zugleich den geringsten Preis. Und doch bedarf es, damit aus dem Eisenerz das reine Metall gewonnen

werde, viel größerer Mühe als bei anderen Metallen. Um das Eisen zu schmelzen, ist die höchste Hitze erforderlich, welche unsere Öfen hervorzubringen vermögen. Es ist, als wollte es dem Menschen von vornherein zeigen, daß der Segen, welchen der Schöpfer in dieses Metall gelegt hat, nur durch den angestrengtesten Fleiß errungen wird. Da das Eisen, von der Hand des Menschen geschwungen, in allen Verhältnissen des Lebens ein bequemes Werkzeug sein soll, ist es einerseits viel leichter als Gold, auch leichter als Silber und Kupfer und Blei, andererseits wieder das härteste Metall, mit dem sich andere Metalle und Steine bearbeiten lassen. An Zähigkeit und Dehnbarkeit wetteifert es mit dem Golde, und wie elastisch es ist, kann man schon an einer Stahlfeder, oder an einer Degenklinge, oder an der Uhrfeder sehen, die das künstliche Werk einer Taschenuhr treibt. Den harten, elastischen Stahl kann weder Gold, noch Silber, noch Kupfer ersetzen.

Ungleich dem edlen Golde und Silber rostet aber das Eisen gern; darum muß Stahl und Eisen fleißig gebraucht werden, um blank und rein zu bleiben.

Grube.

360. Der elektrische Telegraph.

Der Wunsch des Menschen, die Mitteilung seiner Gedanken von der Entfernung möglichst unabhängig zu machen, ist uralt. Der Schall ist ein langsamer Bote; die menschliche Stimme reicht nur auf kurze Strecken. Der flüchtigste Bote auf Erden ist das Licht, das in der Sekunde 300 000 Kilometer durchläuft. Lange Zeit hielt man daher auch das Licht für den einzigen geeigneten Träger einer Sprache in die Ferne, und Feuersignale dienten schon vor Jahrtausenden zur Verbreitung wichtiger Botschaften. Aber diese Feuerzeichen können niemals die Sprache ersetzen und genügen dem Bedürfnis eines lebendigen, geistigen Verkehrs, wie ihn die Gegenwart kennt, nicht mehr. Deshalb kam zur Zeit der französischen Revolution ein Franzose auf den Gedanken, auf Hügeln oder hohen Gebäuden Masten zu errichten, an denen seitlich angebrachte Flügel durch verschiedene Stellungen weithin sichtbare Zeichen gaben. Noch vor 30 Jahren konnte man auch in Deutschland diese optischen Telegraphen spielen sehen, und jetzt hat man auf allen größeren Eisenbahnhöfen eine ähnliche Einrichtung, mittelst deren dem herankommenden Zuge angedeutet wird, ob er ungehindert einfahren kann. Jene optischen Telegraphen redeten allerdings eine Sprache; denn die Zeichen

vertraten Buchstaben, und die Buchstaben ließen sich zu Wörtern verbinden. Aber ihr Gebrauch war doch beschränkt; Nebel, Regen, nächtliches Dunkel unterbrachen ihn völlig. Eine wirkliche Fernschrift bedurfte eines sicheren Boten, der schnell wie das Licht, doch unabhängiger, in allen Zeiten und unter allen Umständen zu reden weiß. Einen solchen Boten hat man gefunden in der Elektricität, und zwar in derjenigen Art derselben, die man Galvanismus nennt. Diesem und seinem Gehilfen, dem Magnetismus, verdanken wir unseren Telegraphen.

Wenn man einen Streifen Kupferblech auf die Zunge legt und einen ähnlichen von Zink unter dieselbe, so empfindet man, sobald die aus dem Munde heraussteheuden Enden beider Metallstreifen einander berühren, ein eigentümliches, salziges Prickeln, welches wieder verschwindet, nachdem die Berührung aufgehört hat. Diese Empfindung ist die Wirkung der Elektricität, welche zur Verwendung beim Telegraphen allerdings auf andere Weise hervorgebracht wird.

In ein großes, offenes, mit einer Säure gefülltes Glas stellt man eine Kupfer- und eine Zinkplatte, welche durch einen Draht mit einander verbunden werden. Ist diese Verbindung hergestellt, so entsteht ein elektrischer oder ein galvanischer Strom, der von dem Kupfer nach dem Zink und von diesem durch die Säure wieder nach dem Kupfer läuft und diesen Kreislauf fortsetzt, so lange die Metallplatten mit einander verbunden sind, aber augenblicklich aufhört, wenn man den Draht entfernt oder durchschneidet. Soll der Strom noch stärker werden, so stellt man mehrere solcher Gläser, Elemente genannt, neben einander, verbindet sie, indem man immer das Zink und das Kupfer von je zwei Gläsern mit einem Draht vereinigt, und erhält so eine Batterie. Zieht man nun noch von dem Kupfer des letzten Glases nach dem Zink des ersten einen Draht, so ist der galvanische Strom wieder da. Der Verbindungsdraht kann von beliebiger Länge sein. Stellt man z. B. in München eine Batterie auf, zieht den am Kupfer des einen Elementes befestigten Draht bis nach Nürnberg, schlingt ihn dort um einen Pfosten herum und fährt mit der zweiten Hälfte wieder nach München, wo man ihn an dem Zink des anderen Elementes befestigt, so hat man einen elektrischen Strom, der mit der Geschwindigkeit des Blitzes von dem Kupfer in München nach Nürnberg und von da wieder zurück nach dem Zink in München sich bewegt und in diesem Laufe beharrt, so lange die Batterie geschlossen ist. Nun hat aber ein berühmter Mann, namens Steinheil, im Jahre 1838

die Entdeckung gemacht, daß man die zweite Hälfte des Drahtes ganz entbehren kann. Die Fähigkeit, die Elektricität fortzuleiten, kommt nämlich nicht bloß dem metallenen Drahte, sondern auch der Erde und dem Wasser zu. Will man also einen galvanischen Strom zwischen München und Nürnberg herstellen, so bedarf es nur des Drahtes vom Kupfer zu München bis nach Nürnberg, wo sein Ende in einem tiefen Brunnenschachte bis in das sogenannte Grundwasser versenkt wird, während in München mit dem von dem Zink ausgehenden Drahte ein Gleiches geschieht. Nun geht der Strom von dem Kupfer in München durch den mit hölzernen Stangen unterstützten Draht nach Nürnberg, stürzt sich dort in den tiefen Brunnenschacht und kehrt in der feuchten Erde nach dem Münchener Schachte zur Zinkplatte zurück, um von dort aus seinen Kreislauf immer von neuem zu machen.

Um aber den elektrischen Strom seinen Weg nicht nutzlos machen zu lassen, müssen wir ihm einen Gehilfen geben, und diesen hat er im Magnetismus erhalten. Wenn man nämlich einen mit Seide übersponnenen Kupferdraht so um ein Stück weiches Eisen wickelt, daß die Windungen dicht aneinander liegen, und durch denselben mittelst einer Batterie einen elektrischen Strom leitet, so wird das Eisen magnetisch und erhält also die Fähigkeit, anderes Eisen anzuziehen, und zwar für so lange, als der Strom dauert. Diese Verbindung zwischen Elektricität und Magnetismus nennt man Elektromagnetismus und ein solches Stück Eisen einen Elektromagneten.

Denken wir uns nun einen Elektromagneten auf einem Tische fest gemacht und auf dem nämlichen Tische einen eisernen Wagbalken, der sich leicht um den Stift bewegen läßt, so wird, wenn ein elektrischer Strom um das Eisen herumgeht, dieses Eisen magnetisch werden und den eisernen Wagbalken anziehen, so daß er auf dem Elektromagneten aufsitzt und damit eine schiefe Stellung einnimmt. In dem Augenblick aber, in welchem der elektrische Strom aufhört, verliert auch das Eisen seine magnetische Kraft; es kann den Balken nicht mehr festhalten, und die Wage wird sich wieder vollkommen in das Gleichgewicht stellen.

Ist nun am anderen Ende des Balkens ein Bleistift angebracht und darüber ein fingerbreiter Papierstreifen, der über die durch ein Uhrwerk gedrehte Rolle läuft, so muß in dem Augenblick, wo der Wagbalken den Elektromagneten berührt, der Stift in die Höhe gehen, an den sich bewegenden Papierstreifen anstoßen und darauf einen Punkt oder, wenn die Berührung lange

genug dauert, einen Strich machen. Nun findet sich auf unseren Telegraphenstationen eine Einrichtung, mittelst deren man den elektrischen Strom vollkommen in der Gewalt hat und ihm gebieten kann, seinen Dienst rasch anzutreten und nach Befehl ebenso rasch wieder zu unterbrechen, oder längere Zeit fortzuführen.

Läßt man den Strom den Elektromagneten nur für einen Augenblick umkreisen, so wird der letztere auch nur für einen Augenblick magnetisch, zieht den eisernen Wagbalken nur einen Augenblick an und läßt ihn sofort wieder fahren; der Bleistift stößt nur einen Augenblick an das fortlaufende Papier und gibt daher nur einen Punkt. Läßt man aber den Strom längere Zeit auf den Elektromagneten wirken, so wird der Bleistift auch länger auf das Papier drücken und daher einen Strich auf demselben hervorbringen. Aus Punkten und Strichen ist aber das übliche Alphabet zusammengesetzt. — Das ist im wesentlichen die Einrichtung unserer Telegraphen, und wer das Gesagte aufmerksam liest, wird sich schon eine Vorstellung davon machen können, wie an den längs der Eisenbahnen oder Straßen aufgespannten Drähten eine Nachricht mit Blitzesschnelligkeit nach einer weitentfernten Station gelangt.

Noch nie hat eine Entdeckung so tief in das Leben und in den Verkehr der Völker eingegriffen als die Entdeckung der Fähigkeit der elektrischen Kraft, sich in Bewegung umzuwandeln. Noch nie hat auch eine Erfindung so schnelle Verbreitung über die ganze Erde erlangt als die des elektrischen Telegraphen. Noch nicht 60 Jahre sind verflossen, seit der erste Telegraph dem Verkehr übergeben wurde, und schon umspannt ein Drahtnetz fast die ganze Erde; schon verkettet er unter Meeren hinweg Europa mit Amerika und Afrika und Asien mit Australien; schon durchziehen seine Drähte die Einöden Sibiriens, die Felsenhöhlen beider Amerika, wie die Wildnisse Indiens und Australiens.

Nach Ule und Bürklin.

361. Die Dampfkraft.

Was sind denn das für gewaltig hohe Schornsteine, die selbst die hohen Pappeln und Kirchtürme noch überragen? Es sind die Schlöte von Dampfmaschinen, die in fabrikreichen Gegenden Mühlen, Spinnereien, Brennereien, Walkereien u. s. w. treiben. Es sind das Maschinen wie die, welche auf der Eisenbahn die langen Züge schwerbeladener Wagen so pfeilschnell fortschaffen. Wie setzt eine solche das ganze Getriebe einer Fabrik, wie setzt der Dampfwagen die Züge

in Bewegung? Dafs ihn Feuer treibt, das weifs ich wohl; auch dafs er in Geleisen von Eisen läuft. Aber wo bekommt er die Kraft her? Wie viel Pferde müfsten da vorgespannt werden, wenn sie eine solche Last nur in mäfsige Bewegung setzen sollten! Und wie rasch läuft er davon!

Merkt auf! Es ist eigentlich gar nichts so Absonderliches. Jede Frau hat eine kleine Dampfmaschine im Hause. Wenn die Mutter ihr Kaffeekastroll mit Wasser füllt, den Deckel oben recht fest zumacht und nun das Kastroll übers Feuer setzt, was meinst du wohl, was geschehen wird? Das weifs jedes Kind: wenn's Wasser kocht, wirft es den Deckel ab. Aber nicht das Wasser thut dies, sondern der Dampf. Wenn man ein Glas Wasser sorglos trinkt, sollte man glauben, dafs darin eine gröfsere Kraft als die eines Riesen schläft? Und was ist's denn, das diesen Riesen weckt? Das ist die Wärme, das Feuer. — Setzt die Magd einen Topf voll Wasser aufs Feuer und läuft, während es kochen soll, nach dem Hofe, um Holz zu holen, und sie verspätet sich dort mit Plaudern, so ist der Topf auf dem Feuer halb leer, wenn sie zurückkommt. Wo ist das Wasser geblieben? Es ist verdampft. Durch Feuer kann man das Wasser vollständig in Dampf verwandeln. Läfst man nun diesen in ein festes Gefäfs, in eine eiserne Röhre steigen, so dafs er weder in die freie Luft entweichen, noch sich mit ihr vermischen kann, dann hat man eben den mächtigen Riesen gefangen, der im Wasser steckt, und der die Fabriken in Gang setzt und die Schiffe, sowie die Wagen auf der Eisenbahn treibt.

Nun gibt's aber auch ein Mittel, dem mächtigen Dampfriesen, der urplötzlich alles zertrümmern kann, augenblicklich seine Gewalt zu nehmen. Haben die Weiber zu Hause den Waschkessel auf dem Feuer, dann steigt das erhitzte Wasser aus demselben als Dampf auf; ist es aber im übrigen Raume kalt, so werden alle Wände feucht, und von der Decke fällt das Wasser herunter, in welches sich durch die Kälte der Dampf wieder verwandelt hat. So entsteht auch der Schweifs an den Fensterscheiben; so ist es auch mit dem Regen draufsen in den Wolken am Himmel, im grofsen Wirtschaftshause der Natur. Hat man eine eiserne Röhre mit Dampf so stark gefüllt, dafs man jeden Augenblick fürchten mufs, dafs sie in tausend Stücke springe, so braucht man nur einige Tropfen kaltes Wasser hineinzuspritzen, um ihn wieder zu dem zu machen, was er war, zu Wasser, und um die

furchtbare Dampfkraft vollständig zu zähmen. Um diese nach Belieben verwenden zu können, baut man mächtige Kessel, in welchen man den Dampf erzeugt; von dem Kessel leitet man den Dampf dahin, wo man ihn haben will, um Räder, Hebel u. s. w. in Bewegung zu setzen. Nach Mücke.

† 362. Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als es anfing zu dämmern, erhob sich ein frommer Hausvater von dem nächtlichen Lager und dankte mit seinem Weibe Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenrot aber strahlte in das Kämmerchen, und sieben Kindlein lagen in den Betten und schliefen.

Da sahen die Eltern die Kindlein nach der Reihe an, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach, es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!" Denn es war eine Teuerung im Lande. Der Vater aber sprach: „Siehe, schlummern nicht alle sieben in voller Gesundheit? Und fließt nicht von neuem das Morgenrot über sie her, daß sie so schön aussehen wie sieben blühende Röslein? Mutter, das beweiset uns ja, daß der, welcher das Morgenrot macht und den Schlaf sendet, sie lieb hat und ihrer nicht vergessen wird."

Und als sie aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thür vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter die Schuhe an, daß ihrer so viele waren, und seufzte. Der Vater aber sprach: „Mutter, was seufzest Du? Haben sie doch alle sieben die munteren Füßlein von ihrem Schöpfer empfangen; wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängstigen? Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns; wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir bedürfen? — Siehe, seine Sonne kommt! Wohlan, laß uns auch unseren Tageslauf wie sie mit fröhlichem Mute beginnen!"

Also redeten sie und gingen voll Vertrauen auf Gott an ihr Tagewerk. Und der Herr segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten samt den Kindern. Krummacher.

363. Das Nordlicht.

Der Nordschein oder das Nordlicht ist eine Röte am Himmel, die in Winternächten von Norden her leuchtet. Die Nordlichter nehmen manchmal fast den halben Himmel ein, sind von dunkler, brennender Blutfarbe, wie in einer wallenden Bewegung, so daß schon manchmal Nachbarorte einander mit Feuerspritzen zu Hilfe

gefahren sind und haben löschen wollen; oft sind sie auch schwächer und kleiner. Auf der südlichen Erdhälfte sieht man dasselbe Licht ganz ebenso von Süden her. Beides ist einerlei Erscheinung und zeigt sich also an beiden Polen der Erde, daher der Name Polarlicht richtiger ist. In der eigentlichen Heimat dieses Lichtes, in den Eisländern am Nord- und Südpol, erscheint es noch viel heller und prachtvoller als bei uns.

Ein Augenzeuge berichtet darüber folgendes: „Zuerst nahm eine lichte Wolke bogenförmig die Hälfte des Himmels ein. Aus ihr gingen senkrechte Lichtsäulen wechselsweise rot und weiß bis zum Gesichtskreise herab. Um Mitternacht verwandelte sich der obere Teil dieser Säulen in feuerfarbige Garben; aus ihrer Mitte schossen Pfeile hervor wie Raketen. Nach Mitternacht erwuchsen hieraus wieder Säulen, die mit dem wunderbarsten Ebenmaß geordnet waren, und ein glänzendes Gemisch von Pyramiden, Strahlen, Garben und Feuerkugeln. Die Nacht wurde in hellen Tag verwandelt; ich konnte einen Brief lesen so gut wie am Mittag. Unvermerkt erlosch aber dieses himmlische Feuer wieder; jedoch blieb die Nacht hell bis gegen Morgen. Dieses prachtvolle Schauspiel verleiht selbst den Sternen einen Teil seiner Schönheit. Sie funkeln durch die wallenden Strahlen desselben mit größerem Glanz; oft scheint der ganze Himmel in Funken zu stehen. Nichts Prächtigeres kann man sich denken als jene farbigen Lichtströme, welche sich mit unglaublicher Schnelligkeit über den ganzen Himmel ausbreiten und ihn gleichsam mit einer Decke von Edelsteinen zieren. Der ganze Himmel hat das Aussehen einer glänzenden Kuppel, die von verschieden gefärbten Lichtsäulen getragen wird. Aber man sieht dieses herrliche Schauspiel auch nicht ohne einigen Schrecken; denn es findet dabei manchmal ein deutliches Zischen, ein gelindes Sausen, mitunter auch ein Platzen und Rollen statt, daß man meint, man höre das wiederholte Knallen eines Feuerwerks. Die Jäger, welche am Eismeer die blauen und weißen Füchse jagen, werden natürlich von den Polarlichtern oft überfallen; alsdann fürchten sich ihre Hunde so sehr, daß sie sich auf die Erde niederlegen und nicht mehr von der Stelle zu gehen wagen, bis dieses Getöse aus ist."

Die Polarlichter sind für den Winter der Polar- oder Eisländer eine große Wohlthat. Denn es gibt z. B. Gegenden daselbst, wo die Sonne etwa vier Wochen lang gar nicht aufgeht. In dieser ganzen Zeit bliebe es also Nacht, eine bange, ungemütliche Nacht, wenn nicht Gott die freundlichen Polarlichter leuchten ließe. Es nützt einem da nichts, daß dafür im Sommer die

Sonne auch wieder etwa vier Wochen lang gar nicht untergeht, sondern nur wie im Ring am Gesichtskreis herumläuft. Freilich ist die Sonne der Mitternacht auch wieder ein merkwürdiges Schauspiel für den Fremden. Sie gleicht indessen nur dem Mond; man kann sie mit bloßen Augen betrachten ohne Schaden; sie hat ihren sonstigen blendenden Glanz nicht. Ein so langer Tag erzeugt dann allerdings wieder eine so starke Hitze, daß der Teer an den Schiffen flüssig wird, und daß, obgleich nur erst im Juli und August, der gefrorene Boden auftaut, alles, was in solchen Gegenden noch fortkommt, viel schneller als bei uns hervorkeimt, wächst und reif wird, alles in 2—2 1/2 Monaten. Dabei fehlt aber der Frühling; der Sommer bricht auf einmal aus dem Winter hervor; auch kommt kein Herbst. Auf einmal macht der Sommer dem Winter wieder Platz, und dieser fragt nichts nach dem Sprichwort: Strenge Herren regieren nicht lange; acht bis neun Monate im Jahr wirtschaftet er so schlimm, daß die Sommersonne trotz des vierwöchigen Tages mit den Eismassen, welche der Winter hinterläßt, weit nicht fertig werden kann. Zimmermann.

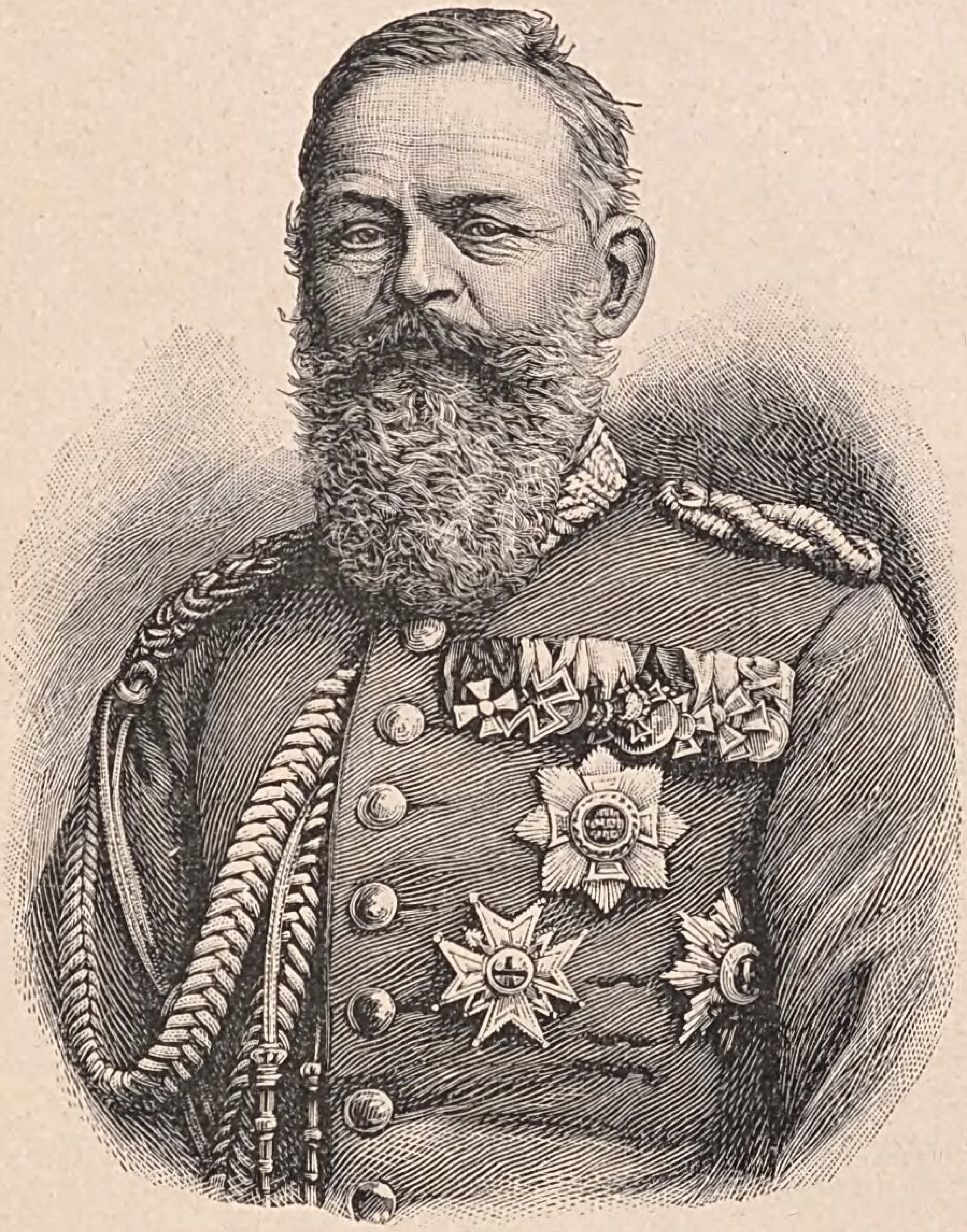
364. Luitpold, Prinzregent von Bayern.

Pfingsten, sonst das liebliche Fest der Maien, brachte im Jahre 1886 namenloses Wehe über das bayerische Volk. Am ersten Pfingstfeiertage genannten Jahres schied sein allgeliebter König Ludwig II. plötzlich aus diesem Leben. Unsagbarer Schmerz ergriff die Gemüter und versetzte die Gesamtbevölkerung in die tiefste Trauer. Ein trübes Verhängnis hatte ihm den guten Monarchen, den besten Landesvater geraubt.

Am 14. Juni 1886 wurde der Bruder des Dahingeschiedenen als Otto I. zum Könige von Bayern ausgerufen. Wegen schwerer Erkrankung war er aber nicht in der Lage, die Regierung persönlich zu führen, und deshalb übernahm mit Zustimmung der bayerischen Stände Seine Königliche Hoheit Prinz Luitpold, der Oheim des erkrankten Königs, die Regentschaft.

Seine Königliche Hoheit Prinz Luitpold, des Königreichs Bayern Verweser, ist als dritter Sohn Ludwigs I. und der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, einer Schwestertochter der Königin Luise von Preufsen, am 12. März 1821 zu Würzburg geboren. Prinz Luitpold widmete sich der militärischen Laufbahn und bekleidete in Bayern die Würde eines Generalfeldzeugmeisters und die Stellung eines Generalinspektors der Armee. Als im Jahre 1866 die

Kriegstrompete ertönte, zog er als Befehlshaber einer der vier bayerischen Felddivisionen in den Kampf und focht mit groſser Tapferkeit, namentlich bei Helmstadt in Unterfranken am 25. Juli. Sein ältester Sohn, Prinz Ludwig, wurde an jenem blutigen Tage neben dem Vater durch einen Schuſs in den Schenkel schwer verwundet. In dem ewigdenkwürdigen Feldzuge von 1870 befand sich Prinz Luitpold im



Hauptquartier des Königs von Preuſsen, also bei der obersten Kriegsleitung, in welcher Stellung er verschiedenen Schlachten beiwohnte, bei Sedan den geschlagenen Kaiser Napoleon gefangen nehmen und am 18. Januar 1871 zu Versailles das deutsche Kaiserreich neu erstehen sah. Nach dem Friedensschlusse wohnte er dem Siegeseinzuge der tapferen deutschen Krieger zu Berlin und München bei, an beiden Orten mit Jubel als siegreicher Feldherr begrüſst.

Prinz Luitpold ist ein hochgebildeter, kunstsinniger Fürst, dabei herablassend und leutselig und infolge dessen allgemein beliebt. In den Ateliers aller bedeutenden Maler und Bildhauer war er jederzeit ein eifriger, freundlicher und hochgeschätzter Besucher; auch liebt er es, erlesene Künstler des öfteren zur Tafel zu ziehen. Im vertraulichen Verkehr mit den also Ausgezeichneten legt er immer eine umfassende Vertrautheit mit den gesamten künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart und ein eingehendes Verständnis für dieselben an den Tag. Er war es, der seit langen Jahren bei allen gröſseren künstlerischen Veranstaltungen innerhalb der bayerischen Hauptstadt, namentlich bei den internationalen Kunstausstellungen, in Vertretung seines gekrönten Neffen das Protektorat auszuüben pflegte.

Im Herbste des Jahres 1886 und im folgenden Jahre unternahm Prinz Luitpold eine Rundreise im diesseitigen Bayern. Allerorten wurde er mit wahrer Begeisterung, mit unaussprechlichem Jubel begrüſst und empfangen. Das bayerische Volk setzte sein Bestes ein, um dem erhabenen Fürsten so recht zu zeigen, daſs es mit allen Fasern seines Herzens treu an seinem angestammten Königshause hängt.

Folgender Vorgang spricht wohl deutlich genug von der ungemeinen Güte unseres Prinzregenten. Im November des Jahres 1887 verfügte sich der Prinz Luitpold zu den Jagden in den Spessart. Eines Tages überreichte ihm ein armer Waisenknabe ein von seinem Lehrer aufgesetztes Bittgesuch, in welchem seine trostlose Lage geschildert und um Hilfe gebeten war. Der Knabe erhielt von dem hohen Herrn ein Fünfmarkstück und später die Weisung zugestellt, er habe sich am Tage der Abfahrt Sr. Kgl. Hoheit in Aschaffenburg einzufinden, um in dem fürstlichen Sonderzuge mit nach München zu fahren, wo für ihn gesorgt werden solle.

Möge unserem geliebten Vaterlande eine weitere glückliche Zukunft unter diesem trefflichen Fürsten und Regenten beschieden sein! Das bayerische Volk wird ihm und dem hohen Herrscherhause in unverbrüchlicher Treue zur Seite stehen in guten, wie in schlimmen Tagen.

»Gott schütze den Regenten und Bayern!«

365. Das Quecksilber.

Wer in der heißen Zone lebt, wo im Sommer mittags 12 Uhr die Sonnenstrahlen so senkrecht herabfallen, daß weder

ein hoher Turm, noch ein Mensch seinen Schatten behält, und wo im Winter das Wasser weder zu Eis, noch zu Schnee erstarrt, dem mag es wunderbar vorkommen, wenn man ihm erzählt, daß es Länder gibt, wo das Wasser im Winter so steinhart wird, daß man darauf gehen kann, und er wird es kaum glauben wollen, daß man aus diesem steinharten Wasser Pferdekrippen zimmert und diese auf die Straßen vor die Gasthöfe stellt, wie es doch in Petersburg geschieht. Aber was sagst du dazu, daß es bei uns ein Mineral gibt, das du wie Wasser in ein Glas füllen, ja in Tropfen wieder herauslaufen lassen kannst, das aber in Ländern, die kälter sind als das unsere, auch fest wie das Wasser wird, also, daß es sich hämmern und zu Bechern verarbeiten läßt? Dieses Mineral heißt Quecksilber. Bei uns erstarrt es nie, sondern bleibt stets flüssig; und fülltest du einen Teich mit ihm aus, so könntest du mit einem dichten, schweren, eisernen Kahne auf demselben spazieren fahren. Wolltest du aber einen Kahn von Silber nehmen, so würde es demselben ergehen wie einem Stück Zucker, das du ins Wasser wirfst: er würde sich in dem Quecksilberteiche auflösen, und du würdest ängstlich nach Hilfe rufen. Vor dem Naßwerden brauchtest du dich freilich nicht zu fürchten, auch nicht vor dem Untersinken; denn du könntest in diesem Teiche schwimmen, ohne es gelernt zu haben; aber verschlucken dürftest du nicht ein Tröpflein aus dem Teiche, es wäre sonst um dein Leben geschehen; denn jeder Tropfen ist Gift.

Stellst du ein Gefäß voll Quecksilber aufs Feuer, so wird das Quecksilber in Dämpfen in die Höhe steigen, wie ja das Wasser auf dem Feuer auch in Dämpfen in die Höhe geht. Wenn du aber einen kalten Deckel auf den Wassertopf legst, damit kein Staub hineinfällt, so werden die Wasserdämpfe an dem Deckel wieder zu Tropfen, was du gewiß schon gesehen hast. So werden auch die Quecksilberdämpfe wieder zu Tropfen, wenn man sie erkalten läßt.

Zur Wäsche kann man das Quecksilber freilich nicht gebrauchen; denn es macht nicht naß; aber dafür leistet es eine Menge anderer Dienste. Wie schon gesagt, löst es das Silber in sich auf und ist demselben ein lieber Freund, den es gern aufsucht. Das Silber ist nämlich ein edles Metall und liegt wie alles Edle nicht gleich so zu Tage, sondern steckt verborgen in ganz unansehnlichen Steinen, gemengt mit anderen Stoffen, z. B. mit Kupfer und Schwefel. Der Bergmann kennt diese Steine gar wohl und läßt sich durch ihr Aussehen nicht irre machen. Er zerpocht sie, röstet sie und treibt dadurch den Schwefel fort,

der sich vor dem Feuer fürchtet wie vor einem Feinde und davoneilt, sobald er warm wird. Wollte nun der Bergmann aus dem zurückgebliebenen Gestein das Silber mit den Fingern herauslesen, so würde er vergeblich darnach suchen; denn es steckt in so kleinen Spitzchen in demselben, daß es nicht zu sehen ist. Er zermalmt vielmehr das Gestein noch zu Mehl, thut dieses Erzmehl in ein Faß, das sich wie ein Mühlstein dreht, und bringt nun den Freund des Silbers, das Quecksilber, auch in das Faß. Lustig dreht sich dann das Quecksilber in lauter kleinen Tropfen mit im Kreise herum. Ohne sich um das Kupfer zu kümmern, ergreift es ein Spitzchen Silber nach dem andern und schwenkt sich in dem drehenden Tanzboden bald oben, bald unten, bald langsam, bald rasch, so lange herum, bis sämtliches Silber mit ihm tanzt. Dann erst hat die Lust ein Ende. In einen Klumpen vereinigt, liegen unsere Tänzer erschöpft da und werden nun in einem Gefäß dem Feuer ausgesetzt, als ob sie jetzt auch zusammen warm werden sollten. Aber da schlägt die Scheidestunde; denn die Hitze treibt das arme Quecksilber als Dampf hinweg. Während so das Silber verlassen und allein zurückbleibt, muß das Quecksilber durch Röhren streichen, die in kaltem Wasser liegen, muß hier sich abkühlen und dann von neuem wieder Silber aus seinem Versteck aufsuchen. Sein Leben ist ein beständiges Finden und Verlieren.

Auch zum Golde fühlt sich das Quecksilber hingezogen. Selbst ein edles Metall, hält es sich am liebsten zu dem Edlen, bleibt auch wie die edlen Metalle immer hübsch blank und rein, während sich das unedle Kupfer zum Ärgernis der Köchinnen am Wasser und am Sauren leicht verunreinigt. Gehst du zum Goldschmied, nun so kannst du sehen, wie es selbst Freundschaft stiftet zwischen dem Silber und dem Golde, so innig und fest, daß das Silber ganz Gold geworden zu sein scheint. Beim Spiegelmacher kettet es sogar das Glas und das Zink freundschaftlichst aneinander, gewiß darum, weil es ein Feind des Schmutzes ist und will, daß du nachsiehst, ob nicht irgend ein Flecken dein Gesicht verunreinigt.

Der Maler läßt es als schöne, rote Farbe prangen. Er mischt nämlich auf künstliche Weise einen Teil Schwefel unter sechs Teile Quecksilber und erhält, wenn er es recht macht, jene schöne, scharlachrote Farbe, die man Zinnober nennt.

Selbst in die Büchsen der Apotheker läßt es sich schicken und wandert von da in die Krankenhäuser, um den Tod zu vertreiben, wenn es geht.

In dünne gläserne Röhren eingesperrt, hast du es gewiß schon oftmals in der Stube am Fenster auf einem schmalen, langen Brette hängen sehen. Da ist es gar ein Wetterprophet und prophezeiht dir, ohne daß es hinaussieht, was draußen für Wetter eintreten wird, und sagt dir, ob du einen Sonnenschirm oder einen Regenschirm mit auf den Spaziergang nehmen sollst. Dem Schiffer auf dem Meere kündigt es einen bevorstehenden Sturm an, damit er seine Einrichtung darnach treffe; dem Gebirgsreisenden und dem kühnen Luftschiffer aber sagt es sogar, wie hoch sie über dem Meere sind.

Auch weiß es besser als du, wie warm es ist; und während es als Wetterprophet oft ein Schalk ist und statt Regen Sonnenschein ankündigt, womit es dann den Wäscherinnen einen Streich spielt, täuscht es als Wärmemesser niemals. In eine kleine, oben und unten verschlossene Glasröhre eingesperrt, steigt es gradweise höher, je wärmer die Luft wird, und fällt, wenn die Wärme wieder nachläßt. Ohne diesen empfindlichen Wärmemesser würden wir nicht wissen, wie warm und wie kalt es in anderen Ländern ist, und der Ofenheizer eines Treibhauses würde immer in Angst sein, ob er seinen Blumen auch wohl die rechte Luftwärme gebe, wenn es ihm das Quecksilber nicht sagte.

Siehe, so wird ein Gift in der Hand des verständigen Menschen sein treuer, gehorsamer Diener. Du begreifst nun wohl, warum sich der Mensch auch in die dunklen Tiefen der Erde hinabläßt und dort im Schweiße seines Angesichts Tag und Nacht arbeitet, um diesen dienstbaren Geist aus seinem Versteck ans Tageslicht zu beschwören. Gude.

366. Das Irrglöcklein von Seßlach.

Der Tag verlischt; es senket grausend
Die Nacht vom schwarzen Himmel sich,
Und Nebelwinde streichen sausend
Durch Waldesgründe schauerlich;
Das Fräulein irrt mit bangem Schweigen
Allein auf ungebahnten Steigen.

Sie schreckt das Rauschen jeden Blattes;
Sie schreckt des eignen Fußes Tritt;
Es leuchtet aus der Luft kein mattes,
Kein bleiches Sternlein ihrem Schritt;
Sie irrt mit jedem neuen Schritte
Nur tiefer nach des Waldes Mitte.

Da drehet sich vor ihren Blicken
Im leichten Tanz am schwarzen Moor,
Sie mit Verderben zu bestricken,
Der Waldesgeister reger Chor;
Sie lassen düstre Flammen glühen,
Um täuschend sie hinabzuziehen.

Sie scheinen Lichter niedrer Hütten,
Sie scheinen fern und sind ihr nah;
Sie treibt sich an mit schnellern Schritten;
Sie fliegt hinzu, schon ist sie da;
Schon ist sie da! und freudig sehen
Die Argen sie am Abgrund stehen.

Schon will sie in die Tiefe gleiten;
Da ruft sie's an aus tiefem Wald;
Ihr ist's, als wenn ein fernes Läuten
Ihr rückwärts in die Ohren schallt;
Sie wendet sich halb froh, halb bange,
Und horcht dem wunderbaren Klange.

Und vor dem Klang in Luft zerflogen,
Sind alle Flämmlein fort im Nu;
Sie wandelt, mächtig angezogen,
Dem wunderbaren Klange zu;
Er führt sie weit auf Weg und Stegen
Und endlich aus des Walds Gehegen.

Und dämmern siehet sie die Häuser
Des Weilers aus der Ferne schon;
Da klingt es leis' und immer leiser,
Und gar verklungen ist der Ton;
Schnell mit andächtiger Gebärde
Senkt betend sie das Knie zur Erde.

Sie weinet frommen Dankes Thränen,
Ihr Haupt verhüllend ins Gewand,
Den Rettern, die mit leisen Tönen
Sie riefen von des Todes Rand;
Dann will sie freudig aufwärts schauen
Und sieht den Tag im Osten grauen.

Und sieht mit rotbestrahlten Zinnen
Auf fernem Berg ihr hohes Schloß;
Sie rafft sich auf und eilt von hinnen
In ihres bangen Vaters Schoß.

Mit Staunen aus der Tochter Munde
Hört er die wundervolle Kunde.

Dann baut er auf derselben Stelle,
Allwo sein Kind sich wiederfand,
Ein kleines Türmlein und Kapelle
Mit Schieferdach und Mörtelwand;
Und in des Turmes höchstem Stocke
Hängt hellen Klanges eine Glocke.

Und bei des Abends ersten Sternen
Schlägt hoch im Turm das Glöcklein an,
Durchhallt des Waldes weite Fernen
Und ruft den irren Wandersmann;
Er folgt getrost mit sichern Schritten
Dem Rufe zu des Weilers Hütten.

Das Glöcklein hängt in der Kapelle
Dreihundert Jahr' und drüber schon,
Und immer klingt es klar und helle,
Und immer heller wird sein Ton.
Es heißt, zu seiner Stiftung Kunde,
Irrglöcklein bis auf diese Stunde.

Fr. Rückert.

367. Charade.

Zwei Sternlein leuchten dir immerdar;
Es nennt sie mein erstes Silbenpaar.
Ach, ohne sie sinket der Welten Pracht
In ewiges Dunkel der tiefen Nacht.
Doch, wenn die Sternlein noch strahlend blinken,
Kann auch die letzte aus ihnen winken.
Das Ganze? — Soeben nur ist es entschwunden,
Und eben nur hast du es wieder gefunden.
O, nütze es weise zum ewigen Glück!
Verloren, weint's keine Thräne zurück.

Hebel.

† 368. Der schönste Baum.

Sag an, wie heißt der schönste Baum
Auf diesem Erdenrund,
Seit einst im Paradiesesraum
Der Baum des Lebens stund?

Die Palme grüßt im Morgenland
Des Pilgers Aug' entzückt,
Wenn ragend er im Wüstensand
Ihr hohes Haupt erblickt.

Schön ruht sich's an der Eiche Fuß,
Wenn durch den grünen Wald
Der Jägerschar des Waldhorns Gruß
Zum muntern Mahle schallt.

Die Linde glüht im Abendglanz,
Umweht von Blütenduft,
Wenn durch das Dorf zum Erntetanz
Des Spielmanns Fiedel ruft.

Doch schöner glänzt im Kerzenschein
Der Tannenbaum fürwahr,
Wenn nun der Vater ruft „herein!"
Der frohen Kinderschar.

Wenn dann ins lichte Heiligtum,
Geblendet und entzückt,
Vor Freude bang, vor Staunen stumm,
Das Kindervolk sich drückt;

Wenn wonnevoll der Eltern Blick
Sich auf die Kleinen senkt
Und an der eignen Kindheit Glück
Mit süßer Wehmut denkt.

Da blüht in finstrer Winternacht,
Umstarrt von Schnee und Eis,
Ein Frühling auf in bunter Pracht
Am dunkeln Tannenreis;

Da bringt der schlichte Tannenbaum
Des Paradieses Glück,
Der ersten Unschuld Kindheitstraum
Der armen Welt zurück.

Und draußen blickt der Sterne Schar
Mit wunderholdem Schein
Wie Engelsaugen, mild und klar,
Vom Himmel hoch herein.

Und aus der Himmel Himmel sieht's
Herab mit Vaterblick,

Und durch die dunklen Lüfte zieht's
Wie himmlische Musik:

Also hat Gott die Welt geliebt,
Daß er aus freiem Trieb
Uns seinen Sohn zum Heiland gibt;
Wie hat uns Gott so lieb!

Karl Gerok.

† 369. Eisblumen am Fenster.

Wer hat die Blümlein da gemacht an unserm Fensterlein?
Sind all gewachsen über Nacht im lieben Mondenschein.

Der Herrgott saß im Himmel fein und dacht' an jedes Kind,
Sprach zu den lieben Engelein: „Fliegt 'mal hinab geschwind!

Ist wohl kein Blümlein weit und breit im Garten, Feld und Wald;
Das thut den lieben Kindern leid, will helfen alsobald.

Tragt hurtig doch an jedes Haus, an alle Fensterlein
Die Blümchen, daß sie zart und kraus dastehn im Mondenschein!"

Da flogen all die Engel fort, wohl aus dem Himmelssaal,
Und brachten auf des Herren Wort die Blümlein allzumal.

Kellner, Poesie in der Volksschule.

370. Der arme Musikant und sein Kollege.

Ich habe mich immer recht in die Seele hinein geärgert, wenn ich das Wort hören muß: „Man hört in unseren Tagen nichts Gutes mehr!" Da sollte man doch wahrlich denken, unsere Zeit sei die allerschlechteste seit Adams Tagen, und die Menschen seien allesamt Spitzbuben, Unmenschen und Hallunken. Ich sag's jedem ins Gesicht, es ist nicht wahr, wenn's auch Schufte genug gibt. Eine schlechte That wird überall erzählt; aber, wenn einmal eine gute geschieht, schweigt man davon. Die guten Menschen legen sich damit nicht an den Laden und lassen's nicht austrompeten, wie es die Pharisäer machten. Drum will ich auch nicht stilleschweigen, wenn ich eine gute That hier oder dort höre, und will einmal gleich eine erzählen, die noch nicht alt ist.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben eine sehr große öffentliche Gartenanlage voll herrlicher Bäume und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volks strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freuten sich dort ihres Lebens, und kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat

auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und den alten Hut im Maule hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur einmal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter, fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen; eine Kartätschenkugel hatte die zwei anderen bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer neue Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Tänze. Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele, — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser daran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Gußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergehen wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht. Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete. — Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte

die Stirn in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Thränen ein, und die sagt's nicht wieder.

Der Herr aber, der daneben am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Es war, als ob die Thränen wie siedendheiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!" Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Er stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele!" — Der fing denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, es sei sie gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilierten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leides aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jedermann sah's, der Herr geigte für den Armen; aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem's die Leute hatten, und je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte. War's Freude oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!" riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte that's, und richtig, er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erschallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!" über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Österreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger

spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?“ rief das Volk. — Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl; es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine große Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!“

Der Herr hielt seinen Hut hin, und aufs neue flogen die Sechsbätzner in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden aufhob. Alles gab, und als dann der Herr das Geld abermals in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!“ — „Hoch! hoch! hoch!“ rief das Volk. Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du's ihm reichlich!“

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Not enthoben war, und der andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugnis gab, um das man ihn beneiden möchte.

Wir aber sagen: „Hut ab vor dem Boucher, und wenn er auch tausendmal ein Franzose war!“

W. O. v. Horn.

371. Nachtlied.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur; balde
Ruhest du auch!

Wolfgang von Goethe.

372. Gebet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage sei du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!
Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Tau den Reben; nichts kann ich selbst;
Doch, daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!
O, du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

Geibel

373. Aus dem Leben des hl. Benediktus.

Tief im Sabinergebirge, wo einst die Prachtbauten des Kaisers Nero gestanden, öffnet sich eine Bergschlucht. Die Gegend wird auf einmal einsam und still; nur aus der tiefen, engen Thalsohle tönt das Brausen des Anio wie fernes Weltgeräusch hinauf. Ein kurzer Gang durch einen Hain immergrüner, dunkler Steineichen, und der Wanderer steht vor dem wundersamsten, in seiner Art einzigen, unvergleichlichen Heiligtum der Welt. In jähem, himmelhohem Sturze fallen die Felsen ab, und an dieselben lehnt sich wie das Nest der Schwalbe ein Kloster an. Eine Brücke und ein dunkler Felsengang führen hinein zur Kirche, deren Wölbungen sich in hohen Bogen schließen, deren glänzende Altäre sich an den nackten Felsen anlehnen. Hohe Marmortreppen führen in drei tiefer liegende Geschosse hinab, in verschlungene Gänge und Hallen, Kapellen und Heiligtümer, strahlend von ernster Schönheit und altertümlicher Pracht, von Kunstgebilden und farbenreichen Schöpfungen aus fernen, fernen Jahrhunderten; dazwischen tritt immer wieder der lebendige Felsen hervor. Dem Auge eröffnen sich Ausblicke nach oben und unten, nach rechts und links, in allen Richtungen. Kein Ankömmling kann sich dem tiefsten und mächtigsten Eindruck in dem von geheimnisvollem Dämmerlichte durchleuchteten heiligen Labyrinthe verschließen.

In der mittleren Höhe der Bergwand tritt der Felsen weit zurück und bildet eine natürliche Grotte, die hl. Höhle von Subjaco, deren Dach die rauhen Klippen sind. Da wohnte drei Jahre lang der heilige Benedikt. Er war dem Bette des Anio entlang hinaufgegangen, vorüber am schönen Tibur, an dem strahlenden Landsitze Neros; von Gottes Engel geleitet, fand er die unwirtliche Felsenhöhle und erkor sie, die nur von unten mühsam zu erklimmen war, zur Wohnung. Keine Menschenseele wußte um ihn, als ein armer Mönch, der hl. Roman, der von Zeit zu Zeit — nicht ihn besuchte, sondern ihm von oben über die Felswand hinunter den nötigen Lebensunterhalt reichte, so viel, als er sich selbst entzog. Was suchte der heilige Jüngling hier? Er sollte die Welt erneuern, und er vergräbt sich in eine Felsenkammer! So fragen auch die lateinischen Verse, welche am Eingange des Heiligtums geschrieben stehen:

„Wenn du zum Lichte verlangst, Benediktus, was suchst du die Höhlen?
Zu dem erbetenen Licht hilft dir die Höhle ja nicht."

Und eben so schön und wahr lautet die Antwort:

„Dring aber durch, in dem Dunkel das Leuchten der Strahlen zu suchen:
Nur in der finstern Nacht leuchtet das helle Gestirn."

War der hl. Benedikt zu einem göttlichen Werke berufen, dann mußte er den Grund dazu erst im eigenen Herzen legen und durch Nacht zum Lichte dringen, um nicht bloß auf Tage und Jahre, sondern auf Jahrhunderte und Jahrtausende zu wirken, für Jahrtausende zu gründen und zu bauen.

So hatte der Heilige in der Einsamkeit keinen andern Zweck, als

in sich selbst den Grund zu allen Tugenden zu legen und diese zu befestigen, um sie später die Welt lehren zu können, die Macht des Bösen zuerst im eigenen Herzen zu brechen und sich mit Gottes Geist zu erfüllen. Um den Segen und die Fruchtbarkeit im Leben des Heiligen und in seiner Stiftung zu begreifen und zu erklären, brauchen wir die einst so unwirtliche und jetzt so verherrlichte Höhle in Subjaco so notwendig, wie seine Wundergabe und Gnadenkraft. Glücklich, wer einmal in dieser heiligen Höhle gestanden und gebetet; ihm mußte sein, als sehe er heilige Geister schweben und große Tote durch die düstern Räume wandeln, als sei in den Flammen der vor dem Heiligtum brennenden Lampen geschrieben: „Ich danke dir, Vater, daß du dies den Kleinen und Einfältigen geoffenbart hast;" ihm mußte vor der Felsengrotte klar werden, daß es kein segensreiches Leben nach außen gibt, wenn es sich vorher nicht tief in das Innere zurückgezogen hat, wie kein einziger Baum hoch zum Himmel aufwächst, wenn er nicht tiefe Wurzeln in die Erde gebohrt. Ihm mußte diese Höhle als etwas wie eine zweite Höhle von Bethlehem erscheinen, aus der ein großes Heil für die Welt hervorgegangen.

Schon in Subjaco sammelten sich Schüler und Jünger um den heiligen Einsiedler, welche in klösterlicher Zucht unter seiner väterlichen Leitung den Frieden suchten, den die Welt nicht geben kann. Mit diesen stiftete er auf dem Monte Cassino, wo einst ein heidnischer Tempel gestanden, ein Kloster. Er schrieb ihnen eine Ordensregel vor, welche sie zum Gehorsame, zum beständigen Aufenthalte im Kloster und zum Gebete verpflichtete. Außerdem sollten sie Ackerbau treiben, die Jugend unterrichten und Künste und Wissenschaften pflegen. Wer aufgenommen werden wollte, mußte eine längere Probezeit (Noviziat) bestehen.

Dieser Orden verzweigte sich schnell über das ganze Abendland. In großer Blüte stand er besonders in England. Von England herüber kamen auch die Benediktiner nach Deutschland. Sie drangen ein in die deutschen Urwälder, lichteten sie mit der Axt, trockneten Sümpfe aus und verwandelten wüste Gegenden in blühendes Ackerland. Da bauten sie Klöster, unterrichteten das Volk und lehrten es nützliche Gewerbe. Durch ihr bescheidenes Wesen, ihr strenges Leben und ihre Dienstfertigkeit gewannen sie die Herzen der trotzigen Germanen, und bald hatte das Reich Christi festen Fuß in Deutschland gefaßt. Die größten Erfolge erzielte der hl. Bonifazius, welcher daher vorzugsweise der Apostel der Deutschen genannt zu werden verdient. — Alle schönen Künste wurden in den Benediktinerklöstern gepflegt, alle Wissenschaften gelehrt, alle Gewerbe ausgeübt. Aus ihnen allein strömte in jenen Zeiten alles Wissen und alle Weisheit.

So haben wir also den Benediktinern nicht bloß die Bekehrung unserer Vorväter zu verdanken, sondern auch die ersten Anfänge der geistigen Bildung des deutschen Volkes.

Leben der Heiligen.

374. Von der abendländischen Kirchentrennung.

(1517.)

Obgleich die **Kirche**, als die von Christus gestiftete und vom hl. Geist geleitete Heilsanstalt, in ihrer Lehre, in ihren Heilsmitteln und in ihrer Verfassung stets rein und unbefleckt bleibt, so hatten sich doch im Verlaufe der Zeit und besonders zu Anfang des 16. Jahrhunderts mancherlei Mißbräuche eingeschlichen, welche jedoch nicht die Lehre, die hl. Sakramente und die von Christus der Kirche gegebene Verfassung, sondern nur das Leben der Menschen in der Kirche betrafen. Die Kirche war stets, besonders auf ihren Versammlungen, eifrig bemüht, diesem unheilvollen Übel, das allgemein und tief gefühlt wurde, abzuhelfen; auch erweckte Gott heilige und weise Männer, welche, nachdem sie die Verbesserung an sich selbst vollzogen hatten, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Gebrechen anderer Glieder der Kirche zu heilen suchten. Alle diese Bemühungen blieben jedoch ohne den gewünschten Erfolg, und es kam zu der beklagenswerten **Kirchentrennung**, welche von dem Augustinermönch **Martin Luther**, geboren zu Eisleben den 10. November 1483, durch folgende Veranlassung herbeigeführt wurde.

Im Jahre 1517 schrieb Pabst Leo X. einen vollkommenen Ablaß aus und bestimmte, daß die daran sich Beteiligenden als Almosen einen Beitrag zur Vollendung der prachtvollen Peterskirche in Rom geben möchten. Der eine und andere Verkündiger desselben in Deutschland verhieß mehr, als durch die päpstliche Bulle ausgedrückt war. Dagegen eiferte Luther, und da man ihm darauf erwiderte, schlug er 95 Streitsätze an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg an. Durch den Beifall, den er fand, und durch die Widersprüche, welche von Gelehrten seinen irrigen Behauptungen entgegengesetzt wurden, gereizt, ließ er sich zu Angriffen auf die Lehre und die Verfassung der Kirche hinreißen. Da die freundlichen Versuche des Papstes, ihn zum friedlichen Gehorsam gegen die Kirche zu bewegen, fruchtlos blieben, so erschien eine päpstliche Bulle, in welcher seine Irrtümer bezeichnet waren, und er unter Androhung des Bannes zum Widerruf aufgefordert wurde. Statt sich den Anordnungen der Kirche zu unterziehen, warf er am 10. Dezember 1520 die Bulle in die Flammen eines hiezu errichteten Scheiterhaufens mit den Worten: „Weil ihr betrübt habt den Heiligen des Herrn, so betrübe und verzehre euch das ewige Feuer!“ Damit war der Abfall von der Kirche äußerlich entschieden. Derselbe verbreitete sich in rascher Zunahme über einen großen Teil von Deutschland, welches dadurch in das tiefste Elend gestürzt wurde.

Um die durch das Auftreten Luthers verursachte Verwirrung zu beseitigen, schrieb Kaiser **Karl V.** einen Reichstag nach Worms (1521) aus, auf welchem Luther nach der an ihn ergangenen Vorladung erschien und aufgefordert wurde, seine Irrtümer zu widerrufen. Da er dies ver-

weigerte, so wurde er in die Reichsacht erklärt, von dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen jedoch auf der Wartburg beschützt. Nach einem Jahre trat er wieder öffentlich auf und eiferte in Schriften und Predigten gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit. Die dadurch hervorgerufene Zügellosigkeit veranlaßte den verheerenden Bauernkrieg (1524). Auch viele der Neuerung ergebene Fürsten lehnten sich gegen die Reichsordnung auf und protestierten auf dem Reichstage zu Speyer (1529) gegen dessen Beschluß, daß alle Neuerungen in kirchlichen Dingen bis zur Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung unterbleiben sollten, weswegen die Anhänger Luthers von da an Protestanten genannt wurden. Luther starb auf einer Reise nach Eisleben 1546. — Als alle Versuche des Kaisers zur friedlichen Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten fruchtlos blieben, entstand der schmalkaldische Krieg, welcher (1555) durch den Religionsfrieden auf dem Reichstage zu Augsburg damit endete, daß den Protestanten freie Religionsübung gestattet wurde. Auch die Versuche, welche die zu Trient von 1545—1563 abgehaltene Kirchenversammlung zur Vereinigung der Protestanten mit der Kirche gemacht hatte, blieben ohne Erfolg, obgleich durch die Beschlüsse dieses Konziliums die heilsamste Kirchenreform bezweckt wurde.

Alle bisherigen Religionskämpfe in Deutschland waren aber nur ein Vorspiel des 30jährigen entsetzlichen Krieges, der unsägliches Elend über das Vaterland brachte.

Möchten die Religionsstreitigkeiten der Deutschen nie mehr mit leiblichen, sondern nur mit geistlichen Waffen der Wahrheit ausgekämpft werden, eingedenk der Worte des Herrn: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet unter einander.“ Nach Haesters.

375. Der hl. Karl Borromäus.

Unter den Bischöfen ließ keiner sich's so angelegen sein, die Trienter Beschlüsse ins Leben einzuführen, als der hl. Karl, Kardinal und Erzbischof von Mailand, aus dem erlauchten Geschlechte der Borromäer. Jedes Bedürfnis, jede Not und jeden Übelstand seines Sprengels suchte er kennen zu lernen und zu beseitigen. Häufig versammelte er seine Mitbischöfe und Priester, um sich mit ihnen zu beraten und die Glut des apostolischen Eifers in ihnen zu erneuern. Seine Reichtümer und Einkünfte verwendete er ausschließlich für die Bedürfnisse der Kirche und der Armen. Zahlreiche Anstalten zur Heranbildung tüchtiger Seelsorger, viele Armen- und Krankenhäuser waren sein Werk. Er selbst lebte so abgetötet und arm, daß er einst, als er zur Zeit der schrecklichen Pest in Mailand den ganzen Tag über die Kranken und Sterbenden getröstet hatte, abends in seinem Palaste weder Brot noch Geld vorfand. Die Grenzen seines Erzbistums aber waren

für seinen Eifer noch zu eng; ganz Italien und selbst die rauhen Gebirgsthäler der Schweiz waren der Schauplatz seiner Thätigkeit. In den unwegsamen Gebirgen von Hütte zu Hütte pilgernd, befestigte er die Bewohner im heiligen Glauben ihrer Väter, warnte sie vor den neuen Irrlehren und tröstete sie in ihren Trübsalen. Der ausgedehnte Briefwechsel, den er mit vielen Bischöfen, Ordensobern und Fürsten seiner Zeit unterhielt, hatte keinen anderen Zweck, als sie alle durch Rat und Mahnung in der Treue gegen Gott und die Kirche zu befestigen. So hatte der göttliche Heiland in jener gefahrvollen Zeit der Glaubensspaltung seinen treuen Diener zu einer Säule seiner hartbedrängten Kirche und zum strahlenden Vorbilde aller Bischöfe gemacht. Der hl. Karl Borromäus starb, 46 Jahre alt, 1584.

376. Die Kirche und ihre Ausbreitung in der Neuzeit.

Millionen in Europa: Deutsche, Schweizer, Engländer, Schweden, Dänen trennten sich, dem Beispiele Luthers folgend, von der Kirche. Was die Kirche aber durch den Abfall in Europa verloren hatte, sollte ihr durch Bekehrung unzähliger Heiden in andern Weltteilen reichlich ersetzt werden. Nach allen Richtungen zogen die Glaubensboten und verkündeten mit bewunderungswürdigem Erfolge die Lehren des Heils. Ans Unglaubliche grenzt, was allein im Osten Asiens der hochbegnadigte hl. Franziskus Xaverius gewirkt hat. Gleich dem hl. Ignatius von Loyola war er ein Spanier von vornehmer Herkunft und einer der ersten Genossen desselben. Mit glühendem Eifer für das Seelenheil der Heiden durchschiffte er das weite Weltmeer. An der Küste Ostindiens gelandet, durchzog er die Straßen der sittenlosen Stadt Goa und rief mit einem Glöcklein die Kinder zum Unterrichte. Freudig kamen sie herbei und hörten dem Gottesmanne zu, wie er ihnen so rührend vom lieben Heilande erzählte. Zu Hause wiederholten sie, was sie gelernt, und bewogen die Erwachsenen, ebenfalls zu kommen und den heiligen Prediger zu hören. So begann Franz Xaver. Gott krönte seinen Eifer und verlieh ihm, wie den ersten Aposteln, die Kraft, Kranke zu heilen, Tote zu erwecken, den Stürmen zu gebieten, kurz die erstaunlichsten Wunder zu wirken. Unermüdet eilte er von Land zu Land, durch ganz Indien und Japan, und bekehrte in dem kurzen Zeitraume von zehn Jahren viele Völkerschaften und ganze Königreiche. Auch dem unermeßlichen chinesischen Reiche wollte er die frohe Botschaft des Heils verkünden, als er an der Grenze des Landes, auf der Insel Sancian, starb (1552).

Seine Ordensbrüder setzten sein Werk fort und gewannen auch in China durch die Weisheit ihrer christlichen Lehre, durch die Heiligkeit ihres Lebens und durch den Eifer ihrer erfinderischen Liebe Hunderttausende von unsterblichen Seelen für Christus und seine Kirche; und trotz blutiger Verfolgungen, besonders in Japan und China, hat es seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag niemals an gottbegeisterten Männern gefehlt, welche die christlichen Missionen in Asien zu ihrer Lebensaufgabe machten. Unterstützt durch die

Almosen und Gebete des katholischen Volkes im Abendlande, wetteifern Priester und Ordensleute, das Reich Gottes im fernen Morgenlande auszubreiten, und weder Entbehrungen, noch Anstrengungen, noch Todesgefahren sind im stande, diese Helden des Glaubens abzuschrecken.

Auch in Amerika, der neuentdeckten Welt, verbreitete sich das Licht des Evangeliums und stürzte den schändlichsten Götzendienst mit all seinen Verbrechen und Lastern. Kein Volk auf Erden brachte mehr Menschenopfer dar, als die Amerikaner. Unbeschreiblich ist es, was hier die heldenmütigen Missionäre ausgestanden, welche Gefahren ihnen unter den blutigen Menschenfressern drohten. Nicht nur die Grausamkeiten und Laster der Eingebornen hatten sie zu bekämpfen, sondern auch die unersättliche Habsucht und Sittenlosigeit der eingewanderten Europäer. Dennoch gelang das mühevolle Werk; fest und dauernd wurde auch hier der christliche Glaube begründet.

Besonders blühte die Mission in Paraguay in Südamerika. Aus den rohen Urbewohnern, welche mit den wilden Tieren in den Wäldern lebten, welche auf nichts sannen, als auf Raub, Mord, Befriedigung der Rachsucht, welche nichts kannten, als schändliche Gier nach Menschenfleisch, Wollust und Trunkenheit, bildeten die unermüdlichen Glaubensboten fromme Christengemeinden voll Sittsamkeit und Liebe, voll Unschuld und Frömmigkeit, welche nach und nach ihr verwildertes Land in ein gesegnetes Paradies umschufen.

Großartig war auch das Wachstum der Kirche in Nordamerika. Im Jahre 1789 errichtete Papst Pius VI. das Bistum Baltimore, das erste in den Vereinigten Staaten Nordamerikas; im Jahre 1877 dagegen befanden sich daselbst 11 Erzbistümer, 48 Bistümer, und 10 Bistümer waren in der Einrichtung begriffen.

Ähnliche Fortschritte machte die katholische Religion in Australien. Dort errichtete Gregor XVI. im Jahre 1842 das erste Bistum in Sidney; jetzt ist die Zahl der Bistümer bereits über 20 gestiegen. — Auch in die unbekannten Länder Afrikas unternehmen katholische Glaubensboten einen heiligen Eroberungszug, und bei der Begeisterung und dem Heldenmute, die dabei sich kundgeben, ist zu hoffen, daß auch dieser Weltteil endlich für das Reich Jesu Christi gewonnen werde.

In Europa waren wohl die Leiden der Kirche seit dem Beginne der französischen Revolution überaus groß gewesen; aber ihre göttliche Lebenskraft war nicht versiegt, und allmählich wurden die Wunden geheilt, welche ihr geschlagen worden waren. Sobald das kirchliche Leben jedoch wieder frisch erblühte, traten alsbald neue schwere Anfechtungen hervor. Der Feind Gottes und der Seelen unterläßt es ja niemals, gegen die Heilsanstalt zu kämpfen, die der Sohn Gottes in seinem Blute gestiftet hat; und so erfüllt die Kirche bis in die Gegenwart ihren Beruf auf Erden, zu leiden und zu kämpfen. In großer Bedrängnis befindet sich besonders seit 1848 der apostolische Stuhl. Im genannten Jahre mußte Pius IX. vor

der Revolution aus Rom fliehen und begab sich nach Gaëta. Wohl kehrte er 1850 unter der Freude aller Gutgesinnten nach Rom zurück und führte mit hoher Weisheit und väterlicher Milde die Regierung seiner Staaten weiter; aber schon im Jahre 1860 entriß ihm Victor Emanuel, König von Sardinien, den größten Teil des Kirchenstaates bis auf die Stadt Rom und deren nächste Umgebung. Nachdem im Jahre 1867 ein durch die Scharen Garibaldis gemachter Versuch, Rom zu nehmen, kläglich gescheitert war, schritt die Regierung Victor Emanuels während des französischen Krieges im September 1870 zur Besetzung Roms.

Inmitten dieser traurigen Verhältnisse stand das geistliche Ansehen des Stuhles Petri und seines Inhabers auf dem ganzen katholischen Erdkreis so hoch, als irgend jemals in den glänzendsten Zeiten der Kirchengeschichte. Mit freudiger Begeisterung wurde die Entscheidung, wodurch Pius IX. am 8. Dezember 1854 den überlieferten Glaubenssatz ausgesprochen hat, daß die hl. Jungfrau Maria ohne Makel der Erbsünde empfangen sei, in der ganzen Kirche aufgenommen. Im Jahre 1869 feierte Pius IX. sein 50jähriges Priesterjubiläum, 1871 sein 25jähriges Papstjubiläum, ein Ereignis, welches seit den Tagen des hl. Petrus sich nicht wiederholt hatte, und 1877 sein 50jähriges Bischofsjubiläum. Diese Jubiläen gaben den Gläubigen aller Länder einen neuen Anlaß zu heißen Gebeten für den heiligen Vater und die Kirche, zu Kundgebungen ihrer unverbrüchlichen Treue gegen den hl. Stuhl, ihrer Liebe und Opferwilligkeit gegen dessen Inhaber. — Zu den bedeutendsten Ereignissen während der Regierung Pius IX. gehört die Berufung des Vatikanischen Konzils (1869—1870). Auf demselben wurde als Glaubenssatz erklärt, daß die Entscheidungen, welche der Papst als oberster Lehrer der Kirche in Betreff der Glaubens- und Sittenlehre fällt, unfehlbar sind.

Pius IX. starb den 7. Februar 1878, tief betrauert von der ganzen katholischen Christenheit. Bald aber wurde die Trauer in Freude verwandelt, da schon am 20. Februar in der Person des Kardinals Joachim Pecci, der sich Leo XIII. nannte, der Kirche Gottes ein neues Oberhaupt gegeben wurde. Leos XIII. unausgesetztes Bestreben ist es bisher gewesen, der Kirche überall den Frieden zu vermitteln. Pflicht aller Katholiken ist es, ihn in diesem Bestreben zu unterstützen durch ihr Gebet im felsenfesten Vertrauen auf den göttlichen Stifter der Kirche, der ihr bis ans Ende der Zeit seinen allmächtigen Schutz gegen alle ihre Widersacher versprochen hat.

Nach Jungnitz.

377. Die Kirche.

„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 18.)

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heil'gen Zedern, gleitet
Ein **Schiff** durchs wilde Meer

Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

Statt Mast und Segelstangen
Seht man ein **Kreuz** nur prangen,
Des ew'gen Heils Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke, lenkt das Steuer,
Er wankt und rastet nicht!
Und **Glaube** heifst der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
Ein Weib, das **Hoffnung** heifst,
Die, nach dem Land gerichtet,
Wo einst es friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffer weist.

Die Dritte spannt den Schleier,
Helleuchtend wie ein Feuer,
Als weites Segel auf;
Sie heifset **Liebe**, zügelt
Die Stürme und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf.

Heil jedem, der, entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen
Und nimmer es verläfst!
Dort darf er nicht mehr zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den Einen
Von Gott erkornen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Flut verheerend,
All' Lebendes zerstörend,
Sich um die Erde schlug:

Sie war ein schwaches Zeichen
Und mufs dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn alles schon verklungen,
Wenn diese Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und er, der es regierte,
Nimmt alle, die es führte,
In seinen Himmel auf!

Kardinal M. v. Diepenbrock.

378. St. Willibald erhebt den Leib seines hl. Bruders Wunibald.

24. September 777.

Wo die Altmühl ihre blauen
Wogen wälzt durchs Thal dahin,
Wo die stolzen Felsen schauen
Nieder in das Wiesengrün;
Wo die weiten Eichen rauschen,
Und im grünen Buchenhag
Hirsch und Eber morgens lauschen
Auf der Amsel süfsen Schlag:

Da erschallt aus Kirchenhallen
Frommer Mönche Festchoral. —
Aus dem Dome seh ich wallen
Jetzt der ernsten Mönche Zahl;
Und in ihrer Mitte schreitet
Willibald, das Aug so klar!
Hin nach Heidenheim begleitet
Ihn der Mönche kleine Schar.

Denn der Bischof will erheben
Seines heil'gen Bruders Leib,
Wunibalds, des frommes Leben
Ringsum preiset Mann und Weib;

Der als Abt den Stab geführet
In dem Kloster Heidenheim,
Der manch Heidenherz gerühret,
Hegte mancher Tugend Keim.

Und sie ziehen mit Gebeten
Über Höhn und Thäler hin;
Heilige Gesänge flehten
Auf zu Gott aus reinem Sinn. —
Hörst du jetzt die Glockentöne
Grüfsen aus dem trauten Thal?
Siehst du Benediktus' Söhne,
Fromme Töchter auch zumal?

Doppelschar der beiden Klöster
Zieht heran zum Festwillkomm,
Und voran des Bischofs Schwester,
St. Walburga, gut und fromm.
O wie herzlich tauscht die Grüfse
Der Geschwister heil'ger Mund!
O wie freut sie nun das süfse!
Wiedersehn zu guter Stund —

Morgens ziehn sie zur Kapelle,
Wo St. Wunibalds Gebein
Schlummert in der Grabeszelle
In dem armen Leichenschrein.
Und der Bischof steigt hinunter
In des Bruders düstre Gruft,
Des Verklärung manches Wunder
Schon durch alle Gaue ruft.

Von des Himmels Wiederscheine
Glüht des Bischofs Angesicht:
„Scharrt zu Tage die Gebeine!"
Froh sein heil'ger Mund jetzt spricht.
Und die Mönche und die Priester
Graben auf nun Schicht für Schicht,—
Aus des Grabes heil'gem Düster
Heben sie den Leib zum Licht.

Nicht ein Haar von seinem Haupte
Fehlte, wie die Nonne*) schrieb;
Auf die Bahre, die umlaubte,
Legten sie die Last so lieb. —
Und des neuen Tempels Hallen
Hat der Bischof nun geweiht,
Hehre Weihgesänge schallen
Durch die Räume hoch und weit.

Horch! Vom neuen Turm die Kunde
Rufen Glocken laut herab,
Da St. Willibald zur Stunde
Mit den Priestern kommt zum Grab.
Tausend gläub'ge Herzen glühen,
Nun zu ehren das Gebein,
Immer neue Reihn umknieen
Fromm den neuen Leichenschrein.

Sieh nun, wie der Bruder drücket
Auf des Bruders heil'ge Leich
Frommen Kuſs, nach ihm, beglücket,
Auch die Schwester tugendreich.
Und die Christen alle drängen
Sich herbei zum heil'gen Kuſs,
Bis mit Litaneienklängen
Rings sich mischt Gebets Erguſs.

Bis die frommen Diakone
Trugen sanft die süſse Last
Und sie unterm Jubeltone
Stellten hin zur Friedensrast
In die Gruft, die neugebaute,
In des Tempels Heiligtum. —
Und des Himmels Segen taute
Aus der Gruft zu Gottes Ruhm.

A. Kohl.

379. Heinrich der Heilige.

Noch erhob zum Himmelsblau
Sich mit Türmlein und mit Bogen
Nicht des Münsters Wunderbau,
Da gen Straßburg kam gezogen
Kaiser Heinrich, der von Bayern.

In der Kirche schlicht und klein
Funkeln doch geweihte Kerzen,
Und den Kaiser treibt's hinein,
Daß mit Andacht er von Herzen
Huld'ge Gott, dem höchsten Herrscher.

Vor den Altar tritt er gleich,
Läßt sich einsam betend nieder;
Aus dem Chore voll und reich
Strömen wogend heil'ge Lieder;
Alle Chorherrn sind versammelt.

Und es schweigt der fromme Sang,
Nach und nach die Gläub'gen schwinden.
Heinrich kniet und betet lang,
Kann sich nicht zur Erde finden,
Wandelt oben in den Himmeln.

Endlich hebt er sich, und hell
Ihm die Augen beide leuchten;
Jede Sünde will er schnell
Einem Priester treulich beichten
Und empfahn der Kirche Segen.

Drauf er spricht: „In eure Reihn
Laßt mich, heil'ge Väter, treten,
Will dem Gottessohn mich weihn,
Am Altare knien und beten
Und des Heiles Wort verkünden!"

Seine Diener ängstlich nahn:
„Herr, was soll dem Reiche werden,
Nimmst du sein dich nimmer an?
Uns zum Segen hat auf Erden
Gottes Gnade dich gegeben!"

Doch der Kaiser ruft empor
Schon den Eid der Priestertreue,
Dringt zum Bischof ein ins Chor,
Bietet sich zur heil'gen Weihe,
Wirft den Purpurmantel nieder.

*) Die Nonne von Heidenheim, eine Zeitgenossin des hl. Willibald, die dessen Leben beschrieben, und der wir hier folgen in ihrer Schilderung.

Heiß umfängt ihn Werichar,
Läßt ihn gläubig sich verneigen
An des Herren Fronaltar.
Alle stehn im bangen Schweigen,
Und der Bischof spricht zum Kaiser:

„Sohn, wohlan, Gehorsam nur
Leihet dir die Priesterwürde,
Drum gelob mit heil'gem Schwur,
Dich zu beugen deiner Bürde
Und zu thun des Herrn Befehle!

Priester seist du Gott dem Herrn,
Doch dein Altar steh im Reiche:
Leucht ihm dort, ein heller Stern,
Daß es nimmer von Ihm weiche,
Treulich stets nur an ihm hange!

Und des deutschen Reiches Kron
Schmücke noch dein Haupt auf Erden;
Einst vor Gottes Gnadenthron
Wird dir die des Himmels werden,
Und uns sollst du Heil'ger heißen."

Aug. Stöber.

380. Was ein Vater unser wert ist.

Zu Augsburg an dem Palast des Bischofs steht ein Mann,
Dem wird an jedem Mittag die Pforte aufgethan.
Dann reicht der Küchenmeister auf seines Herrn Gebot
Dem greisen Bettelmann ein reichlich Mittagbrot.
Und dieser nassen Auges verzehret das Geschenk,
Und betet drei Vater unser, des Gebers eingedenk.
Einst drang manch trübe Märe bis zu des Bischofs Ohr,
Daß er darob den Frohsinn und alle Ruh verlor.
Er wandelt zur Erheitrung im Blütenduft des Mai,
Da führt am greisen Bettler die Straße ihn vorbei.
Sieh da, so sprach Sankt Ulrich, wie geht es dir, mein Gast?
Wie immer, sprach der Alte, Hochwürd'ger, ernst gefaßt.
Drauf jener: Nicht, wie immer, ergeht es mir, es kam
So manche Kunde gestern, die alle Ruh mir nahm;
Du hast gewiß vergessen zu beten da für mich
Die heil'gen Vater unser, doch speis ich täglich dich.
Der Bettler sprach: Ich habe gebetet gestern nicht,
Denn euer Küchenmeister macht' mir ein bös Gesicht,
Als ich erschien, und murrte und wies mich von der Thür:
Such heut dein Brot wo anders, heut findest du nichts hier. —
Und zornig kehrt der Bischof zurück in den Palast,
Beschied den Küchenmeister in sein Gemach mit Hast,
Und sprach: Sieh an, welch Übel und welches schwere Kreuz
Du über mich gehäufet durch deinen bösen Geiz!
Der Küchenmeister, trotzig und allzudreist, fragt frei,
Ob an dem Vater unser so viel gelegen sei?
Entrüstet ruft der Bischof: Was? du fragst noch so kühn?
Wohlan! du sollst nach Roma zum heil'gen Vater ziehn,
Den sollst du fragen, wie viel ein Vater unser wert.
Bring seine Antwort, dann sei Verzeihung dir gewährt! —

Und als er kommt nach Rom in vieler Pilger Chor,
Geht er zum heil'gen Vater und legt die Frag ihm vor:
Wie viel ein Vater unser an Gelde wohl sei wert?
Der spricht: Ein Vater unser ist goldnen Pfennigs wert.
Der Küchenmeister brachte Sankt Ulrich den Bescheid;
Der fragt: Der goldne Pfennig, wie breit ist er, wie breit?
So muß der Küchenmeister nochmals nach Rom zurück,
Und geht zum heil'gen Vater und fragt mit trübem Blick:
Wie breit der goldne Pfennig, der ein Vater unser wert?
Der Papst versetzt: Wohl ist er so breit, wie unsre Erd. —
Als dies Sankt Ulrich hörte, sprach er mit ernstem Blick:
Wie dick der goldne Pfennig, das sage mir, wie dick?
Da murrt' der Küchenmeister; doch weil er es nicht wußt,
Hat er zum dritten Male nach Roma hin gemußt.
Und als den Papst er fragte: Der goldne Pfennig rein,
An Wert ein Vater unser, wie dick der müsse sein?
Da tönt's: So weit der Himmel entfernt ist von der Erd,
Sei dick der goldne Pfennig, der ein Vater unser wert.
Denn was der Mensch gewinnet, woran er labt den Mut,
Ein frommes Vater unser ist mehr, als alles Gut.

Th. Holscher

381. Adventslied.

Laß erschallen die Posaune,
Sion, sing ein neues Lied,
Daß das Volk der Heiden staune,
Wenn es deine Freuden sieht!
Denn er kommt, dich zu erlösen,
Der des Friedens Palme trägt,
Sieh, dein König, der die Bösen,
Sion, dir zu Füßen legt!

Sion, eile ihm entgegen,
Auserwählte Tochter du!
Sieh, dein König spendet Segen,
Wendet dir sein Antlitz zu!
Will in dir sein Reich begründen,
Seiner Ehre Herrlichkeit;
Sion, laß dich würdig finden,
Halt dem Herrn dein Herz bereit!

Komm, o König, Fürst des Lebens,
Kraft der Seele, süßes Licht!
Keiner seufzt nach dir vergebens;
Komm, o Herr, und säume nicht!

Gieße deinen Segen nieder,
Pflanze deinen Friedensbaum;
Sammle deine Herde wieder,
Herrsche durch den Weltenraum!

Berg und Hügel werden schallen
Hoch empor vom Lob des Herrn;
Aus den Wäldern widerhallen
Wird sein Name weit und fern!
Denn es ist der Herr des Lichtes,
Der Ersehnte aller Welt,
Der Vermittler des Gerichtes,
Der das Reich des Heils bestellt.

Jauchz, o Erde, jauchz, o Sonne!
Menschen, rühmet sein Gebot!
Ewig währt die neue Wonne;
Denn sie kommt vom starken Gott.
Erde, ebne deine Höhen,
Finsternisse, werdet Licht,
Blinde, kommt, den Herrn zu sehen,
Stumme, jauchzt und schweiget nicht!

Bones Cantate.

382. Huldigung dem Jesuskinde.

Erde, singe,
Daß erklinge
Laut und stark dein Jubellied!
Himmel alle,
Singt zum Schalle
Dieses Liedes freudig mit,
Singt ein Loblied eurem Meister,
Preist auch ihr ihn, Himmelsgeister!
Was er schuf, was er gebaut,
Preis' ihn laut!

Der das Leben
Euch gegeben
Und unsichtbar euch erhält,
Der euch führet,
Euch regieret,
Tritt heut sichtbar in die Welt;
Aber, statt auf goldnen Thronen,
Will in niedrem Stall er wohnen;
Eine Krippe, arm und klein,
Schließt ihn ein!

Daß die Erde
Schöner werde,
Stieg er von dem Himmelszelt;
Uns vom Bösen
Zu erlösen,
Kam als Kind der Herr der Welt;
Daß die Schöpfung sich verkläre
Ward er selbst uns Licht und Lehre.
Drum ihr all, die ihr ihn schaut,
Preist ihn laut!

Weht, ihr Winde,
Weht dem Kinde
Lob und Dank und Jubel zu;
Bringt ihm, Lüfte,
Blumendüfte,
Schmückt mit Blüten seine Ruh;
Wehet leise, säuselt linde,
Bald ja droht dem Gotteskinde
Auf der Schädelstätte Höhn
Sturmeswehn!

Meereswellen,
Ström und Quellen,
Bringt ihm euern Jubel dar;
Grüne Wälder,
Aun und Felder,
Schmückt des Neugebornen Haar;
Kränzt mit Blumen seine Wiege,
Daß er weich gebettet liege,
Bis die Dornenkron ihn drückt,
Blutig schmückt!

Mond und Sonne,
Gießt mit Wonne
Euer Licht in diesen Stall;
Himmelssterne,
Nah und ferne,
Sendet euren schönsten Strahl;
Bald ja werdet trüb ihr trauern,
Wenn am Kreuz in Todesschauern
Seiner Augen Himmelslicht
Sterbend bricht!

Kreaturen
Auf den Fluren,
Huldigt ihm mit Jubelruf;
Ihr im Meere,
Preist die Ehre
Dessen, der aus nichts euch schuf;
Was auf Erden ist und lebet,
Was in hohen Lüften schwebet,
Lob ihn; er haucht ja allein
Leben ein!

Erdensöhne,
Freudentöne
Bringt dem Kinde nah und fern;
Singet Lieder,
Knieet nieder
An der Krippe eures Herrn!
Wer kann seine Lieb ergründen?
Ach, zur Sühnung unsrer Sünden
Trug er unsre Schmach und Not
Bis zum Tod!

Nationen,
Die da wohnen
Auf dem weiten Erdenrund:
Lob laßt schallen,
Denn mit allen
Schloß er den Erlösungsbund;
Um uns alle zu erretten,
Trug er selber unsre Ketten,
Ging durch Tod die Himmelsbahn
Uns voran!

All drum singet,
Daß erklinget
Laut ein allgemeines Lied;
Wesen alle,
Singt zum Schalle
Dieses Liedes jubelnd mit;
Singt ein Danklied eurem Meister,
Preist auch ihr ihn, Himmelsgeister;
Was er schuf, was er gebaut,
Preis' ihn laut.

Kardinal Joh. v. Geissel.

383. Passionslied.

Trauert, ihr englischen Chöre, und weinet,
Weinet in unseren Trauergesang!
Da selbst der Gottmensch gekreuzigt erscheinet,
Töne die Harfe den tiefesten Klang!
Seraphim, rühret die menschlichen Herzen,
Sagt es den Zonen und jeglichem Meer:
Heute am Kreuze in heftigsten Schmerzen
Starb der Erlöser der Welten, ihr Herr.
Sündige Seele, hier siehst du ihn hangen,
Deinen Erlöser ans Kreuz hingestreckt.
Thränen, mit Blut vermischt, decken die Wangen,
Sieh seinen Scheitel mit Dornen bedeckt;
Durstend, verschmachtet, vom Vater verlassen,
Neigt er geduldig sein todkrankes Haupt.
Stolzes Jerusalem! sieh ihn erblassen
Sünder! du hast ihm das Leben geraubt.
Kreuz des Versöhners! vor dir will ich weinen,
Vor dir beschäftigt sich heute der Christ.
Du, der du schreckbar wirst einstens erscheinen,
Sei mir jetzt büßend demütig gegrüßt:
Leidender Jesus! auf dich will ich bauen,
Auf dein vergossenes, teueres Blut;
Laß mich dein Kreuz dereinst selig anschauen;
Denn du starbst büßenden Sündern zu gut.

Bayerle.

384. Osterlied.

Seele, dein Heiland ist frei von den Banden
Glorreich und herrlich vom Tode erstanden;
Freue dich, Seele, die Hölle erbebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt!

Freue dich, Seele, die Hölle erlieget,
Sünden und Satan und Tod sind besieget;
Der im Triumphe vom Grab sich erhebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt!

Fasse dich, Seele, sei tapfer im Streite,
Jesus ist mit dir und kämpft dir zur Seite;
Zage nicht, wenn auch der Tod dich umschwebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt!

Hast du dann standhaft mit Jesus gestritten,
Hast du den Tod, wie dein Jesus, gelitten:
Traue, daß Jesus vom Grabe dich hebt,
Jesus, dein Heiland, ist Sieger und lebt!

Bones Cantate.

385. Am Pfingstfeste.

Geist der Wahrheit, Geist der Liebe,
Den der Herr den Jüngern gab,
Läutre jeden unsrer Triebe!
Geist der Liebe,
Geist der Wahrheit, komm zu uns herab!
Geist der Liebe, Geist der Wahrheit!
Nebel hüllt des Menschen Pfad.
Führ ihn Du zur Sonnenklarheit!
Geist der Wahrheit,
Geist der Liebe, sei uns Licht und Rat!
Unsers Herzens Tugendquelle
Trüben Sinnenlust und Schmerz!
Leidenschaft treibt Well' auf Welle!
O erhelle,
Geist der Lieb und Wahrheit, unser Herz!

Lafs in Sturm und Ungewittern
Uns nicht zagen, guter Geist!
Auch alsdann lafs uns nicht zittern,
Wenn den bittern
Kelch dein Friedensbot uns leeren heifst!

Aus Solereder.

386. Am heiligen Fronleichnamsfeste.

Frohe Jubellieder bringen
Wir, o Herr, dir heute dar,
Groß' und Kleine, Arm' und Reiche
Drängen sich um den Altar;
Mächtig klingen Orgeltöne,
Festlich hallt der Glocken Klang;
Mächtiger und feierlicher
Töne unser Lobgesang.

Tempel und Altäre zieren
Frische Blumen, junges Laub;
Schöner, herrlicher uns schmücke,
Reiner Sinn und frommer Glaub.
Wie des Weihrauchs Duftgewölke
Lieblich steiget himmelwärts,
So erhebe rein und freudig
Sich zum Himmel jedes Herz.

Was der Herr im Kreis der Jünger
Einst befahl in jener Nacht,
Feiert heute seine Kirche
Mit Triumph und Siegespracht.
Und es ehren ganze Völker
Jesum mit gebognen Knien,
An des Altars Stufen legen
Könige die Kronen hin.

Brotsgestalten ihn verbergen,
Dem die ganze Welt sich neigt,
Der als wahrer Mensch an Gottheit
Dem allmächt'gen Vater gleicht.
Um mich Armen zu beschenken,
Weilt der Allerreichste hier;
Um den Schwachen zu erquicken,
Nahet sich der Stärkste mir.

Unsrer Seele schwerste Krankheit
Heilt als Arzt er voll Geduld,
Schenkt in diesem Liebesbunde
Uns als Mittler Gottes Huld,
Scheuchet unsres Geistes Blindheit
Durch des ew'gen Wortes Strahl,
Reicht als König Feierkleider
Uns zum großen Hochzeitmahl.

Wenn beim Schluß des Pilgerlebens
Alles uns verläßt und flieht,
Dient als Wegzehr diese Speise,
Die den Geist zum Himmel zieht,
Ist, wenn mit dem bittern Tode
Unser Leben liegt im Streit,
Keim zur sichern Auferstehung,
Pfand für die Unsterblichkeit.

Darum preiset das Geheimnis,
Dessen Stiftung kundgethan
Des Erlösers höchste Liebe:
Jubelt, jauchzet himmelan!
Angestimmt von allen Zungen,
Bringet seiner Majestät
Laut in Psalmen Huldigungen
Und des Herzens Dankgebet!

Kölner Lesebuch

387. Die sieben heiligen Sakramente.

Sieben Himmelspalmen pflanzte
Gott dem Menschen auf die Erde,
Daß ihm Ruh in ihrem Schatten,
Speise von den Früchten werde.

Sieben Sonnen hieß er scheinen
In die Erdennacht, die öde,
Daß die finstre Macht der Kälte
Nicht den blinden Wandrer töte.

Sieben Quellen hieß er springen
In der Wüste aus dem Sande,
Daß der Wandrer nicht verschmachte
In des Durstes heißem Brande.

Sieben Kreuz er aufgerichtet,
Stationen, um zu rasten,
Wenn der Erde Kreuz und Leiden
Scharfen Druckes ihn belasten.

Sieben Engel hat der Milde
Als Geleiter uns gegeben,
Uns zu stärken, uns zu führen
Durch den Tod zum ew'gen Leben;

Sieben Flügel uns verliehen,
Die mit mächtig starkem Zuge
Uns zur lichten Sonne tragen,
Wenn der Staub uns hemmt im Fluge.

Siebenfach sei drum gepriesen,
Der die Gnaden uns erteilet,
Der mit sieben Sakramenten
Heiligend die Sünder heilet.

Schon im zarten Mutterarme
Naht dem Kindlein Himmelsgnade,
Mild verzeihend, neu es weihend
In der **Taufe** heil'gem Bade.

Himmelskraft zum Erdenkampfe,
Helm und Schild zu seiner Schirmung
Reicht die Fülle dann des Geistes
Dem Erstarkten in der **Firmung.**

Wenn er strauchelt, wenn er stürzet,
Von dem Feinde überwunden,
Heilt der Heiland in der **Buße**
Seines Herzens tiefste Wunden.

Naht erbarmend seiner Hütte,
Wenn ihn Durst und Hunger quälen,
Um, als **Speise** selbst ihn speisend,
Gott und Menschheit zu vermählen.

Daß er deines Reiches walte,
Das Verliehene verleihe,
Machst du ihn zu deinem **Priester**
Durch die heil'ge Kraft der **Weihe.**

Harrest seiner am Altare
Bei dem Tausch der Hochzeitringe,
Daß die **Ehe,** gottgesegnet,
Gottgeweihte Blüten bringe.

Wenn er endlich niedersinket
Von des Todes kaltem Hauche,
Weihst du ihn mit **heil'gem Öle,**
Daß er auf zum Leben tauche;

Daß er, eine Himmelsflamme
Sich zum Himmel auferschwinge,
In dem Chore reiner Engel
Lichtgesänge leuchtend singe.

Münster'sches Lesebuch.

388. O sanctissima.

O du heilige,
Du jungfräuliche,
Holde Mutter, Maria!
Selig Gepries'ne,
Herrlich Erwies'ne:
Bitt Gott für uns, Maria!

O, unschuldige,
Du geduldige,
Treue Mutter, Maria!
Fühltest im Herzen
Leiden und Schmerzen:
Bitt Gott für uns, Maria!

Treu bewährte,
Hochverklärte,
Sel'ge Mutter, Maria!
Nun bei dem Sohne
Schmückt dich die Krone:
Bitt Gott für uns, Maria!

389. Am Allerseelentage.

Ihr Trauernden stillet die Thränen
Und hemmet das Jammern und Sehnen!
Wer wollte verzagend erbeben?
Das Grab ist das Thor zu dem Leben.

Mag irdische Hülle zerfallen,
Mag irdische Freude verhallen,
Mag Staub sich gesellen zum Staube,
Hoch über ihm jauchzet der Glaube!

Hoch über dem Glauben da thronet
Das Licht und das Leben, da wohnet,
Vom Leibe des Todes geschieden,
Der Jünger des Herren in Frieden.

Da scheiden nicht bittere Schmerzen
Die heilig verbundenen Herzen;
Was hier heil'ge Liebe vereinet,
Ihr droben verkläret erscheinet.

O laſst uns die Häupter erheben
Dem Tode entquillet das Leben;
Erst endet der Schlummer die Sorgen,
Dann folget der ewige Morgen.

Trierer Gesangbuch.

390. Auferstehen.

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh;
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

Wieder aufzublühn, werd ich gesät;
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben.
Halleluja!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag,
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich.

Wie den Träumenden wird's dann mir sein;
Mit Jesu geh ich ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann, lebt' ich
Im Heiligtume
Zu seines Namens Ruhme.
Halleluja!

391. Loblied.

Lobet den Schöpfer, des Güte stets währet!
Bringet ihm freudig Anbetung und Dank!
Preist ihn, der alles, was atmet, ernähret;
Singet ihm, Völker, mit Jubelgesang!

Jubel ertönet von lachenden Fluren,
Lobend ihn, steigen die Sänger empor.
Folget, o Menschen, den lobenden Spuren;
Stimmet mit Jauchzen ins festliche Chor!

Ewiglich währet des Ewigen Ehre,
Seine Geschöpfe verlässet er nie!
Alles fühlt Wohlsein in Lüften, im Meere;
Täglich versorget, ernähret er sie.

Fallet vor ihm, dem Allmächtigen, nieder!
Preiset ihn, Völker! gehorchet ihm gern!
Weihet dem Vater Anbetung und Lieder:
Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!